Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP30
.V4
V. 44
DEC.

ezember 1929

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Weihnachtsbaum im Abendlicht
Gemälde von Prof. Aloys Hänisch-Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
44. Jahrg. / Dezember 1929/4. Heft

Die sieben Stufen

Roman von Paul Oskar Höcker

Als Minna, das Hausmädchen der ewig aufgeregten Frau Petrigkeit, auf ihrer ersten Berliner Stelle fristlos entlassen wurde, ersah Herr Petrigkeit aus den Meldezetteln, die ihm seine Gattin zur Unterschrift vorlegte, daß Minna überhaupt nicht Minna hieß sondern Dolores. Die flatternden Papiere in der linken Hand, stieß er die Tür zum Kinderzimmer auf, in dem Minnas Aufschlagbett stand, und nagelte diese Tatsache mit spöttisch-vorwurfsvoller Genugtuung fest. Minna, die still und bedrückt ihre Habseligkeiten packte, hätte darauf hinweisen können, daß Frau Petrigkeit ihr beim Dienstantritt den Namen Dolores als irgendwie überheblich selbst gestrichen habe. Aber sie schwieg, um Herrn und Frau Petrigkeit nicht noch mehr zu reizen. Auch die sofortige Entlassung hatte sie ohne Einwand hingenommen. Denn sie konnte ja nicht leugnen, daß die „Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtlande", die in der letzten Sonntagsbeilage erschienen waren, aus ihrer Feder stammten. Doch zur Veröffentlichung waren diese Notizen, die ein ungeschminktes Bild ihrer Erlebnisse im Petrigkeitschen Hause hatten festhalten sollen, nie von ihr bestimmt worden. Es schien nur leider aussichtslos, Herrn und Frau Petrigkeit davon zu überzeugen, daß sie auch nicht die geringste Schuld an ihrem Abdruck trug, ja daß die Sache ihr selber außerordentlich peinlich war. Den wirklichen Schuldigen freilich, den wollte und durfte sie nicht nennen. Es war also schon besser, man trennte sich.

Herr Petrigkeit wollte seine Gattin jetzt glauben machen, er habe Minna vom ersten Tage an für eine Art Hochstaplerin gehalten; nie und nimmer sei sie in seinen Augen ein richtiges Stubenmädchen gewesen; ihre ganze Art sich auszudrücken habe so etwas Zweideutiges und Hinterhältiges gehabt. Doch darauf ging Frau Petrigkeit nicht weiter ein. Wenn Minna ihr nämlich je einen herzlichen Gefallen getan hatte, dann war es gerade die rücksichtslose Eindeutigkeit, mit der sie in ihrer sittlichen Entrüstung an dem bewußten Faschingsdienstag Herrn Petrigkeit die schallende Ohrfeige versetzt hatte. (Die war nun freilich auch mit in die Sonntagsbeilage gekommen.)

Minna klopfte an die Tür von Frau Petrigkeits rotem Plüschsalon und trat ein, ohne Häubchen, um Papiere und Gehalt sowie Kostgeld für den Monatsrest in Empfang zu nehmen. In ihrem unruhigen Nachmittagsschlaf hatte sich Frau Petrigkeit für diese Abschiedszeremonie die Wendung Judaslohn vorgemerkt: damit waren die Silberlinge gemeint, die Minna für ihren beispiellosen Verrat doch sicherlich von der Zeitung bekommen hatte. Aber als Minna so nett und bescheiden und bekümmert vor ihr stand, ward Frau Petrigkeit etwas versöhnlicher gestimmt. Sie richtete sich halb vom Sofa auf, streifte die Plüschdecke von den Knien und sagte, noch ein wenig fröstelnd: „Das wäre nun doch wirklich nicht nötig gewesen, Minna. Na, dann lassen Sie sich's also gut gehn. — Also pro Tag noch drei fünfzig. Eigentlich unerhört. Ganz unerhört, diese neuen Moden. Denn wer macht nun Ihre Arbeit bis zum Ersten? Ich. Und Sie krie-

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

AP 30 INDIANA UNIVERSITY LIBRARY
.V4 44
Dec.

gen bezahlt." Dabei packte sie plötzlich wieder der Zorn. „Wenn künftighin jedes erste beste Hausmädchen Tinte und Feder hernehmen dürfte, ei, da wäre man ja in seinem eigenen trauten Heim seines Lebens nicht mehr sicher . . . Nein, jetzt kein Wort mehr, es regt mich bloß auf. Ich habe schon Tropfen nehmen müssen. Den Hinterschlüssel haben Sie doch der Anna abgeliefert, wie? Na, nun ziehen Sie mit Gott. Es hat ja alles gar keinen Zweck. Die Kinder haben geradezu an Ihnen gehangen. Aber Undank ist der Welt Lohn."

Minna ging.

Sie hatte leichtes Gepäck, besaß nicht, wie die pratschig auf der Küchenbank hockende dicke Anna (die sie nie hatte ausstehn mögen), eine richtige Kommode, sondern bloß einen alten Schließkorb und ein Handköffercheen aus Pappe und braunem Segeltuch.

Aber ein Geheimnis nahm sie mit sich, hinter das weder die dicke Anna noch ihre gemeinsame Gnädige, die Frau Petrigkeit, bis zu dieser Stunde gekommen waren. Nicht nur, daß dieses Hausmädchen Minna nicht Minna hieß, sondern Dolores: in Wirklichkeit studierte sie Nationalökonomie, stand im sechsten Semester und hatte kurz vor der Diplomprüfung . . . Doch diese ganze Vorgeschichte läßt sich nicht so in zwei, drei Sätzen nebenbei erzählen, sie bedarf einiger besonderer Kapitel.

*

Am besten, man beginnt vier Monate vor Minnas unerwartet plötzlichem Abschied von der Häuslichkeit der köpfereichen ostpreußischen Familie, die im Herzen des Berliner Vogtlandes ansässig ist. Vielleicht an dem Sonntag, an dem der Akademische Sportverband den letzten großen Langlauf im Grunewald abhält. Das ist gegen Mitte November. Dolores Scholz beteiligte sich schon im vierten Semester am Langlauf. Es war die billigste Sportart. Auch ihre beiden Freunde, Theo und Lies Bennewitz, gehörten der leichtathletischen Abteilung an. Man brauchte dafür nur Laufschuhe, die kurzen Hosen und den Sweater. Das Zeug wurde den Sommer über im Schließfach des Sporthauses, mitten im Grunewald dicht beim Waldfriedhof, unentgeltlich verwahrt. Im Winter trainierten die jungen Leute auf der Aschenbahn im Poststadion am Lehrter Bahnhof.

Ein außerordentlich heller, in der Sonne fast warmer November. Freilich jetzt, früh um acht Uhr dreißig, sieht man noch den Atem in der Luft. Und manche Körper dampfen, sobald sie stillstehn. Aber Dolores dampft nicht. Sie ist abgehärtet, ist vorzüglich trainiert. Und sie ist knabenschlank. Ihr Lauf hat etwas Federndes und Schwebendes. Ihre Atmung bleibt ganz ruhig und gleichmäßig. Die Strecke geht heute über zwanzig Kilometer. Radfahrposten mit Sanitätern haben die Kontrollstationen besetzt. Der Weg ist so gelegt, daß Straße, Waldweg und Schneise abwechseln. So muß sich die Lauftechnik immer wieder verschiedenem Boden anpassen. Da und dort sieht man schon Schlappe. Am Wurzelwerk einer Grunewaldkiefer ist eine Studentin mit der Schuhsohle hängen geblieben und hat sich eine Sehnenzerrung zugezogen. Eine andere hat wegen Seitenstechen aufgegeben. Die Radfahrerinnen versehen diese Invaliden mit Regenmänteln, damit sie nicht in ihrem durchgeschwitzten Übungsdreß durch den Grunewald humpeln müssen. Denn das Gelände beginnt sich jetzt schon zu beleben. Der Berliner, der seine Steinwüste häufiger zu verlassen pflegt, weil er selbst irgendeinen Sport treibt, nimmt an der leichten Bekleidung der jungen Sportmädel keinen Anstoß. Nur die Kneipbrüder, die den Sonntagmorgen ausnahmsweise einmal zu einem Ausflug in die Umgebung benutzen — wenigstens zu einem Bummel vom Bahnhofsrestaurant bis zum nächsten Bierausschank —, bleiben schweratmend stehen, machen dumme Gesichter mit Stielaugen und suchen die auffallend luftige Erscheinung in die Reihe dumpfer Varieté-Erinnerungen einzugliedern. Da gibt es manchmal auch neckische Zurufe. Aber die Läuferinnen hören sie kaum. Sie sind meist schon außer Rufweite, wenn die Phantasie der Überraschten sich in Wortbildern zu äußern beginnt. Die Strecke, die für den Langlauf der weiblichen Junioren ausgesucht ist, kreuzt auch nur an wenigen Stellen die Hauptspazierwege des Grunewalds: sie beginnt am Waldfriedhof, macht eine Schleife um Teufelssee und Pechsee, benutzt den Kilometerberg, führt vom Großen Fenster zur Kette der Waldseen jenseits der Potsdamer Bahn und kehrt über Stern und Russenbrücke zum Sportplatz zurück. Die Strecke der männlichen Teilnehmer verläuft gerade umgekehrt.

Dolores, die vom Großen Fenster an sich ohne Schwierigkeit mit an der Spitze ihrer Gruppe hält, kennt die Mehrzahl der ihr begegnenden Läufer vom Ansehn oder auch beim Namen. Theo Bennewitz wollte erst mit der Halbzehnuhrgruppe starten, kann ihr also frühestens zwischen Stern und Russenbrücke entgegenkommen. Aber sie gelangt ans Ziel — immerhin als zweite, was ihr großen Spaß macht —, ohne seiner gewahr zu werden. Sollte es seiner Schwester heute vormittag wieder schlechter gehn? Als Dolores

Digitized by Google

in der Frühdämmerung die gemeinsame Studentenbude verließ, hatte Lies Bennewitz noch geschlafen. Theo war zurückgeblieben, um die Sonntagspost abzufangen. Sie befanden sich alle drei in ekliger Klemme. Nun sollte sich's doch endgültig entscheiden, ob sie diesen Winter noch in ihrem Notquartier wohnen bleiben durften. Es war eine Art Kellerbüro in der Oranienburger Straße; der Raum, dessen hohes Fenster sein Licht durch einen Schacht vom Hof empfing, war durch eine Bretterwand geteilt, die bis zum Hoffenster heranführte. Hier hatten sich früher Kontor und Lagerraum einer Fahrradhandlung befunden. In der Zeit der größten Wohnungsnot waren die drei miteinander befreundeten jungen Leute glücklich gewesen, die mehr als bescheidene Bude für ein paar Mark Monatsmiete beziehen zu können; Theo bekam die schmalere Abteilung links, seine Schwester Lies sowie Dolores richteten sich rechts der Trennungswand ein. Befand man sich, nach Überwindung der dunkeln Kellertreppe, erst im Innern der beiden Stübchen, so konnte man sich darin ganz gemütlich fühlen. Die Geschwister hatten, unterstützt von ihrer gemeinsamen Freundin, die Wände und die Decke frisch geweißt, Bilder, Zeichnungen und allerlei wichtige Tabellen aufgehängt und die elektrische Beleuchtung in Ordnung gebracht. Seit vierzehn Tagen aber drohte das Verhängnis: das ganze Keller- und Erdgeschoß sollte umgebaut werden, überhaupt hatte die Baupolizei den vorgeschriebenen Anstoß an der Benutzung dieser Räume für Wohnzwecke genommen.

„Theo!" Dolores hat ihn endlich entdeckt. Er steht am Zaun des Sportplatzes. Übrigens steckt er noch nicht einmal im Sportanzug. In seinem wenig eleganten „Zivil" sieht Theo nach nichts aus — nur mager, fast ein bißchen elend. Dabei hat er einen wundervollen Körper. Wenn er auf der Aschenbahn trainiert, bekommt er nicht nur von Sachverständigen anerkennende Blicke. Unzählig oft ist er schon „geknipst" worden. Ein großes illustriertes Blatt hat im Sommer eine Aufnahme von ihm aus dem Poststadion als Titelbild unter der Bezeichnung „Der neue Läufer von Marathon" gebracht. Ein bekannter Bildhauer schrieb dazu einen Artikel über neue sportliche Schönheit. Dolores kann es nicht so sehr imponieren, daß dieser Studentenkörper so gar keine Spur Fett aufweist, denn ihr ist bekannt, daß zu dieser neuen klassischen Linie mehr der Hunger als das tägliche Training beigetragen hat. Hervorragend schön findet aber auch sie seinen wirklich edel geschnittenen Kopf mit dem wie eine Kappe anliegenden braunen Haar. Und — natürlich! — seine hellgrauen Augen, die etwas so Strahlendes haben können.

Heute morgen strahlen Theos hellgraue Augen aber durchaus nicht. Er steht mißgestimmt unter den Wartenden am Ziel, ohne Hut, die Hände in den Jackentaschen des zu weit gewordenen Sommeranzugs, und erwidert den Anruf der Kommilitonin nur mit einem bekümmerten Achselzucken.

„Also schlechte Gazetten?" stellt Dolores fest, rasch zu ihm hintretend, sobald die Formalitäten beim Finish erledigt sind. „Hat der Hausverwalter geantwortet? — Und Nachricht von Brennecke?"

Theo blickt sie kaum an, während er seine verschiedenen Hiobsposten abläd. „Es geht Lies miserabel. Unbedingt hat sie Fieber. Aber sie läßt mich ja nicht an sich heran. Schreckliches Mädel. Was soll man bloß noch mit ihr anstellen? Die Bude räumen müssen wir bis spätestens Mittwoch. Polizei-Obereunuche höchstselbst war da. Und Mister Brennecke ist uns also richtig durchgebrannt."

Für das Schreibmaschinenbüro von Brennecke in der Friedrichstraße haben sie alle drei, einander Tag und Nacht ablösend, auf der geliehenen Klappermaschine eilige Abschriften in französischer Sprache angefertigt. Brenneckes Betrieb ist aber aufgeflogen, der Unternehmer nicht mehr aufzutreiben, nachdem er die Maschine sowie die umfangreichen und schwierigen Kopien abgeholt hat. Sie müssen sich mit solcher und ähnlicher Werkarbeit kümmerlich durchschlagen, um ihr Studium fortsetzen zu können. Theo und Lies studieren Medizin. Theo, der sein Jahr als Medizinalpraktikant an verschiedenen Kliniken durchmacht, kann zu den Kosten des kleinen Studentenhaushalts gegenwärtig am wenigsten beitragen, weil der praktische Dienst ihm kaum Zeit läßt. Lies ist seit einigen Wochen recht schwächlich und hat bei der anstrengenden Nachtarbeit für Brennecke oft versagt. Um so eifriger hat sich Dolores des Auftrags annehmen müssen. Das ist nun also alles umsonst gewesen. Und diese 68 Mark und 35 Pfennig, mit denen Herr Brennecke ihnen durchgegangen ist, hätten doch als Anzahlung für ein neues Quartier dienen müssen.

„Hast du Zsolnowsky gestern noch deine goldne Uhr gezeigt, Theo?"

Theo bewegt kaum die Lippen, als er verächtlich erwidert: „Jawoll. Ist Tombak. Das goldne Uhrchen war ein Konfirmationsgeschenk."

„Von euerm famosen Onkel Zundt?"

„Nee, so hätte der sich denn doch nicht

Digitized by Google

lumpen lassen. Eine gewisse Tante Emilie. Irgend so etwas Altjüngferliches in Posemuckel oder Trippstrill, was ich gottlob nie zu Gesicht bekam. Übrigens hat Mutter Natur sie längst aus diesem Jammertal erlöst — sonst hätte sie ihre goldene Konfirmationsuhr jetzt todsicher wieder besehn."

„Du, nun muß also mein Schwimmpreis dran glauben. Die Zigarettendose. Der Neptun ist dafür bekannt, daß er keinen Tinneff schenkt."

„Aber die Gravur —! Menschenskind, wenn die Dose im Schaufenster von Zsolnowsky gesehen wird, dann kriegen sie dich womöglich an den Kanthaken!"

„Pä! Große Sache!"

„Exklusion — Du, darüber ist nicht zu lachen, Dol."

„Ach, ihr Mannsleute nehmt all den äußeren Kram viel zu tragisch."

Da ihr's beim Stehen kalt werden könnte, setzt sie sich in Bewegung. Theo geht ohne Lust neben ihr her. Ein paar Spaziergänger machen einander ziemlich indiskret auf das hübsche „Laufmädel" aufmerksam. Da erwacht der Trotz in ihm, die Eifersucht. Dolores ist nicht herausfordernd entwickelt, sie hat schlanke Knabenschenkel, Brust markiert sich unter dem Pullover gar nicht. Charakteristisch sind ihre frischen Farben. Einen gewissen pikanten Reiz bilden die dunkeln Wimpern, der Gegensatz des rötlich-blonden, kurz verschnittenen Haars zu den blauen Augen. Theo ist in dem täglichen Umgang mit Dolores und Lies vielleicht etwas gar zu brüderlich zu allen beiden geworden. Möglich, daß die geflissentlich zur Schau getragene Uninteressiertheit an ihrem Äußeren nur ein Schutzanstrich ist. Wenn nämlich so ein paar Banausen, wie diese Grunewaldbummler jetzt eben, sich anzügliche Bemerkungen erlauben, dann kann es kochen in ihm. Aber äußerlich bleibt er eiskalt, und etwaige Repliken bergen eine schneidend überlegene Ironie in sich, auf die nicht jeder Dutzendmensch zu erwidern weiß. „Ich schlage vor, Dol, du schlüpfst jetzt rasch in das Gewand des Berliner Spießbürgers, damit deine Knie nicht länger den Schellfischaugen betagter Lustgreise als ungesunder Magnet dienen." Dolores merkt natürlich, daß die Eifersucht sich wieder in ihm festgekrallt hat. Es ist ein seltenes Zeichen seiner Zuneigung. Wirklich die Cour gemacht hat er ihr schon lange nicht mehr. Aus seiner Selbstsicherheit und Überlegenheit ist er nur schwer herauszubringen. Statt daß die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Notlage ihn enger mit ihr verbündet hätte, ist er ihr eher entfremdet worden. Bei aller Plebejernot hat er immer noch einen Kavaliersrest retten wollen — aber das erscheint ihm unmöglich, wenn die Dame, an die seine Huldigung ergehen könnte, über die Verwendung eines jeden schäbigen Pfennigs mitzubestimmen hat.

Im Begriff, zum Tor des Sportplatzes zurückzukehren, gibt es eine Begegnung mit Grunewaldreitern, die soeben vom Galopp in Schritt fallen und sich vorbeugen, um ihren dampfenden Pferden die Hälse zu klopfen. Theo wie Dolores besitzen Pferdeverständnis. Sie sehen sofort, daß es keine Verleihgäule sind, sondern gut gepflegtes, edles Material. Bloß stimmt nicht alles, was im Sattel sitzt, dazu.

„Mein Gott, das ist doch Hallerbaum, der Justizrat!" sagt Theo und weist mit den Augen auf einen dicken Reiter, dem die in gelben Ledergamaschen steckenden Unterbeine entschieden zu kurz geraten sind. Der Justizrat hat die Sportmütze abgenommen und bearbeitet die glänzende und dampfende Billardkugel, die sich darunter zeigt, mit einem großen seidenen Taschentuch.

„Der Rechtsanwalt, der euern Prozeß gegen Onkel Zundts Witwe verloren hat?"

„Sieh mal bloß die Speckfalte, die dieser Gent im Nacken über dem Kragen trägt."

Dolores lacht kurz auf. „Irgendwie muß Gott der Herr einen Menschen doch zeichnen, der es versäumt hat, dich und Lies zu Halbmillionären zu machen. Etwa nicht?"

„Das Ungeheuer wagt es wahrhaftig, mich in hellichter Sonne anzusprechen."

Der kurzbeinige Reiter, dessen Sporen dicht unterhalb des Sattels sitzen, hat sich aus der Kavalkade herausgeschält, indem er eine kleine Volte rechts reitet. Nun zündet er sich eine Zigarette an. Dolores weiß Männerblicke zu taxieren. Dieser Herr hat nicht Theos halber, sondern ihretwegen verhalten. Er hat einen dreist entkleidenden Blick. Jetzt erst erkennt er den Begleiter der jungen Dame, deren knapper Laufdreß ihn interessiert hat, und begrüßt ihn — hocherfreut darüber, einen Anknüpfungspunkt zu haben.

„Na, mein lieber Herr Studiosus — oder inzwischen schon Kandidat, wie? —, habe Sie ja so lange nicht mehr ... Auch immer sportlich tätig? Heute wohl Juniorenlauf, wie? Famoses Material, ganz erstklassig, zum Teil ... Darf ich bitten, mich vorzustellen?" Er markiert den Kavalleristenton, wie er vor dem Kriege üblich war. Beugt sich und reicht die Hand hinunter. Da die junge Läuferin darüber hinwegsieht, pätschelt er den Pferdehals. „Auch Medizin, Gnädigste?"

„Nein, Nationalökonomie."

„Haben da schweres Studium vor sich, meine Gnädigste."

Digitized by Google

„Ich stehe bereits im sechsten Semester, kurz vor der Diplomprüfung, und sehe heute die Schwierigkeit weniger im Studium selber als in dessen lukrativer Verwertung."

„Also sozusagen teures Studium. Ja, ja. Gehört natürlich auch besondere Vorliebe dazu."

„Innere Berufung, Herr Justizrat, das ist die Hauptsache."

„Und ein Papa mit einem umfangreichen Geldbeutel," gibt der Justizrat zurück, dessen Blicke noch immer von oben her die leichtgekleidete, hübsche Mädchengestalt streicheln.

„Da ist nun auch kein Mangel! Papa Scholzens Wechsel sind die üppigsten der ganzen Friedrich-Wilhelm-Universität!" Theo sagt es unter lustig aufflackerndem Blickwechsel mit Dolores. Er möchte sich über den schneidigen Justizrat gern ein bißchen lustig machen, ebenso wie Dolores.

Aber Hallerbaum merkt die Übereinstimmung der beiden sofort. „Scholz? Doch nicht etwa der gute alte Oberleutnant Scholz? Mein Freund Ramses? Der hat nämlich auch ein Töchterchen, das Nationalökonomie studiert. — Mein Gott, dann sind Sie am Ende unser Stammtisch-Säugling, meine Gnädigste?" Hallerbaum lacht herzlich und patscht den nassen Pferdehals. „Natürlich! Jetzt sehe ich erst die fabelhafte Ähnlichkeit. Wenigstens Nase und so. Ja, unser guter Ramses hat uns über alles auf dem laufenden gehalten. Waren Sie nicht auch im vorigen Sommer mit Papa Scholz auf Ferien? Bei Johannes Müller?"

„Ich war ein paar Wochen Helferin auf Schloß Elmau. — Sie sind mit meinem Vater bekannt, Herr Justizrat Hallerbaum?"

„Bekannt? Das ist gar kein Ausdruck. Befreundet. Inniglichst. Tja. Er teilt mir alle seine Sorgen mit, der gute Ramses, kann ich Ihnen sagen."

Theo fühlt: da liegt eine Peinlichkeit in der Luft. Dolores wird nicht gern an ihren Vater erinnert. Papa Scholz gilt weit und breit als verwegenes Pumpgenie. Möglich, daß eine der geringen Studienbeihilfen, die Dolores ihrem Vater zu verdanken hat, letzten Endes auf eine mildtätige Stiftung zurückzuführen ist, an der Hallerbaum beteiligt ist. „Sie selbst, Herr Doktor Hallerbaum, scheinen Ihre Sorgen Ihrem Freunde Scholz nicht restlos mitzuteilen," sagt Theo kampflustig. „Sonst wäre Herr Scholz schon zeitiger unterrichtet worden über den kapitalen Reinfall in unserem Prozeß wider Zundt."

Sofort meldet sich in dem gönnerhaften Reiter der Rechtsanwalt. „Ihre Sache wider Zundt ist mir nicht als Reinfall anzukreiden, mein lieber Herr Kandidat Bennewitz. Mir nicht. Ihr Onkel Bennewitz, der Herr Archivar, hat sehr übereilt gehandelt, als er einen Vergleich sofort so brüsk zurückwies. Frau Zundt wollte sich ja ganz generös aus der Affäre ziehen. Sie hätten mit Ihrer Schwester je fünftausend Mark besehen können ... Aber Geschäfte hier im Walde, und am Sonntag, und vor einer so scharmanten jungen Sportdame ... Warum haben Sie sich übrigens gar nicht mehr bei mir gemeldet, Herr Bennewitz? So ganz aussichtslos ist die Sache noch immer nicht. Die Witwe Ihres Onkels Zundt hatte inzwischen doch wieder geheiratet, das wissen Sie doch, wie? Na ja, und ist nun zum zweitenmal Witwe geworden, denken Sie mal an!"

„Ein Herr von Holleyn. Ich weiß. So, und der ist nun auch hinüber?"

„Millionenschwer gestorben. Frau von Holleyn wiederum Universalerbin. Sie hat fabelhafte Karriere gemacht."

„Allerhand für einen ehemaligen Mannequin."

„Mannequin. Na ja. Aber wissen Sie, Herr Bennewitz, diese Frau Ludowika hat doch schon mehr als bloß hübsche Beine. Verdammt klug ist sie. Und Geschmack hat sie."

„Und Glück."

„Stimmt. Aber ist Glück ein Charakterfehler? — Na, hat mich sehr gefreut. — Besuchen Sie mich mal, Herr Kandidat. Oder kommen Sie an den Stammtisch bei Mitscher. Zum Frühstück einmal, wie? Mit Herrn Scholz. — Grüßen Sie Ihren Papa von mir, wenn Sie ihn sehen, mein gnädiges Fräulein. Unser guter Ramses ist über Weekend auf Jagd mit Hullrich und Genossen, hört' ich ... Das war mir ja eine außerordentlich interessante Begegnung ... Ruhe, Ruhe, du Rackerchen ... Nicht mehr zu bändigen, die Stute ... Ein kleines Galöppchen ..."

Die Stute schießt schon davon, noch bevor der Justizrat die Hilfen zum Galopp gegeben hat. Unter dem schaukelnden, dicken, kurzen Reiter galoppiert das Pferd der Kavalkade nach.

*

Was haben wir uns da für einen fabelhaften Gönner angebändigt!" sagt Dolores zu ihrem Freund. Es ist ihr eiskalt auf dem Rücken geworden und sie sucht rasch die Damenkabine auf, um sich umzuziehen.

Die Überheblichkeit, mit der dieser Fremde über ihren Vater sprach, hat sie wieder einmal bitter getroffen. Das Agentendasein ihres Alten Herrn bietet so mancherlei Angriffspunkte. Papa Scholz hat Hunderte von Stammtischbrüdern, bei denen er sich beliebt macht als Witzbold und Anekdotenerzähler,

Digitized by Google

er wird von ihnen auf Jagden und zu Herrenessen eingeladen, er sitzt im Vorstand von ein paar Dutzend überflüssigen Vereinen, für die er sich aufrappeln muß, — und darf als Erkenntlichkeit dafür die seiner Suada etwa noch nicht gewachsenen Mitglieder gegen Feuer, Tod, Autounfälle und Einbruchsdiebstahl versichern, gelegentlich auch mit Wein und Zigarren versorgen. Die Einkünfte daraus sind in den letzten Jahren immer dünner geworden. Seit den Sommerferien hat Dolores von ihrem Vater überhaupt nichts mehr gehört.

„Wirst du Hallerbaums gütiger Einladung Folge leisten?" fragt Dolores ihren Freund, als sie in der Stadtbahn heimfahren.

„Ich denke nicht dran. Etwa, um nachträglich noch so eine Art von Almosen bei Frau von Holleyn herauszuschinden?"

Nach kurzem Schweigen setzt Dolores wieder an: „Lies hat dir's verschwiegen: als sie nach dem Prozeß noch einmal bei Hallerbaum war, — sie hoffte, daß ihr das Armenrecht für die zweite Instanz durchsetzen könnt —"

„Unsinn. Das hätte schon Onkel Bennewitz aus archivrätlichen Prestigegründen konterkariert."

„— ja, da ist also der Herr Justizrat in seinem Privatkontor sehr frech gegen Lies geworden."

Theo fährt hoch. „Der Kerl?! Und das höre ich erst jetzt?!"

„Es ist noch früh genug. Was hättest du damals tun können? Lies hat ihn schon energisch genug abgefertigt, das kannst du glauben. Aber wenn er nun abermals anbandeln wollte mit ihr — oder auch mit dir."

„Mit mir? Wieso?"

„Nun, vielleicht denkt er sich, daß seine schöne Klientin, die millionenschwere Frau von Holleyn, Interesse für einen dritten Mann hat."

„Der ich sein könnte? Du bist ein goldiges Schaf, kleine Dol." Er patscht ihr aufs Knie und zwickt sie ein bißchen.

„Oh, der Herr Assistenzarzt bemühen sich selbst!" sagt sie trocken.

Darauf lachen sie beide und werden trotz der schweren Sorge wieder jung.

*

Doch eine halbe Stunde später, als sie in der Oranienburger Straße eintreffen, packt sie die Lebensfurcht von neuem. Lies hat zweifellos Fieber, aber sie sträubt sich mit allen Mitteln, sich von Theo untersuchen zu lassen.

Theo kündigt an: „So, nun gehe ich ganz einfach zu Professor Renneforth, der kennt mich, vielleicht kommt er her, und wenn's nötig ist, schafft er dann für Lies gleich einen Platz im Krankenhaus!"

„Versuch's!" rät Dolores.

Aber der Professor ist über Sonntag bei seinen Kindern in Hamburg und kehrt erst zum Kolleg am Dienstag zurück.

Lies schläft fast den ganzen Tag. Wenn sie aufwacht, irren ihre Blicke wie flatternd durch die Kellerstube. „Wie sollen wir hier herauskommen, Dol?" fragt sie einmal die Freundin und preßt deren kühle Hand mit ihren feuchten, mageren Fingern. „Das Geld von Brennecke ist heidi. Gar kein Ausweg. Jetzt kann es kommen wie bei Esther, weißt du, voriges Jahr, als die den Gasschlauch nahm . . ." Hektisch lacht sie auf, krümmt sich aber gleich darauf und preßt die Zähne aufeinander.

„Wenn du doch nicht so kratzbürstig wärst, Lies. Du m u ß t dich untersuchen lassen."

„Ach, Theo weiß ja nicht viel mehr als ich. Ich bin mir selber ganz im Bilde. Das genügt. Nicht? Ich habe Umschläge gemacht und Öl getrunken. Kleine Blinddarmreizung. — Was haben dir die Stritts geantwortet? Hast du Aussicht, im Büro anzukommen? Es war doch ein Brief mit der Firma für dich da."

„Bloß die übliche Absage."

„Wer hat unterzeichnet? Findeysen?"

„Irgendwer im Büro."

„Sieh doch zu, daß du ihn morgen noch selbst triffst. Conny kennt ihn vom Golf und sagt, Findeysen sei ein feiner, verständiger Mensch . . . Und er hat doch schon mit ihm über dich gesprochen."

„Du siehst das Ergebnis."

„Nun, in so einem Riesenbetrieb. Bedenke doch, das Berliner Büro von Stritt-Kohle ist noch zwanzigmal umfangreicher als das von Stritt-Bank. Tu's mir zuliebe, Dol, versuch's morgen noch einmal."

„Gut, ich versprech' es. Aber dann mußt du auch endlich vernünftig sein. Theo bringt ein Fieberthermometer aus der Klinik mit. Für alle Fälle."

„Hat er heute Nachtdienst?"

„Aber er kommt spätestens morgen früh um acht."

Lies lächelt befriedigt. „Bis dahin ist mir längst wieder gut." Unmittelbar darauf schläft sie ein.

Dolores setzt sich an ihre Arbeit fürs Kolleg. Aber sie findet nicht die rechte Sammlung. Immer wieder schleicht sie ans Bett von Lies und lauscht auf ihren Atem. Die Stirn fühlt sich nicht übermäßig heiß an. Vielleicht ist das Fieber schon im Weichen.

Digitized by Google

Gerade hat Dolores Licht angedreht, da pocht es an die Tür.

„Wer ist da?“ fragt Lies, aus dem Schlaf schreckend.

Ein lang aufgeschossener Herr in kurzem Sportpelz und Jägerhütchen steht auf der Schwelle. Er schleppt einen vollgepackten Rucksack mit sich.

„Darf man? Gehorsamster Diener, meine Damen. Hier kommt der Weihnachtsmann. Etwas verfrüht, wie? Haben die allergnädigsten Herrschaften schon zu soupieren geruht? Wo sind der Herr Kandidat?“

„Ach — Papa!“

Der Eintretende lacht und ahmt übertreibend den traurigen Ton seiner Tochter nach. „Kinder, ich bringe ein Dutzend Rebhühner, vier Fasanen, zwei Pullen Burgunder, ein Postpaket Speck und Butter, und Dol flötet: Ach Papa!“

„Du, etwas leiser, bitte, es geht Lies gar nicht gut!“

„Mir? Glänzend! Immer hereinspaziert! Der erste Platz ist mit rotem Tuch ausgeschlagen! Studenten zahlen auf dem Olymp die Hälfte!“ Lies spielt die Forsche. Sie sieht jetzt auch gar nicht schlecht aus. „Laß doch deinen Alten Herrn vergnügt sein, Dol. Man hat so selten Gelegenheit. Bruzelt mal was auf dem Gaskocher. Ich rieche heute auch gern was Gutes.“

„Lies, du solltest jetzt ganz still liegen bleiben. Mucksmäuschenstill.“

„Liegen bleiben kann ich nach meinem Tode noch so viele, viele Jahrtausende. Herr Scholz, machen Sie Stimmung, Sie können das so famos.“

Papa Scholz hat inzwischen all seine Herrlichkeiten ausgepackt und auf dem Boden ausgebreitet. Aber er kramt und raschelt noch immer in den Papieren: die halbe Flasche Hennessy fehlt. „Die hat mir doch einer gemaust. Rasselbande.“ Er richtet sich mit rotem Gesicht wieder auf. „Von wegen Liegenbleiben, Fräulein Bennewitz? Kartoffeln von unten wachsen sehn? Ennuyant. Der Lebende hat recht, sagte das Rebhuhn, da kriegt es der Jagdhund am Schlafittchen zu packen. Ist der Herr Doktor in der Faustkemenate nebenan? Pro Nase ein Vogel, in Speck gewickelt. Wem drehen wir das andere Kroppzeug an? Natürlich nur gegen bar. Wie ist das eigentlich mit der Frau Postulat? Die hat doch schon einmal Hasen gekauft. Ob sie heute zu Hause ist?“

Natürlich käme er hier bei seiner Tochter überhaupt nicht so als Weihnachtsmann hereingeschneit, wenn es nicht Sonntag wäre und wenn er eine bequemere Gelegenheit, seinen Jagdbeuteanteil in klingende Münze umzusetzen, gewußt hätte. Gewiß ist ihm die Frau Postulat, die hier im Erdgeschoß des Vorderhauses das Stellenvermittlungsbüro innehat, erst eingefallen, als er sich auf dem Stettiner Bahnhof von den Jagdgenossen trennte. Er hat im Verlauf des Tages schon viel getrunken und hat nicht mehr allzu großes Bedürfnis nach Geselligkeit. Aber Lies sieht mit ihren heißen Augen besonders hübsch aus. Er macht ihr Komplimente. Ei, und sogar ein Spitzenhemd trägt sie. „Mir zu Ehren? Nein, Fräulein Doktor, das kann ich ja gar nicht annehmen!“

„Nicht auszuhalten, wie?“ Lies ist ganz munter geworden. „Betrieb, Betrieb!“ spornt sie Dolores an, die sich jedesmal schämt, wenn ihr Vater seine platten Späße anbringt, — und der er dann doch auch wieder leid tut.

„Ich werde mal diplomatisch bei Frau Postulat anklopfen,“ sagt Dolores und verläßt die Stube, während Papa Scholz ohne Säumen sich zwischen der Wasserleitung und dem kleinen Gaskocher an die Arbeit macht: er ist natürlich auch als Koch bestens erfahren. Das hat ihm schon in seiner kurzen seligen Leutnantszeit viel Anerkennung eingetragen.

Lies plaudert mit ihm. Etwas hektisch ist ihre Redeweise heute abend. Aber Scholz merkt das nicht. Ihr Lob freut ihn. So ein Rebhuhn rupft er in vier Minuten. „Als ich das Unglück hatte und das Vermögen meiner Frau verlor — die Ärmste hat es ja nicht lange überlebt —, da wäre es das Beste gewesen, ich hätte ein Lokal wie Pfordte aufgemacht. Pfordte in Hamburg, ein König in seiner Art. Aber damals hat man ja noch seinen Tick gehabt. Kadett gewesen, Sie verstehn . . . Na, ich hab' mich ja im Kriege wieder 'rausgepaukt. Sache, nicht? Als alter Kerl wieder den Tornister auf den Buckel genommen, Zugführer gespielt beim Vormarsch. Die Herren da oben haben zuerst noch lange gefackelt, aber schließlich mußten sie mich doch zum Stern einreichen . . . Na, als Oberleutnant dann in Warschau, bei der Kommandantur, da war's ja ein Vergnügen, so als Verpflegungsoffizier. Zehn Jahre hätt' ich den Krieg noch mitgemacht . . . Da hab' ich einmal Rebhühner mit Krammetsvögeln und Wachteln gegeben. Natürlich Weinbeeren, Speck, alles reichlich dabei . . . Der Prinz, der Poldi, der machte Augen . . . Ah, da kommt ja die Frau Postulat! 'n Abend, Frau Postulat! Verdammtes Schwein haben Sie, daß ich da gerade so 'reinsause, was? Also acht Prima Rebhühner, aber die können Sie nicht bei Borchardt so kriegen, keine blasse Ahnung,

Digitized by Google

und vier Fasanen, Kapitalsbiester. Speck und Butter wiegen wir ab, da bekommen Sie zwanzig Prozent Nachlaß vom Marktpreis. Rein geschenkt. Greifen Sie zu, solang ich in der Geberlaune bin!"

Die breithüftige Stellenvermittlerin ist wie immer zu einem ergiebigen Schwatz aufgelegt. Sie ist heute auch zu solch einem Gelegenheitskauf gern bereit, denn Montag früh wird sie das Zeug in der Nachbarschaft spielend los und macht dabei ihr gutes Geschäft. Aber sie ist nun einmal das Feilschen gewohnt. Der Oberleutnant Scholz wird darüber wütend, wenigstens tut er so, packt sogar all die Bündel wieder in den Rucksack und erklärt: er spreche mit ihr nun keine Silbe mehr. Aber damit fängt der Handel erst eigentlich an.

Vom Lachen ist Lies matt geworden. Am Essen wird sie sich natürlich nicht beteiligen, aber sie freut sich aufs Zusehen. Ein halbes Glas Burgunder darf der Oberleutnant a. D. ihr schon jetzt einschenken.

Dolores deckt den Tisch und hilft dem Papa. Frau Postulat, die endlich die Forderung des Gentleman-Jägers als gerecht anerkennt und das Geld herüberholt, wundert sich mächtig über die Geschicklichkeit von Vater und Tochter.

Scholz hat heute schon drei Mahlzeiten hinter sich, aber essen und trinken kann er stets, sobald es etwas Gutes gibt. Und die Rebhühner werden lecker, dafür garantiert er. Da Theo Bennewitz zum Abendessen nicht zu erwarten ist, wird Frau Postulat für das vierte Rebhuhn von ihm eingeladen. Hat er etwas im Kopf, dann macht er sich gern gemein. Dolores kennt das schon an ihm. Freilich kann er in noch weiter vorgeschrittenem Zustand dann plötzlich umschwenken und den alten schnarrenden Befehlston anschlagen. Ihr ist nie wohl in Gegenwart ihres Alten Herrn. Ununterbrochen sinnt sie darüber nach, ob sie's versuchen soll, ihn heute abend noch um ein paar Mark anzugehen. Bei dem wortreichen Gezerre mit Frau Postulat hat sie sich freilich sagen müssen, daß er wieder einmal selbst in argen Nöten steckt . . .

Es riecht ausgezeichnet. Dolores hat heute früh auf dem Sportplatz ein Glas Milch getrunken und mittags eine Brotsuppe gegessen, das ist alles. Sie müssen sich ja so schrecklich einschränken. Wenigstens bekommt Theo jetzt, so oft er Dienst im Krankenhaus tut, dort seine gute Verpflegung. Lies saugt den Bratenduft ein. Scholz will ihr zureden, wenigstens dieses leckere, kleine, appetitliche Jungfernbrüstchen zu kosten, aber Dolores warnt ernstlich . . . So schmausen sie ihr denn vor, und Lies schläft lächelnd dabei ein . . . Scholz ist sich selbst sein bester Gast. Besonders fix verschwindet bei ihm der Burgunder, den er in Ermangelung von Weingläsern in die Wasserbecher eingefüllt hat. Als er dann aber noch seine dickgefüllte Zigarrentasche zieht, gebietet Dolores Einhalt, der Kranken wegen.

Scholz fühlt sich nun gleich sehr unbehaglich und baut beschleunigt ab. „Sei überzeugt," sagt er, schon etwas konfuse, zu seiner Tochter, „das hat der Jungfer Lies überaus wohl getan. Das war die Krise. Tja. So ist das oft. Morgen ist sie wieder quietschfidel. Also, meine holdeste Frau Postulat, das Souper an Ihrer grünen Seite . . . Und um zwei Mark fuffzig hat sie mir nu doch belämmert, diese Seele von einer lebenden Zeitgenossin, pfui Deibel . . . Lebe innigst wohl, Dolores. Heute siehst du wieder mal ganz so aus wie deine arme Mama, Gott hab' sie selig . . . Madame Scholz war eine stolze Portugiesin, Frau Postulat, Dolores d'Alvarez, fabelhafte Frau, fabelhafte Frau . . . Reichen Sie mir Ihre schöne Hand, Gnädigste, in diesem Dreckloch von Kellerhals da draußen herrscht eine impertinente Dunkelheit, geradezu Affenschande . . . ‚Wir wollen tun, als ob wir Freunde wären!'"

„Nicht singen jetzt, es ist ja schon so spät, Papa!"

Das hätte Dolores nicht sagen dürfen. Der Oberleutnant bekommt zuerst einen Wutanfall, darauf das heulende Elend. Immer werde er von seiner Tochter geschulmeistert, nie könne er ihr's recht machen . . . Und was halte ihn denn überhaupt noch auf dieser Misterde, dieser Hühnerleiter, dieser verdammten, wenn nicht die Rücksicht auf sein Kind, sein einziges Vermächtnis . . .

Endlich hat der Besuch das Feld geräumt. Frau Postulat kommt noch einmal zurück, um den Rest der Pakete abzuholen. Da ist das rotblonde Fräulein schon dabei, flink und geräuschlos die Töpfe und Bestecke und das Geschirr abzuwaschen, mit dem Frau Postulat ausgeholfen hat. Frau Postulat sagt in ihrem gemütlich breiten Ostpreußisch: „Wenn Sie ejnmal ejne jutbezahlte Ställung haben mechten, Frailain, sicher und sorgenfrei, dann kommen Se man jetrost zu Mutter Postulat. Jastern waren einundzwanzig Damens bei mir und ich hatte bloß nainzehn Frailains zu postieren. Kajne jing weg unter fimfundfimzig Mark. Und bastes Essen und jutes Quartier und zwejmal Ausjang die Woche und krankheitversichert. Und da waren Sie noch ejn paar Trampels dabei, ich hätte mir rejn können schämen."

Dolores lacht melancholisch. „Ja, bei Gott, — man müßte sich's überlegen!"

Digitized by Google

Winter. Aufnahme von Renger-Patzsch

Digitized by Google

Digitized by Google

. . . Vierundzwanzig Stunden später sollte Dolores schon im Kinderzimmer bei den Landsleuten der Frau Postulat einquartiert sein, sicher und sorgenfrei, und ihre erste Nacht als Hausmädchen im Berliner Vogtland verbringen . . .

*

Frühmorgens um fünf Uhr klopft es ans Fenster. Draußen auf dem Hof steht Frau Postulat. Ob der Herr Doktor schon aus dem Krankenhaus da sei? Dolores schlüpft in den Regenmantel und kommt auf die Kellertreppe. Lies liegt in unruhigem Halbschlaf und soll durch das laute Sprechen dicht über ihrem Bett nicht aufgeweckt werden.

„Die Mile, nejn, dänken Se bloß, das Frailain von den Petrigkeits! Sie ist man bloß ejn ejnfaches Stubenmädchen, aber die Härrschaft jibt ihr Familienanschluß, und nun muß so etwas passieren! Dänken Se bloß, die Mile hat Ausjang und tanzt, sie hat wohl ein bißchen viel jetrunken und verspätet sich, und weil sie die Frau Petrigkeit nicht so bei Nacht herausinkommodieren will, da soll ich ihr aufnehmen bis in die Frühe, wo es kejner merkt, aber wie ich die Tür aufmache, da schlägt sie doch längelang hin und blejbt mit den rächten Bejn am Kratzeisen hängen . . . Nun such' ich rasch 'nen Arzt . . . Wo ist Ihr Härr Doktor? Er soll sich man sputen. Die sind ja alle in die Kasse, die Marjells, das wird janz jut bezahlt, warum soll man den Verdienst nicht so ejnen jungen Anfänger zuschanzen?"

Theo ist vor acht Uhr nicht zu erwarten. Selbständige Praxis darf er ja auch noch gar nicht ausüben. Aber Dolores kommt sofort mit. Obwohl sie in der Nacht immer wieder ängstlich nach Lies gelauscht hat, ist sie doch schon völlig munter.

Die junge Dame, die im Hausflur am Boden liegt, stöhnt sehr. Als Frau Postulat und Dolores sie aufheben, um sie ins Schlafzimmer der Stellenvermittlerin zu tragen, steigert sich ihr Schmerzausbruch noch wesentlich. Dolores tastet sie vorsichtig ab, fragt, ob es hier, ob es da weh tue. Aber jetzt lacht die Patientin nur. „Hu — Sie kitzeln mir ja!" Dolores hat den Eindruck, daß das Mädchen total betrunken ist.

„Drüben sah ich das Schild von einem Doktor Pätsch, Chirurg, vielleicht rufen Sie einmal bei ihm an," rät Dolores der Frau Postulat. Das geschieht, der Arzt ist auch sogleich bereit, herüberzukommen. „Es kann freilich sein, daß er grob wird und empfiehlt, das Fräulein möchte zunächst mal ihren Mordsrausch ausschlafen."

„Nejn, Frailainchen, da kännen Se die Härren Ärzte von heitzutage schlecht. Wätten wir, daß die Mile in längstens ejnem Stündchen im Krankenhause unterjekrochen ist?"

Doktor Pätsch untersucht die jetzt fast besinnungslos Schlafende und stellt eine leichte Sehnenzerrung fest. Frau Postulat gibt die Personalien des Mädchens aus ihrem Journal an. Der Arzt verhandelt darauf am Telefon mit zwei, drei Krankenhäusern. Und Frau Postulat hat ihre Wette gewonnen: nach kaum fünfzig Minuten fährt draußen der Krankenwagen vor, und Mile wird in ihrem etwas ramponierten Sonntagsstaat auf die Tragbahre gelegt und abtransportiert. Beim Transport durch den Hausflur beginnt sie freilich wieder mächtig zu stöhnen.

Dolores kämpft mit sich. Darf sie's wagen, den Arzt auch zu Lies herüberzubitten? Aber müßte sie ihm nicht sogleich gestehen, daß sie nicht einen Pfennig besitzen, um ihm Honorar zahlen zu können? Als sie Lies auch nur eine Andeutung davon macht, wird die sehr aufgebracht: „Ausgeschlossen! Ich weiß selbst genau genug Bescheid!"

Dann kommt Theo von der Nachtwache, und Dolores berichtet über alle Erlebnisse. „Das sehe ich mir nun nicht länger mit an," sagt er, „Lies muß in Behandlung . . ." Er wird jetzt von Frau Postulat aus nach allen Himmelsrichtungen telefonieren und die Notlage schildern. Aber Frau Postulat bestellt nach einem Weilchen: der junge Herr Doktor sei rasch einmal zur Werkhilfe gelaufen, um sich dort Bescheid zu holen, denn im Krankenhaus komme man ja ohne Bareinzahlung nirgends an, wenn man nicht Kassenmitglied sei.

Nun holt Dolores das allerletzte Wertstück aus dem Reisekorb: die Zigarettendose, die sie als Schwimmprämie im vorigen Sommer erhalten hat. Frau Postulat verspricht, bei der Kranken Wache zu halten, während Fräulein Scholz ihren Geschäftsgang ausführt.

Aber Dolores macht in ihrer gehetzten Art auf Herrn Zsolnowsky einen so schlechten Eindruck, daß er die 85 Mark, die er anlegen will, doch nicht so ohne weiteres herausrückt. Eine Quittung gibt er — das Geld könne das Fräulein daraufhin nachmittags abholen. „Aber ich brauche es noch in dieser Stunde — meine Freundin ist krank, soll ins Krankenhaus — wir sind in solcher Bedrängnis . . ." Nun will Herr Zsolnowsky auch gleich noch den Studentenausweis sehen, polizeiliche Meldung. „Gemeldet bin ich hier überhaupt noch nicht," sagt Dolores, „ich habe bloß die Abmeldung aus Oberstdorf im Allgäu, da war ich für die Universitätsferien Helferin in einem Pensionat . . ."

Digitized by Google

Herr Zsolnowsky lächelt. Ausreden haben sie doch alle —! Besser, er sichert sich. Hat das Fräulein den Mut, nachmittags zurückzukehren, dann ist das hübsche Döschen wirklich nicht gemaust!

Frau Postulat läuft ihr bis auf die Kellertreppe entgegen. „Ach Frailainchen, Ihr trautestes Marjellchen macht ejnen aber jroße Bange! Ich jeh' man eben mal auf'n Hof, und wie ich wieder ejntrete, da macht sich das Marjellchen doch am Jasschlauch zu schaffen. So was jäht doch nich. Ich mejne: das sind die rejnen Delirjen!"

Dunkelrot sind die Wangen von Lies. Die Augen glänzen. Ein gequältes Lachen steht in ihrem Gesicht.

„Was verbirgst du da, Lies?" fragt Dolores, mit den Tränen kämpfend.

Lies hat Bleistift und Papier unter der Bettdecke. „Bißchen — arbeiten!"

„Ach, gute, liebe Lies!" Dolores setzt sich bei ihr nieder und streichelt sie. „Bitte, bitte, Lies, sei doch vernünftig, laß artig die Temperatur messen!"

Als Theo von seiner vergeblichen Besorgungsfahrt heimkehrt, der alte Widerstand: um keinen Preis läßt sie sich von ihm anrühren. Nein, nein, die Temperatur wird sie nach wie vor selbst messen, sie ganz allein, die geht niemand etwas an —!

„Wenn du hohes Fieber hast, Lies, dann kann die Nothilfe einsetzen, sonst nicht. Also erschwer's uns doch nicht." Er hat unterwegs Papa Scholz angerufen, der will ihn um ein Uhr vor Mitscher in der Jägerstraße erwarten. „Auch eine Aussicht für dich, Dolores: Stadtrat Voigt wird da sein, weißt du, der sich doch für dich beim Magistrat verwenden wollte. Jedenfalls ist mir nun klar geworden: Geld muß her! So oder so! Ich lege einen Riesenpump an! Irgendwo! Das ist ja nicht mehr zu ertragen!"

„Geh doch nur, Theo, geh doch nur!" bittet Lies und schließt schmerzlich die Augen. „Heute abend wird sich ja zeigen, ob wirklich Fieber ... Und dann bin ich ganz artig ..."

„Aber schick' mir noch einmal Frau Postulat!" ruft Dolores ihm mit gepreßter Stimme nach, als er schon auf der Kellertreppe ist.

Frau Postulat muß Dolores den Gefallen tun, mit der Quittung zu Zsolnowsky zu gehn und das Geld von ihm abzuholen. Dolores will ihre Freundin nicht mehr längere Zeit allein lassen, nach dem Vorkommnis mit dem Gasschlauch.

Endlich hat Dolores das Geld in der Hand. Und nun wächst ihr Mut. Auch Lies gegenüber. Sie ruft bei Doktor Paetsch an und bittet ihn herüber.

„Unnötige Ausgabe," sagt Lies matt.

Dolores zieht das Thermometer aus der Achselhöhle und erschrickt: beinahe vierzig Grad!

Die Kranke läßt sich widerspruchslos von dem fremden Arzt untersuchen. „Operation — ja, ja, ich weiß," sagt sie, nun doch ein bißchen weinerlich, „aber es ist ja schon Vereiterung da — viel zu spät."

„Nanu, nanu, Fräulein! — Sie studieren Medizin? Aber da mußten Sie doch wissen —"

„Ja, ja, daß manchmal Wunder geschehen!"

„Also sofort ins Krankenhaus. Ist die Patientin irgendwo, irgendwie versichert? Haben Sie Mittel parat?"

Dolores zeigt gleich den ganzen Erlös von Zsolnowsky.

„Nicht für mich!" wehrt der Arzt ab und zeigt ein steifes Lächeln. „Bei einer werdenden Kollegin —!" Er übernimmt es selbst, für schleunigste Überführung zur Operation zu sorgen.

Ganz so rasch wie bei Fräulein Mile heute früh geht es nicht. „Montags melden sich immer so viele Hausanjeställte krank, da haben sie in die Krankenhäuser alle Hände voll zu tun," erläutert Frau Postulat.

Endlich kommt der Wagen vom Rettungsamt. Die Kranke muß ziemlich weit transportiert werden, in der Innenstadt sind alle Betten dritter Klasse besetzt. Dolores will bis zur Beendigung der Operation im Krankenhaus ausharren, aber Doktor Paetsch rät ihr entschieden davon ab. „Sie sitzen da nur gequält herum, ganz unnütz, denn vor morgen früh kann man Ihnen ja doch nichts Bestimmtes sagen. Aber die erste Einzahlung müssen Sie natürlich sofort besorgen. Fahren Sie mit der 76 und steigen Sie am Warschauer Platz in die 113 um. Sie brauchen eine gute Stunde; das Krankenauto schafft's natürlich rascher."

Ein kurzer, wortloser Abschied. Dolores fühlt einen Druck auf der Kehle, als die schlanke Mädchengestalt wie ein Kind aufgehoben und auf die Tragbahre gelegt wird.

Der Zettel, auf den Lies am Morgen im Bett geschrieben, flattert dabei zu Boden.

Frau Postulat wohnt dem häuslichen Ereignis wieder bei und versucht die Einsame zu trösten. „Ich hab' ja jar nicht jewußt, Frailainchen, daß unter die Studenten, Härren wie Damens, so ejne schräckliche Not herrschen tut! Nejn, bewahre, wie kann sich ejn junges Frailainchen frejwillig in so ein elendigliches Leben ejnspinnen!"

Unter herabpurzelnden Tränen liest Dolores die letzten Zeilen ihrer Freundin.

Digitized by Google

„Liebe Dol, Du sollst mir nicht böse sein. Bitte, bitte. Es ist für mich keine Hoffnung mehr. Theo würde es auch sofort erkennen, darum lasse ich ihn gar nicht erst an mich heran. Blinddarm; unbedingt schon Eitererguß. Wenn es nicht so viel Geld kostete, wäre ja der Operationstisch lehrreicher. Aber der Gasschlauch kürzt viel ab. Ich habe mehr Mut zum Sterben als zum Leben. Lebewohl, liebe, liebe Dol. Hab' Dank und verzeih'! — Hab' auch Du Dank, lieber Theo! Du hast mehr Mut zum Kampf ums Dasein als ich, also wirst Du auch glücklicher sein. Weißt Du noch, unsere Mutter hat einmal gesagt . . ."

Da bricht es ab.

Dolores sinkt am Tisch nieder und wirft das Gesicht schluchzend in die Arme.

Die Nichte von Frau Postulat, die nachmittags im Büro aushilft, kommt herübergelaufen und ruft in ihrem schrillen Kommunalschulton: „Es sind Damens da, Tante Emma! Und Fräulein Bennewitz möchte mal an den Apparat kommen, da ruft ein Herr an, er sagt, er sei der Bruder!"

„Er i s ooch der Bruder, dumme Marjell!" weist Frau Postulat ihre Nichte zurecht.

„Du hast ihm doch noch jar nich gesehn!"

„Berliner Rübe!"

Am Telefon kommt Dolores nicht sogleich zu Wort. Theo spricht vom Weinrestaurant aus; in die Zelle klingt das Tellerklappern von der Pantry, das Stimmengewirr der Gäste, das Hin- und Herlaufen der Kellner, Lachen, das kommandomäßige Bestellen und Wiederholen aus dem Küchenschacht . . . Er scheint Dolores überhaupt nicht zu verstehen. „Aber mich verstehst du? Wie? Ja? Also höre: ich bringe Geld mit. Hallerbaum doch furchtbar anständig. Papa Scholz hat vermittelt. Ist großartig, dein Alter Herr. So beim Glase Wein riesig aufgezogen. Alle haben sich gekugelt. Und der wackere Archivrat, der Geizkragen, ist veräppelt worden, na, ich kann dir hier nicht alles so laut wiedergeben . . . Hörst du noch, Dol? . . . Aber mit Voigt, weißt du, mit dem Stadtrat, da wird es nun doch nichts Rechtes. Das Wohlfahrtsamt stellt keine eigentlichen Beamtinnen ein, nur Damen für die Recherchen und so etwas. Mehr ehrenamtlich. Da gibt es knapp 95 Mark den Monat . . . Ja, du lachst, natürlich, davon kann man nicht leben, und dafür auch noch sechs Semester studieren . . . Wie, Dolores? Was ist mit Lies? Krankenhaus? Welches? Wieso? . . . Ich komme sofort, Dol! . . . Aber das ist ja entsetzlich!"

Als Dolores vom Büro des Krankenhauses in ihre Kellerstube zurückkehrt, findet sie eine Art Kommission vor. Der Hausverwalter verteidigt sich: aus purer Gutmütigkeit habe er die Studenten da unten kampieren lassen, bloß für ein paar Tage, — nein, ein Mietsvertrag sei nie im Leben abgeschlossen worden! Und er kneift die Augen zusammen und macht stumm der Eintretenden wilde Zeichen, die sie nicht versteht.

„Sie müssen sofort Ihre Sachen packen und das Haus räumen!" fährt der Besitzer sie an. „Wieviel Personen haben hier ohne mein Wissen genächtigt?"

„Drei. Die Geschwister Bennewitz und ich. Fräulein Bennewitz ist aber heute mittag ins Krankenhaus gekommen. Wir sind jetzt nur noch zwei."

„Inwiefern sind Sie verwandt mit dem jungen Herrn?"

„Gar nicht."

„Dann wäre es sowieso ausgeschlossen . . . Wir wollen hier denn doch keine russischen Zustände einreißen lassen. Also kurz und gut: in zwei Stunden schicke ich die Polizei. Schluß."

Dolores packt ihren Schließkorb und ihr Segeltuchköfferchen. Auch die Habseligkeiten von Lies legt sie zusammen und trägt sie auf Theos Bett.

„Ich weiß nicht, wohin ich soll!" sagt Dolores zu Frau Postulat. „Darf ich meine Bücherkiste und meine Sachen ein Weilchen bei Ihnen unterstellen?"

Frau Postulat zieht sie mit sich ins Hinterzimmer. „Frailainchen, ich jebe Sie ejnen juten Rat. Mejne Landsmännin, bei der die Mile war, — die dumme Marjell mit ihren ewigen Tanzherrenjedanken! — die braucht sofort ejne Aushilfe. Sie verstähn doch alles, haben alles jelärnt, Sie müssen bloß sagen, auf Ihre lätzte Ställe da haben Se sechzig Mark jekriegt. Sehen Se mal, da kommen Se in ejn fejnes Haus, können sogar Familjenanschluß haben, und werden Se krank, da sind Se in die Kasse und werden fejn verpflegt, dabei Ausjang jenug, Trinkgelder auch, es sind zwej feine Untermieter da, und zwej rejzende Kinderchens . . . Greifen Se zu, Frailainchen, die Dame sitzt drinnen auf 'm Kanapee und sucht händeringend nach ejnen Ersatz . . . Mejn Jottchen, wenigstens versuchen könnten Se's man! Nich? Bloß nischt sagen von Studentenleben und so was, das mögen die Damens nich haben."

Und Dolores wird Frau Petrigkeit vorgeführt, die hundert Fragen über Servieren, Nähen, Plätten, Waschen, Zimmerdienst, Bohnern, Fensterputzen, Silberputzen, Blumengießen, Vorhängespannen an sie richtet und alle zur Befriedigung beantwortet bekommt. Bloß die fehlenden Zeugnisse!

Aus dem Hintergrunde, über die Sofalehne hinweg, dirigiert Frau Postulat das

Digitized by Google

Verhör. „Das Frailain war so lange in Bayern, in ejner jroßen Pension, zwanzig Personen zu bedienen, auch Kinder, und Öfen heizen, — und ich kenne doch ihren Vater, wir verkehren jesällschaftlich zusammen, erst jastern abend haben wir jemeinsam Schwejnevesper jemacht, nee, Frau Petrigkeit, ich rate Ihnen jut. Also sechzig Mark und Kündigung vom Fünfzehnten zum Ersten. Servierkleider werden jeliefert. Das Frailain kann jleich heute abend aufziehn. Na, sind Sie nu zufrieden mit der ollen Postulat? Und uns wollen se jesätzlich abschaffen, übers Jahr da jibt es bloß noch amtliche Vermittlungsställen. Na, ich werde man sagen wie die Majestät in China: macht euch euer bißchen Kram allejne!"

Theo faßt noch gar nicht, was da alles auf ihn eindrängt. Der Selbstmordversuch von Lies — der Abschiedszettel — ihr Abtransport! Er will sofort zum Krankenhaus fahren und den Arzt aufsuchen . . .

Aber das Fürchterlichste, das Unausdenklichste, das Unvorstellbarste: Dolores hat sich als Hausmädchen verdungen!

„Das ist ja Wahnsinn, Dol! Damit degradierst du dich! Damit vernichtest du dir deine ganze Karriere! Du denkst vielleicht, du kannst das Studium ja später mal wieder aufnehmen? Aber du ahnst die Schwierigkeiten nicht! Nein, so den Kopf zu verlieren, Dol! Und ich habe dir doch von der Stadt aus gleich telefoniert: ich hab' einen anständigen Pump angelegt. Selbstverständlich teilen wir ganz brüderlich."

Dolores schüttelt den Kopf. „Diesmal nicht, Theo."

„Warum nicht?" Theo ist von dem ungewohnten Weinfrühstück, zu dem er gleich Papa Scholz von dem Stammtisch bei Mitscher eingeladen war, noch leicht umnebelt. „Wie siehst du mich überhaupt an, Dol?"

„Ich habe dir doch gesagt, Theo, was Hallerbaum sich gegen Lies erlaubt hat."

„Ach, du denkst, das Geld stammt von Hallerbaum? Nein, absolut nicht. Das heißt, natürlich, er hat vermittelt, und er hat sich dabei wirklich sehr anständig benommen. Alles gentlemanlike. Aber das habe ich dir ja schon am Telefon —"

„Und wer ist nun dein Wohltäter geworden, Theo? — Oder dein Gläubiger?"

„Doktor Frey."

„So, Doktor Frey. Der Rechtsanwalt von Frau von Holleyn?"

„Für mich steht das eine fest: der dämliche Archivrat, unser wackerer Onkel Benno Bennewitz, hat die ganze Prozeßgeschichte bloß aufgebracht, weil . . . Er war's ganz allein, der damals das Gerede über Onkel Werners Heirat in Umlauf gesetzt hat. Werner Zundt konnte heiraten, wen er wollte. Etwa nicht? Sein Geld, sein Leben, sein Name gehörte ihm. Aber sein Vetter Benno war eben neidisch. Und darum hat er Lies und mich aufgehetzt, das Testament anzustreiten, geistige Umnachtung und all den Kram."

„Du wirst dich also jetzt in Güte mit Frau von Holleyn auseinandersetzen?"

„Onkel Benno soll mich keinesfalls daran hindern."

„Ich werde dich natürlich auch nicht hindern. Und Lies — die einzige, die es tun würde — wird dir wohl kaum mehr im Wege sein können."

„Ach Gott, Dol, so sprich doch nicht so fürchterliche Worte! Als ob Lies schon —! Du sollst mich nicht peinigen damit, Dol!"

Sie schweigt eine Weile. Mit ganz leiser Stimme sagt sie dann zu ihm: „Ja, siehst du, das wird nun immer zwischen uns stehn, Theo."

„Ich verstehe dich nicht."

„Nein, Theo. Eben. Wir verstehen uns wirklich nicht mehr."

„Dol! Du —! Mädel —!"

Mit gesenktem Kopf geht sie aus dem Zimmer, um ihr Gepäck von Frau Postulat abzuholen.

„Dolores!" schreit Theo hinter ihr her.

Sie ist schon auf dem Hof, hört nicht mehr auf ihn.

Da stampft er wild mit dem Fuß auf. Zorn packt ihn an. Zorn auf Dolores — aber auch auf die Schwester. Lies ist schon als kleines Mädelchen immer so überempfindlich gewesen.

Wenn Lies erst wieder gesund ist, dann wird er ihr alles richtig vorstellen, und dann wird sie einsehn müssen, daß es in der Situation, in der er sich befand — als einziger armer Schlucker mitten unter all den reichen Herren am Stammtisch —, geradezu lächerlich gewesen wäre, wenn er den unnahbar stolzen Mann hätte spielen wollen!

Vielleicht darf er Lies schon nächster Tage einmal besuchen?

Sobald er gepackt hat, geht er in den nächsten Zigarrenladen und läßt sich mit dem Krankenhaus verbinden.

Aber ihre Meinung über den Schritt, den er heute getan, wird ihm die überempfindliche Lies nie sagen können, denn die arme kleine Studentin ist aus der Narkose überhaupt nicht mehr zum Leben erwacht.

Digitized by Google

Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtland

Meine erste Berliner Stelle begann mit einem kurzen, nicht besonders feierlichen Taufakt. — Der Mann aus dem Gemüsekeller neben der Vermietsfrau hatte meine Sachen aus der Oranienburger Straße in die Wohnung von Petrigkeits geschafft. Es ging auf der schmalen Hintertreppe drei Stockwerk hoch. Links und rechts, aus mehreren Küchen unterwegs, sahen neugierige Köpfe ins Treppenhaus, als der Reisekorb polternd am Geländer anstieß. ‚Ziehen Sie bei die Ostpreußen auf, Frollain?' fragte eine kleine, verschmitzt lachende Blonde. ‚Na, da können Sie sich gratulieren. Ich hab's bloß vierzehn Tage ausgehalten. Die Alte ist ein fürchterlicher Geizkragen, und der Alte, der Lüderjahn, der zwickt einen immer von hinten. Na, und erst die Mieter da oben! Der eine, der Reisende in Trikotagen, der ist der frechste, und dabei ist er krank. Und mit die beiden Rangen, da kann man auch was erleben, keine Ruh' bei Tag und Nacht, und alles stöbern sie einem durch. Kommen Sie doch hernach ein bißchen 'runter, ich erzähl' Ihnen noch alles, damit Sie gleich Bescheid wissen. Die Mile hat droben immer gesagt, sie geht nach dem Briefkasten, und da haben wir unsere Herren an der Ecke getroffen. Wenn man den ganzen Tag geschuftet hat, nicht?' — Ich kam gar nicht dazu, etwas zu erwidern. Oben öffnete mir die Köchin. ‚Na, hat sie also doch gleich Ersatz gefunden, die Olle. Wieviel kriegen Sie? — Jottedoch, Sie haben keine Kommode? Bloß 'n Schließkorb? Haben Sie ooch keine Wanzen? Na, ich meine man bloß! Die Alte hat schon dreimal gefragt. Sie müssen Jnädige auf ihr sagen. Haben Sie Wäsche mit übernommen? Na, Sie werden Bauklötze staunen. Er, der Alte, ist ein bißchen zudringlich, aber er läßt 'was springen, wenn er im Schumm ist. Vor Klenke, dem Mieter, der vorn den Separateingang hat, da müssen Sie sich in acht nehmen. Was der für Weiber oft mitbringt, das ist schon eine Schande. Hänisch, der Stiefbruder von der Jnäd'gen, der ist ungefährlich. Aber ein geiziges Aas — au Backe, fast noch schlimmer als die Olle. — Da kommen schon die Gören an, Jhnen bekucken!' — Ein Mädel von fünfzehn, ein Junge von vierzehn liefen den langen, dunkeln Korridor her und hin, rissen dann weiter vorn die Tür zum großen Berliner Eßzimmer auf und riefen aufgeregt: ‚Mutta, die Neue ist da!' — ‚Du, sie ist wie eine feine Dame! Und Bubikopf hat sie auch, ganz wie du, Mutta!' — Ich rechnete mit dem Gemüsemann ab und meldete mich bei meiner Herrin. ‚Wie heißen Sie eigentlich?' fragte Frau Petrigkeit, und drehte das Formular, das Frau Postulat ausgefüllt hatte, in den Händen, ‚wie werden Sie gerufen?' Ich nannte meinen Vornamen. Nun lächelte Frau Petrigkeit überlegen. ‚Nee, mein liebes Kind, da lachen ja die Hühner, wenn ich Sie Dolores nenne. Sie heißen bei mir ganz einfach Minna. Ist es Jhnen recht?' Natürlich war ich mit der Taufe einverstanden. Und so wurde ich denn bei Herrn Petrigkeit, bei den Kindern und den beiden Mietern als frischgebackene Minna in meinen Dienst eingeführt.

*

Der Familienanschluß, den mir Frau Petrigkeit bei der Mietsfrau in Aussicht gestellt hatte, läßt doch ganz seltsame Rückschlüsse auf die Begriffe von Familienleben zu, die in diesem Hause herrschen mögen. Anna, die Köchin, freute sich diebisch über meinen ‚Reinfall'; sie patschte sich minutenlang krähend vor Lachen auf die breiten Schenkel. ‚Weil der Ede, der Lausebengel, jetzt schon zu groß und zu frech ist, als daß er mit seiner Schwester noch zusammen in einem Zimmer schlafen soll — er ist eine ganz rüdige Bolle geworden —, da haben sie ihn auf den Hängeboden gestoppt. Und darum steckt man Jhnen ins Kinderzimmer. Aber der Junge hat noch immer seine Schulsachen dort, seine weißen Mäuse und sein Handwerkszeug, und wenn Sie sich gerade ausziehn, dann kommt er mit Fleiß herein, und schließen Sie ab, dann muckscht die Alte und meint, Sie hätten Geheimnisse. Und die kleine Griebe, die Rose, die hat der Mile einmal Brausepulver in den Nachttopf geschütt't. Und so 'was nennt die Jnädige Familienanschluß. Die Rose hat's hinter den Ohren. Noch nicht konfirmiert, aber einen Freund hat sie sich auch schon angeschafft, feste. Mit dem geht sie ins Kino. Und wo die Eltern nicht zu Hause waren, neulich, da hab' ich die beiden im kleinen Zimmer überrascht. Aber die Rose hat mir hernach vier Mark fuffzig gegeben — dreie waren von ihrem Freund —, damit ich bloß den Mund halte.'

*

Hier erst habe ich die Hausarbeit so richtig als Beruf einschätzen und hochachten gelernt. Mit dem Schuhputzen und Kleiderreinigen fängt der Dienst an, und es handelt sich alle Morgen um eine Stiefelparade für

Digitized by Google

vier Erwachsene und zwei Halberwachsene —, in fünf Zimmern sind Kachelöfen zu heizen, Betten zu machen, Waschtische zu säubern, Teppiche, Regale, Vorhänge mit dem Staubsauger zu bearbeiten, — das Unerfreuliche an dieser Vormittagsarbeit ist die ständige Unterbrechung: es klingelt am Telefon oder im Entrée. Oder: ‚Ach, Minna, springen Sie mal rasch hinunter, Bolle kommt und die Anna ist noch nicht vom Markt zurück! — Minna, Sie müssen schnell zur Post und das Eilpaket aufgeben! — Minna, laufen Sie doch eben in den Zigarrenladen und rufen Sie beim Amt an, Störungsstelle, es meldet sich dort niemand! — Ach, Minna, nun sind Sie schon wieder im Rückstand und sollten mir doch heute um zwölf Uhr die Fuchsboa vom Kürschner abholen, ich kann doch nicht ganz ohne Pelz zum Tee gehen, was denken sich sonst die Damen!' — Und diese Berge von Wäsche! — Anna lacht mich aus. Sie war mir von Anfang an nicht so recht gewogen. Ich arbeite ihr zu viel. Das sei kein Korpsgeist, meint sie. Im ganzen Hause hat sie mich verpetzt. Die kleine Blonde stellte mich am Milchwagen vor einem halben Dutzend anderer zur Rede. Ich verdürbe allen die Preise. Ob ich etwas Besseres sein wollte? Dann sollt' ich's doch gleich als Wirtschafterin versuchen, in einem recht großen Haushalt, als Antreiberin, nur ja immer auf seiten der Herrschaft, da könnte ich mich aber vorsehen. Empört erzählte eine Köchin, die bei reichen Leuten in Stellung ist, ihre Gnädige habe beim Frühkaffee zu ihrem Mann gesagt: Dienstboten seien nichts anderes als bezahlte Feinde im Haus. Am nächsten Sonntag sei Versammlung im Zentralverband der Hausangestellten, da werde das alles ja schon zur Sprache kommen. Anna ist organisiertes Mitglied und keilt dafür alle Mädchen in der Nachbarschaft. Wenn ich nicht auch hingehe, dann ziehe ich mir die Feindschaft in der ganzen Umgebung zu. ‚Los von der Sechzehnstundenarbeit!' heißt das Agitationsthema. Ich weiß nicht, wie gerade die dicke Anna sechzehn Stunden Tagesarbeit für sich herausrechnen will.

*

Ich war am Sonntag in der Versammlung am Rosenthaler Tor. Die sehr geschickt agitierende Einberuferin ereiferte sich zuerst über die ja schon längst gefallene Gesindeordnung und knüpfte daran an: neue Sklavenketten möchte man nun schmieden und dazu das Hausgehilfengesetz benutzen. Es handle sich um einundeindrittel Millionen Mädchen in Deutschland, die noch länger als vierzehn Stunden am Tage arbeiten müßten, ohne hierfür ausreichend entschädigt zu werden. Um Arbeitszeit und Lohnverhältnisse endlich zu regeln, müsse vor allem der Zustand beseitigt werden, der die Hausangestellte zwingt, auch die Nacht im Hause des Arbeitgebers zuzubringen. Welchen Schutz biete denn etwa der Haushalt des Arbeitgebers einem jungen unerfahrenen Mädchen? Und sie schilderte allerlei schreckliche Vorkommnisse. Ein paar Damen, die sich daraufhin zum Wort meldeten, um allerlei grobe Übertreibungen richtigzustellen, — sie waren der Einberuferin rednerisch nicht entfernt gewachsen — wurden kaum bis zu Ende angehört. Den Schluß der Versammlung bildete der Appell an alle: der Organisation beizutreten. ‚Vergeßt nicht,' rief die Einberuferin, ‚daß aus diesen körperlich und geistig versklavten Mädchen Frauen und Mütter werden, daß sie Erzieherinnen einer zukünftigen Generation sind, und daß es für die gesamte Arbeiterbewegung von ungeheurer Bedeutung ist, wenn es uns gelingt, diese Mädchen, die Tag für Tag im Hause unserer politischen und gewerkschaftlichen Gegner leben müssen und von ihnen beeinflußt werden, einzureihen in die Kampffront der klassenbewußten Arbeiterschaft!' Die Versammlung stimmte begeistert zu und löste sich auf. Ich ging recht nachdenklich weg.

*

Mit meiner Nachbarin in der Hausangestellten-Versammlung bin ich gestern beim Drogisten zusammengetroffen. Sie ist der Organisation ebensowenig beigetreten wie ich. Ihr Verlobter ist bei der Reichswehr. Er steht in Kottbus. Nur alle paar Wochen sehen sie einander. Heiraten können sie erst in drei Jahren, wenn er seine Abfindung bekommt. Von dem Geld wollen sie ein Installationsgeschäft aufmachen. Daraufhin — und auf ihre Aussteuer — spart Matilde nun schon das vierte Jahr jedes Fünfzigpfennigstück. Sie ist ein reizendes, offenes, flinkes Mädel. Immer guter Dinge und arbeitslustig. Sie hat hübsche Augen im Kopf und weiß sich sehr klug auszudrücken. Sie steht schon lange ganz allein; die Mutter war Köchin, ging später als Kochfrau in die Häuser; nach dem Vater soll man nicht fragen, wenn man einander noch fremd ist. Matildens augenblicklicher Dienst ist nicht schwer. Abends hat sie oft schon frühzeitig frei, weil ihre Herrschaft gewohnt ist, im Hotel zu speisen. So kann sie Aushilfen übernehmen in Häusern, wo Abendgesellschaft ist. Auch gute Trinkgelder gibt es da manchmal. Sie hat im Monat November an Gehalt, Abendverdienst und Extras gegen

Digitized by Google

zweihundert Mark auf die Sparkasse tragen können. Freilich gibt sie für sich kaum einen Pfennig aus. Nur wenn ihr Fritz da ist, Sonntags einmal, dann gönnen sie sich ein Vergnügen. Auch Fritz ist Berliner, ‚Vogtländer' wie sie —, worauf er besonders stolz sei, sagt Tilde. Man muß den Berlinern, die so viel verschrien sind, gut werden, wenn man so ein Prachtmädel wie die Tilde sieht. Ich hab' ihr versprochen, am ersten Sonntag im Dezember, wo ihr Schatz Urlaub hat, in Hellers Kolosseum mitzukommen. Man zahlt dort nur neunzig Pfennig für Kaffee und Kuchen und kann dabei noch unentgeltlich die neuen Tänze bei einem richtigen Tanzmeister lernen.

*

Matilde hat mich am Donnerstagabend nach neun Uhr besucht; ich sollte ihr helfen, ihren neuen Hut garnieren. Rose war mit ihrer Mama auf Einladung von Frau Schmittlein, deren Schwippschwägerin, im Staatstheater. So konnte ich Matilde ins Kinderzimmer führen. Wir saßen beide auf meinem Bett bei der Arbeit. Es war ganz still in der Wohnung. Unser Ede treibt sich nach der Konfirmandenstunde immer noch bis spät in die Nacht herum. Sein Vater sitzt Abend für Abend in der Kneipe und kümmert sich kaum um den Jungen. Anna hatte sich schon in ihre Kammer zurückgezogen. Matilde erzählte von Fritz: der wollte am nächsten Sonntag seinen Freund in Hellers Kolosseum mitbringen, den Karl, einen Monteur, einen sehr fleißigen Menschen, der mir gefallen würde. Mit einemmal hörte ich ganz leise die Tür vom Berliner Zimmer gehn. Ich drehte das Licht aus, weil ich annahm, daß Ede heimkam und vorsichtig, möglichst ungesehen, auf seinen Hängeboden schlüpfen wollte. Wir schwiegen. Die tastenden Schritte näherten sich, hielten. Nun wurde die Kinderzimmertür aufgeklinkt, eine Taschenlampe blitzte auf, und Herr Klenke, der Reisende, trat ein, schon halb ausgezogen, er schloß rasch hinter sich zu und sagte halblaut in seinem schnodderig-näselnden Ton: ‚Du, Minna —!' In demselben Augenblick machte ich auch schon Licht. ‚Sie wünschen, Herr Klenke?' Wir hatten beide noch Nadel und Faden in der Hand, die Bänder und den Hut vor uns auf dem Tisch. Ein so dummes Gesicht hatten wir beide wohl noch nie in unserem Leben gesehn. Er schluckte, hob zweimal zu reden an, endlich fiel ihm ein Vorwand ein: ‚Ich möchte noch ein Fläschchen Bier, Minna!' stotterte er. Ich sagte: ‚Das pflegt die gnädige Frau aber nicht in unserem Schlafzimmer aufzubewahren, Herr Klenke.' Wir erhoben uns beide und gingen nach der Küche. Er folgte uns. Als ich Flasche und Glas auf ein Tablett setzte, umfaßte er plötzlich Matilde. Vielleicht hatte er sie im Eifer mit mir verwechselt. Aber sie griff rasch nach seinem kleinen Finger und drehte den um. Im Nu lag der flotte Reisende auf einem Knie und wand sich. ‚Himmelkreuzdonnerwetter—!' schrie er auf. Matilde lachte. ‚Jiu-Jitsu!' sagte sie ganz seelenruhig. ‚Das hat mir mein Schatz beigebracht, sie lernen das bei der Reichswehr.' Herr Klenke erhob sich, preßte seine schmerzende Hand und verzichtete auf sein Bier. ‚Das sind ja Verbrecherkünste, verstehen Sie, — das — das ist eine Gemeinheit!' Seitdem hat mich Herr Klenke in Ruhe gelassen, unberufen.

*

Was das für eine Seligkeit ist, so einen Sonntagsausgang vor sich zu haben, das kann kein Mädchen begreifen, das nicht selbst in Stellung ist. Verabredungen bis zum letzten Augenblick. In vielen Berliner Häusern wird Sonntags besonders spät Mittag gegessen, es ist wohl auch gar noch Besuch da, und es soll nach Tisch Kaffee serviert werden. Natürlich brennt es den Mädchen, die Ausgang haben, unter den Sohlen und unter den Nägeln. Dann setzt es oft noch tüchtige Schelte. Aber endlich ist man in der Kammer und macht sich zurecht. Man hat sich vierzehn Tage darauf gefreut, hat sich auch schon alles zurechtgelegt. Ein großes Waschfest beginnt. Dann zieht man lauter frisches Zeug an. Und auf den neuen Hut oder eine neue Krawatte ist man sehr, sehr stolz. Freilich muß man sich leise und geschwind wie eine Diebin aus der Wohnung wegschleichen, sonst bekommt man noch in letzter Minute irgendeinen lästigen Auftrag. Und wehe, wenn man, zum Ausgehn fertig angezogen, ins Zimmer hereingeholt wird: dieses heimliche Aufjuchzen der Kinder, dieses spöttische Mustern der Erwachsenen! Und kaum daß man draußen ist, die empörte Feststellung: ‚Aufgetakelt sind diese Dienstboten heutzutage, unerhört, dagegen zu meiner Zeit —!' Aber man zittert, bloß schleunigst wegzukommen, und schließt die Ohren. Endlich hat man Wohnung, Küche, Dienst, Herrschaft, Sorgen, Arbeit, Verantwortung hinter sich gelassen. Acht Stunden lang ist man einmal sein eigener Herr!

*

Am Sonntag war Fritz aus Kottbus herübergekommen, konnte aber leider nur bis neun Uhr in Berlin bleiben. Das Brautpaar war trotzdem überglücklich. Matilde

Digitized by Google

hatte noch ein Geburtstagsgeschenk nach Wilmersdorf austragen müssen, darüber verfehlten wir uns und fanden uns alle vier erst gegen sechs Uhr vor dem Eingang von Hellers Kolosseum zusammen. Die Verlobten blieben die ganze Zeit Hand in Hand, ob sie tanzten oder aßen. Fritz mußte von seinem Abendkursus erzählen. Er hat Schlosser gelernt, bevor er zur Reichswehr ging, und bekommt jetzt noch Ausbildung in allem, was er später für sein Zivilfach braucht. Karl Döring, der Monteur ist, horchte auf. Er möchte auch ein bißchen höher kommen im Beruf, aber für ihn hat es eben nur die Lehre gegeben, die in den Kriegsjahren sehr mangelhaft war, und bei Borsig ist die Arbeit so anstrengend, daß er abends, noch dazu nach der weiten Fahrt, einfach nicht mehr die Kraft aufbringt, freiwillig einen Kursus zu besuchen. Er ist ein gutgewachsener, sauberer Mensch mit offenen, klaren Augen, er könnte Tildes Bruder sein. Blitzblanke, gute Zähne hat er. Es war ein Vergnügen, ihn in die Salzstange beißen zu sehen. Aber im Tanzen ist er weit hinter Fritz zurück. Zuerst nahm sich der Tanzmeister seiner an, hernach konnte ich ihm noch ein wenig beibringen. Er faßte mich nur immer viel zu fest um. Als ich ihm das vorhielt, meinte er:, Ich freue mich doch so, daß ich Ihnen im Arm hab', Fräulein Minna!' Man konnte ihm nicht gram sein. Nur als wir gegen neun Uhr aufbrachen, um Fritz noch zum Görlitzer Bahnhof zu bringen, da preßte er mich im Durchgang zur Treppe an sich und patschte mir dabei auf die Sitzgelegenheit. Das war mir doch eine zu primitive Zärtlichkeit. ‚Das müssen Sie nicht tun, Herr Döring,' sagte ich bittend, ‚sonst könnte ich nie wieder mit Ihnen ausgehn.' Er schluckte, offenbar genierte er sich. ‚Ich wollte Ihnen nur zeigen, Fräulein Minna, wie heiß Sie mir machen und wie gut ich Ihnen bin.' Ich war nun doch gerührt von seiner Hilflosigkeit und hängte bei ihm ein. ‚Ich weiß ja,' sagte ich, ‚daß Sie ein netter und anständiger Mensch sind; sonst wären Sie nicht mit Tilde und Fritz so befreundet.' Wir gingen hinter den Verlobten her und rühmten sie beide ehrlich. ‚Ich hab's immer sehr schwer gehabt, Fräulein Minna,' sagte er, ‚schon als Schuljunge mußt' ich mitverdienen. Mutter schickte mich überallhin zur Aushilfe. Und dann auch während der Lehre, wo die andern regelmäßig in die Fortbildungsschule gehen konnten. Ich mochte Mutter doch nicht anzeigen, und so log man eben das Blaue vom Himmel herunter.' Ich mußte lachen, denn er machte so kummervolle Augen dabei. ‚Ist Ihnen das nicht sehr schwer geworden, Herr Döring?' Da lachte er auch. ‚Ich glaube, sie haben mir's alle immer gleich angesehn.' Und indem er meinen Arm wieder etwas fester in den seinen zog, sagte er: ‚Ich könnte auch bei einem Mädchen kein Theater machen. Wie ich's sage, so meine ich's. Aber die Fräulein, die man hier in Berlin so trifft, die haben es oft faustdick hinter den Ohren.' Nun fragte ich ihn, ob er schon viel so schlechte Erfahrungen gesammelt habe. Ja, zweimal habe er eine feste Freundin gehabt. Ein Mädchen aus der Packerei sei die erste gewesen; aber das habe nicht lange gedauert, sie sei doch gar zu ordinär in ihren Ausdrücken gewesen. Und dann die Hede. Die schien ihm etwas Besseres. Auch ein Hausmädchen aus der Elsässer Straße, wie Tilde. Der habe er auch die Ehe versprochen gehabt, für den Fall, daß sie ein Kind bekäme. Sie seien den ganzen Sommer über jede freie Stunde beisammen gewesen. Dann, an einem Sonntag, habe sie gewollt, daß sie in ein Hotel am Stettiner Bahnhof gingen; aber er habe doch das Geld dafür nicht aufbringen können. Sie habe bloß geschmollt und ihn ausgelacht. Dann kam sie aber in der Woche an und hatte fünfzig Mark in der Hand. Das müsse jetzt verputzt werden, sagte sie. Ich war ganz erschrocken. Woher sie den Schein habe, wollt' ich wissen. Lachend antwortete sie: ‚Gemopst, du Dummerjahn, und niemand hat's gemerkt!' An dem Abend ging es zwischen uns auseinander. — Wissen Sie, Fräulein, ich bin organisiert. Mit Fritz darf ich ja nicht über Politik reden, mit Tilde noch weniger, denn die ist fast ganz rechts. Aber grade weil ich den Bourgeois hasse, grade darum widert mich's an, wenn ihn eines der Unsern bestiehlt. — Nun sind Sie verstimmt, nicht wahr, weil ich Ihnen von meiner Politik gesprochen habe?' Ich schüttelte den Kopf. ‚Durchaus nicht; darüber will ich noch viel mehr von Ihnen hören.' Er näherte seinen Mund meinem Ohr, so daß sein Hauch mich kitzelte. ‚Nur darüber, Minna?' Und schon hatte er mit seinen weißen festen Zähnen mein Ohrläppchen erfaßt. ‚Sie Vampir!' sagt' ich und befreite mich schmerzlich lachend. Es war noch gut für mich, daß er nicht zugebissen hat wie auf das Salzhörnchen in Hellers Kolosseum!"

*

Ich habe als Kind niemals so ein rechtes, glückliches Weihnachtsfest kennengelernt, wie es immer so schön in den Sonntagszeitungen beschrieben wird. Aber die Feier im Hause Petrigkeit hat mir nun so ziemlich die letzte Illusion genommen. Die beiden Kinder heulten laut unter dem brennenden Weihnachtsbaum, während das Grammophon ‚Stille

Digitized by Google

Knut Eckener. Gemälde von Max Rimboeck

Digitized by Google

Digitized by Google

Nacht' spielte —, weil sie das nicht bekamen, was sie sich gewünscht hatten; der Christabend endete mit Ärger, Schelte und Streit. Wochenlang hätte Frau Petrigkeit sich mit geheimnisvollen Vorbereitungen für die Geschenke getragen, die Anna und ich bekommen sollten. Die kleine Blonde, die jetzt Packmädchen bei Tietz ist, hat sie einmal dort bei den ‚Restern' gesehn und uns eine böse Schilderung ihrer Auswahl gegeben. In der Küche und im rückwärtigen Treppenhaus versammelten sich am Weihnachtsabend Abordnungen aus sämtlichen Stockwerken. Die Mädchen verglichen ihre Geschenke und schätzten genauestens den Wert ab. Natürlich eher zu tief als zu hoch. Bei mehreren Parteien gibt es bestimmt Kündigungen. Unheimlich ist mir's, daß ich jetzt jede Woche einmal unter meinem Kopfkissen einen Zehnmarkschein finde. Ich vermutete, er stamme von Herrn Klenke, der sich für meine Verschwiegenheit bedanken wollte. Aber am zweiten Feiertag, wo er verreist war, lag ein Zwanziger da. Ich wage Frau Petrigkeit nichts von dieser Adventüberraschung zu sagen. Rose mag ich noch weniger einweihen, diese ‚aufgeklärte' Berliner Range. Ich kann ihre häßlichen Reden einfach nicht länger mit anhören. Man müßte verzweifeln an der Berliner Mädchenwelt, wenn nicht in ihrer gleichen Schulklasse die kleine Schmittlein wäre, ihre Kusine, die zusammen mit ihr konfirmiert werden soll. Ein couragiertes Sportmädel ist das, gesund, mit einer kessen Berliner Schnauze und wirklich überlegenem Humor. Wie die sich lustig macht über all die Jungens und Mädels mit ihren ekelhaften ‚Geheimnissen'. Aber etwas Mütterliches steckt schon in ihr, das merkt man daran, wie sie ihre drei kleinen Geschwister betreut. Die Mama ist Witwe, war früher bei der Oper und ist nun wieder beim Chor angekommen, singt auch kleine Partien. Wenn Frau Schmittlein aus dem Hause ist, geht der Haushalt wie am Schnürchen: Friedel Schmittlein ist ja da! — Ich habe durch Tilde ein Engagement bekommen, soll am Neujahrsabend in einer Gesellschaft beim Servieren aushelfen, was sehr gut bezahlt wird. Ein reicher Junggeselle, ein Justizrat, gibt ein großes Essen. Fast nur Herren kämen hin, sagte Matilde, denn es sei wohl eine ‚Hausdame' vorhanden, aber keine Hausfrau. Die ‚Hausdame' sei ein recht unglückliches Geschöpf, sagte Tilde, sie könne einem sehr leid tun, denn der Justizrat lege es offensichtlich darauf an, sie loszuwerden, er halte sich schon längst eine neue Freundin. ... So lerne ich also das Leben, wie es in seiner Buntheit ist, erst jetzt mit meinen zweiundzwanzig Jahren so richtig kennen, wo ich nicht wie andere meines Alters an der schöngedeckten Tafel sitze, sondern, mit den Servierhandschuhen angetan, die Schüsseln anbiete ... Mögen auch manche spotten, ich sähe es jetzt nur aus der Froschperspektive!"

Die meist in der Nacht in ein blaues Schulheftchen rasch hingeworfenen Tagebuchaufzeichnungen müssen Dolores-Minna die Aussprache mit einem Freund, einer Freundin ersetzen. Sie steht ja ganz vereinsamt da seit dem Tod der armen Lies, seit dem Bruch mit Theo. In ihrer seltsam verwandelten Lebenslage hat die Benachrichtigung über die Bestattung der Studiengenossin sie zu spät erreicht: als sie sich ihren allerersten Ausgang in der Woche ihres Dienstantritts erbittet, nur auf zwei Stunden für die Trauerfeierlichkeit, und auf dem Friedhof in der Hasenheide anlangt, ist das Grab schon zugeschaufelt und verlassen. Ein paar Kränze liegen da, wohl von Theo, vom Archivrat, von der Wirtschaftshilfe und vom Akademikerinnenbund. Dolores hält eine stille Andacht in der Novembersonne.

Gewiß nimmt Theo an, daß sie an der Beisetzung nicht hat teilnehmen wollen, um nicht mit ihm zusammenzutreffen.

Aber an diesem armseligen Grab weist sie alle Gedanken von sich ab, die in die Irre führen können. Hier steht sie mit gefalteten Händen und gelobt der Freundin, daß sie den harten Kampf, den diese vorzeitig aufgegeben hat, allen Gewalten zum Trotz zu Ende führen wird. Irgendein plastisch formendes Wort, das aus dem Lebensbuch eines tapferen Großen stammt, beherrscht sie: ‚Man muß dem Schicksal in den Rachen greifen!' Ja, es ist wie das Ringen mit einem Raubtier. Und wer sich wie sie zur Wehr setzen muß, kann es nicht mit Glacéhandschuhen tun. Was tut's, wenn sie eine Weile gezwungen ist, Außenseiter zu sein. ‚Ich will und werde mich durchsetzen. Durch eigene Kraft. Und meine Arbeit, so niedrig sie dir erscheinen mag, Theo, kann m i c h nicht erniedrigen!'

Mit gesteiftem Nacken verläßt Dolores den Friedhof und kehrt als arbeitswillige Minna ins Berliner Vogtland zurück.

★

Der nächste Wochenausgang gilt einem Besuch in dem großen Verwaltungsgebäude von Stritt (Kohle) in der Französischen Straße. Das Berliner Büro des großen In-

Digitized by Google

dustriellen ist erst während des Ruhrkampfs eingerichtet worden. Der rheinische Industriekapitän ist der berühmtere, reichere und mächtigere Bruder des berühmten, reichen und mächtigen Berliner Bankiers. Hier in der Reichshauptstadt hält er sich selten auf. Ein Unternehmen fesselt ihn nur so lange, als es im Werden begriffen ist; sitzt es im Sattel, dann muß es allein reiten können. Natürlich verfügt er über ausgezeichnete Hilfskräfte. Das enorme Anwachsen erforderte u. a. auch die Zusammenfassung der Wohlfahrtsanstalten innerhalb der verschiedenen Betriebe. Dolores würde gar nicht gewagt haben, sich noch vor Erreichung des Doktorgrades um die in einem Fachblatt ausgeschriebene Stellung für einen nationalökonomischen Anwärter zu bewerben, wenn ihr Professor sie nicht kurz vor seiner Abfahrt zur amerikanischen Studienreise darauf aufmerksam gemacht hätte. ‚Bauen Sie Ihren Doktor später einmal, wenn Sie Zeit und Geld — und noch mehr Erfahrung — haben, jetzt kommt es für Sie darauf an, die sozialen Berufsaufgaben in der Wirtschaft praktisch kennenzulernen, je früher, desto besser!' Die Empfehlung, die der Professor ihr mitgab, wog gewiß ihr Teilchen. Es kam dann noch eine zweite hinzu: Theo überwand ihr zuliebe seinen Groll gegen den Archivrat Bennewitz und bat ihn, bei Herrn Doktor Findeysen für die Kommilitonin vorstellig zu werden. Zufällig kannte der Archivrat diesen Herrn näher: einen der Gewaltigen im Räderwerk des komplizierten Mechanismus Stritt (Kohle). So ein freundliches Wort konnte der Empfehlung des Professors noch Nachdruck verleihen. Aber man hatte wochenlang überhaupt nichts zu hören bekommen.

Lies hatte gemeint, Doktor Conny Berth, der ab und zu mit Findeysen auf dem Golfplatz zusammentreffe, könne ihr den Sesam vielleicht rascher als Bennewitz öffnen. Doch kannte Lies das Leben? Kannte sie Conny? Der reiche junge Herr hatte im Sportverband wohl ein paarmal nett mit Lies geplaudert, die damals noch sehr hübsch war, hatte ihr sogar die Cour gemacht, — aber welche nachwirkende Kraft übte die stille Tote nun noch auf ihn aus?

Immerhin: Dolores hat ihren einzigen Hut aufgesetzt, ihre Studentenmappe unter den Arm genommen und versucht es zum fünften Male, sich bei dem unerreichbaren, geheimnisvollen, jetzt fast schon sagenhaft gewordenen Doktor Findeysen in dem großen Verwaltungsgebäude melden zu lassen.

„Ausgeschlossen!" sagt der geschäftig am Telefonbrett in der kleinen Loge hantierende Pförtner. Immerhin läßt er sie diesmal wenigstens die Treppe emporsteigen, so daß sie droben einem Vorzimmer-Häuptling ihr Ansuchen vortragen kann. „Ausgeschlossen!" sagt auch der. Sie muß die ganze Rede, die sie dem Herrn Doktor Findeysen halten wollte, nun dem eiligen Unbekannten halten, der zwischendurch telefonische Auskünfte erteilt und sie darüber zweimal vergißt. „Aber Fräulein," unterbricht er sie dann ungeduldig, „das sind doch Personalangelegenheiten, damit dürfen Sie doch nicht Herrn Direktor Findeysen behelligen, wo kämen wir da hin, das ist ja ein ganz anderes Ressort."

„Aber Herr Doktor Conny Berth meinte —"

„Berth? Wer ist Herr Berth? In welcher Abteilung?"

Sie wird nun noch verwirrter. Zuckt die Achsel. „Wenigstens möchte ich meine Papiere wiederhaben," sagt sie in leichtem Groll.

„Nehmen Sie da drüben Platz, Fräulein, zehn Minuten, ich lasse mich gleich mit dem Personalchef verbinden. Oder noch besser: Sie lassen mir Ihre Adresse hier. Sie sind Studentin der Nationalökonomie? Fräulein Scholz. Dolores Scholz, schön. Wohnung? Es wird Ihnen alles eingeschrieben zugeschickt."

‚Der Mann ist hier wohl als vereidigter Hinauswerfer angestellt!' denkt Dolores bei sich. Sie will in ihrer augenblicklichen Stellung keine Post ins Haus geschickt bekommen. Und sie hat Zeit, auch noch die zehn Minuten hier zu opfern, nachdem sie volle fünf Wochen vergeblich gewartet hat.

Ein Hausbote bringt ihre Papiere. Sie muß quittieren.

Der Vorzimmer-Häuptling liest den Personalbogen, der in die Registratur zurückwandern muß, aufmerksam durch, wird dann etwas höflicher und erklärt: „Es war schon einmal Stadtpost eingeschrieben an Sie aufgegeben, Fräulein Scholz, aber die Sache ist zurückgekommen, weil Sie unauffindbar waren. Übrigens: Ihre Papiere wurden in der Recherchen-Abteilung gebraucht, Ihre Angelegenheit ist also sorgfältig durchgearbeitet worden, wie hier aus den Aufzeichnungen hervorgeht."

Noch ein letzter, schüchterner Versuch. „Das Ergebnis in der Recherchen-Abteilung hat dann zu dem Verzicht geführt?" Sie atmet tief und schwer auf. „Und ich kann nirgends erfahren —?"

„Ausgeschlossen, Fräulein."

Sie preßt die Studentenmappe mit den Papieren fest an sich, als ob sie daran einen Halt finden könne, und empfiehlt sich beschämt.

Digitized by Google

Die Arbeit im Hause Petrigkeit nimmt nun wieder Beschlag von ihr und ihren Gedanken. Aber manchmal durchzuckt sie's, zerrt es an ihr: wenn sie doch nur einen einzigen Blick in ihren Personalbogen werfen könnte! Was für eine Auskunft mag Theos Onkel, der Archivrat Bennewitz, über sie gegeben haben? Er kennt sie ja gar nicht — sie kennt ihn nicht!

Und wo sonst in aller Welt mögen Recherchen über sie angestellt worden sein?

Auf dem Hinweg zum Verwaltungsgebäude hat sie noch immer mit dem Gedanken gespielt: auch für den Fall, daß man für ihre nationalökonomischen Kenntnisse keine Verwendung hat, ihre Arbeit anzubieten. Sie beherrscht fremde Sprachen, schreibt sauber Schreibmaschine, kann doch immerhin mehr, als man bei einem Stubenmädchen vorauszusetzen pflegt. Aber sie ist so überraschend schnell aus dem Hause wieder herausgekommen ... Vorläufig muß sie also noch als Packesel in der Familie Petrigkeit aushalten ... Wie hat doch ihr Professor gesagt? Sie soll die sozialen Berufsaufgaben in der Wirtschaft praktisch kennenlernen, je früher, desto besser. Steht sie nicht im Begriff, wertvolle Einblicke auf einem gar nicht so unwichtigen Gebiet zu tun? Sie will sich jedenfalls bemühen, ihre persönlichen Erfahrungen ganz ungeschminkt aufzuzeichnen. Vielleicht dient das, was sie jetzt erlebt und als Material festhält, einmal als Steinchen zu einem Wiederaufbau. Gibt es denn etwa schon z. B. eine Doktorarbeit, die das neue Hausangestelltengesetz im Lichte der sozialen Fürsorge behandelt, dargestellt auf Grund eigener Anschauung?

Nein, sie wird sich durch die endgültige Ablehnung, die sie vom Hause Stritt (Kohle) erfahren hat, nicht einschüchtern und nicht entmutigen lassen. Das Leben liegt ja noch so lang und groß und weit vor ihr. Sie hat Zeit.

Aber natürlich quält sie das Bewußtsein doch: dort im Ressort der Personalangelegenheiten liegt der Bogen mit den über ihre Person angestellten Recherchen, und sie kann nicht erfahren, wer über sie geurteilt hat und was über sie und ihr ‚Vorleben' niedergeschrieben worden ist.

*

Am Neujahrstag um vier ein halb Uhr, während Herr und Frau Petrigkeit, ihre beiden Mieter sowie die Köchin Anna noch in tiefem Nachmittagsschlaf liegen — der Silvesterpunsch, den die Hausfrau nach einem geheimnisvollen Rezept zu bereiten pflegt, dürfte aus einer Essenz bestehn, die sehr rasch trunken macht und einen schweren Kater hinterläßt —, packt Minna-Dolores ihr Servierkleid und das weiße Häubchen in einen Karton. Punkt fünf Uhr soll sie sich bei der Hausdame des Justizrats melden, einer Frau van Muylen. Straße, Hausnummer, Stockwerk hat Tilde ihr aufgeschrieben. Auf der Hintertreppe trifft sie auch gleich mit Tilde zusammen, die wie sie mit dem bescheidenen Karton ausgerüstet ist. Erst als sie vor dem Kücheneingang mit dem Messingschild steht, wird ihr der Name des Justizrats, bei dem sie Servierdienste leisten soll, zu einem Begriff: Doktor Hallerbaum. Theo und Lies haben diesen Namen zuweilen genannt. Und nun fällt Dolores jener sonnenhelle Novembersonntag im Grunewald wieder ein, sie sieht sich in ihrem Leichtathletendreß neben der schönen Stute mit dem häßlichen Reiter, der sie so gönnerhaft-dreist von oben her mustert ... Wenn es dieser Justizrat Hallerbaum ist, dann kann sie doch unmöglich bei ihm aufwarten!

Aber sie kommt zu keinem Überlegen mehr. Die Küchentür fliegt auf. Stimmengewirr, Lachen, Rufen umfängt sie. Eine Dame in kostbarem Abendkleid steht in der Tür zur Anrichte und verhandelt mit dem Stadtkoch, der eine hohe, weiße Papiermütze trägt. Ein fixer kleiner Küchengehilfe, eine dralle Köchin, ein lordähnlicher Diener im Frack und zwei Servierfräuleins sind eifervoll beschäftigt.

„Rasch, rasch, rasch, Kinder!" feuert Frau van Muylen — sie ist übrigens eine waschechte Berlinerin — die zuletzt Gekommenen an. Tilde präsentiert ihr die Neue. „Fräulein Minna, also Sie übernehmen den ersten Tisch links. Fräulein Tilde bekommt wieder den zweiten, den Jugendtisch. Fräulein Bertha und Frau Struve an die Tische rechts. Herr Mutius behält natürlich den Mitteltisch wie immer und dirigiert von da aus die ganze Schlacht. Kinder, ihr bekommt gut und reichlich zu essen, wenn abserviert ist. Auch genug zu trinken. Aber von dem Johannisberger Schloßabzug, der zum dritten Gang extra gereicht wird, versteht ihr doch nichts, den laßt also lieber den Herren Kennern allein. Und merkt euch: wer sich einen Zacken antrudelt, der fliegt!"

„Det jilt also nich bloß für die Jäste!" fügt der Koch hinzu. Und alle lachen.

Der Diener versammelt seine weiblichen Hilfskräfte in der Anrichte. Mehrere Zuber, mit Tüchern bedeckt, sind hier aufgestellt; sie enthalten Wein, Sekt, Liköre und Eis. Die Rotweine bilden eine Batterie für sich in der Nähe der Heizung. „Es sind fünf Tische zu je acht Personen. Die Teller wer-

Digitized by Google

den viermal gewechselt, meine Damen. Vier Gläser beim Gedeck; zwei Weine gibt's in besonderen Gläsern. Das Silberzeug muß noch leicht überputzt werden. Nun sollte mir das Blumenfräulein beim Dekorieren der Tische helfen, ist aber noch nicht gekommen; wer versteht etwas davon? Sie, Fräulein Minna? Gut, zeigen Sie mal Ihre Kunst. Der Herr Justizrat feiert seinen fünfzigsten Geburtstag. Vielleicht garnieren Sie eine Fünfzig auf den Mitteltisch."

„Denn haut er Ihnen jleich eene 'runter!" wirft der Koch wieder ein. „Wie ik den ollen Herrn Doktor kenne, will der noch nich für Vierzig jelten!"

Alle Anwesenden lachen. Nur Frau van Muylen verzieht ihr Gesicht etwas wehmütig.

Die Wohnung ist sehr gediegen eingerichtet mit kostbar geschnitzten antiken Möbeln. Service, Silber, Tafelaufsätze, Kandelaber, alles will Dolores fast zu prunkvoll für einen bürgerlichen Haushalt erscheinen. Ein paar Einzeldinge freilich verraten ihr den Spießer: zunächst das altdeutsche Trinkstübchen mit seinen neckischen Geräten. Und dann — an einem Fensterlehnstuhl baumelnd — eine vergessene Schlummerrolle.

Der Hausherr befindet sich im Herrenzimmer, wo er noch eine kleine Deputation zu bewirten scheint. Es werden Reden gehalten, es wird laut im Chorus gelacht. Nun Stühlerücken. Eine schnarrende Stimme schließt die Sitzung: „Meine Herren, es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut, aber nun muß ich mich schleunigst in den Frack werfen. Man kommt aus dem reinen Hemde schon gar nicht mehr heraus. Wer noch einen Kognak wünscht, antworte laut und vernehmlich mit Hier. Ich für meine Person danke, mir ist schon schlecht. Und jetzt noch Abendgesellschaft mit Damen, da bleibt wieder keen Ooge trocken! Auf Wiedersehn, meine Herren, auf Wiedersehn in fünfzig Jahren, bleiben Sie solange gesund!"

Amtsboten, Kanzleisekretäre, Bürovorsteher, Rechtspfleger und andere Würdenträger, mit denen der Justizrat zu tun hat, verlassen mit roten Köpfen und glänzenden Augen die ‚Opiumhöhle', wie Frau van Muylen das Herrenzimmer betitelt. Sie werfen noch einen bewundernden Blick auf die unter den flinken Händen der vier Hausmädchen festlich gedeckten runden Speisetische und verabschieden sich dann — etwas gönnerhaft — von der Hausdame.

„Kommt der Minister?" fragt einer der alten Herren im Vorbeigehn respektvoll.

„Nee, heute nich, es sind bloß die janz Intimen," erwidert Herr Mutius, der Silberdiener, der im Stadtbüro das hochgeschätzte Faktotum des Justizrats darstellt und über alles unterrichtet ist, was Berufs- und Privatleben seines Vorgesetzten anbetrifft. Von ihm stammt auch die Tischordnung.

„Warum haben Sie denn ausgerechnet das blutjunge Fräulein Kottschnigg mit an den Mitteltisch gesetzt, Herr Mutius? Und noch dazu links vom Herrn! Da gibt es doch Damen, die viel eher darauf Anspruch hätten. Frau Geheimrat Neese zum Beispiel. Oder meinethalben Frau von Droost."

„Befehl vom Herrn Justizrat. Gerade weil das Fräulein sonst noch ganz fremd hier ist."

Die Hausdame preßt die Lippen fest aufeinander. „Na!" sagt sie dann, als ob sie sich in ein schweres Schicksal ergäbe.

Plötzlich klirrt ein Glas. Dolores ist dagegen gestoßen. Sie entschuldigt sich bei der Hausdame. Zum Glück ist aber nichts zerbrochen, nichts gesprungen.

„Das Fräuleinchen ist vor Schreck ganz kreideweiß geworden," stellt Herr Mutius kordial fest. Er scheint an der Neuen Gefallen gefunden zu haben. Sie zeigt sich sehr anstellig.

Dolores hat an dem Tisch, an dem sie mit dem Blumenarrangement beschäftigt ist, auf einer Tischkarte gelesen: Dr. med. Bennewitz.

Ist es Theo?

Aber Theo kann doch noch nicht sein Doktorexamen erledigt haben? Sie rechnet nach. Es müßte denn knapp vor dem Fest gewesen sein.

Unmöglich, daß sie hierbleibt, ganz unmöglich! Aber wie wegkommen?!

„Telefon!" ruft der Justizrat aus einem der Nebenzimmer; er scheint sich dort umzukleiden. „Frau van Muylen! Wer klingelt da an? Absage?"

Die Hausdame ist ins Herrenzimmer geeilt, verhandelt, kommt zurück und ruft ganz atemlos: „Frau von Holleyn fragt an, ob hier schon Nachricht aus Würzburg vorliegt. Sie hat bei Doktor Berth angerufen, aber da konnte ihr niemand Auskunft geben. Die andern Silvesterautos seien alle durch Weimar durch, bloß das von Conny Berth noch nicht."

„Conny? Was soll mit ihm sein?" In der weißen Weste, aber noch ohne Frack, damit beschäftigt, die weiße Batistschleife zu binden, stürmt ein dicker, auffallend kleiner Herr ins Speisezimmer. Sein Kopf ist blank wie eine Kegelkugel.

Dolores erkennt sofort den Grunewaldreiter von dem Novembersonntag. Aber nun blickt sie nicht zu ihm empor wie dort, denn sie überragt ihn um mehr als Hauteslänge. Er schenkt keinem der anwesenden

Digitized by Google

Mädchen einen Blick, sondern eilt zum Telefon.

„Warten Sie mal mit dem Weiterdecken!“ ordnet die Hausdame halblaut an. „Möglich, daß wir den Tisch der jungen Herren verkleinern müssen!“

„Was geschehn, Frau van Muylen?“ fragt Herr Mutius, indem er auf alle Fälle schon eine diskret bedauernde Miene aufsetzt.

„Ach, da war doch der Silvesterkommers in Würzburg. Doktor Conny hat in seinem neuen Auto noch einen jungen Freund mit hingenommen. Sie sind heute früh um sieben von Würzburg abgefahren, neun Autos im ganzen, aber niemand weiß, wo der Wagen mit Berth und Bennewitz geblieben ist. Ein funkelnagelneuer Horch.“

„Vielleicht bloß Panne — und sie kommen doch noch rechtzeitig.“

„Nein, der Friseuse von Frau Holleyn ist erzählt worden: das eine der Berliner Autos sei in Thüringen gegen einen Baum gerannt und total zertrümmert.“

„Und die Insassen?“ Herr Mutius zieht etwas ungnädig die Taschenuhr. „Es wäre immerhin angebracht, wenn man wüßte, ob man nun doch lieber gleich einen Sechsertisch —“

Der Justizrat kommt ärgerlich vom Telefon zurück. „Wieder echt weibliche Berichterstattung. Die Friseuse hört läuten, aber nicht zusammenschlagen. Und die gute Frau von Holleyn bildet Echo und ist nun in schrecklichen Todesängsten.“

„Um Conny?“ fragt die Hausdame ziemlich spitz.

„Nee, wohl mehr noch um Bennewitz.“

„Hat sie also wieder mal changiert?“

„Meine Teuerste! Meine Werteste! Meine Allerwerteste!“ Der Justizrat, der schon den ganzen Tag hat feiern müssen, ist plötzlich zorngeladen. „Warum müssen die dummen Jungens auch am Neujahrsmorgen, wo sie todsicher noch molum sind von der Silvesternacht, durchaus Autorennen im Thüringer Schneematsch veranstalten? Den Bengels gehört der Popo versohlt. Jawohl, meine Damen, lachen Sie nicht —“ Aber indem er die hübschen Servierfräuleins ansieht, verfliegt sein Zorn und er muß selber lachen. Die Neue fällt ihm auf, die jetzt allein ein ernstes Gesicht macht. „Kenn' ich doch, wie?“ murmelt er und kneift die Augen zusammen.

„Das ist Fräulein Minna!“ erklärt Herr Mutius eifrig, der die Frage seines Herrn sofort errät.

„Na ja. Also.“ Hallerbaum knipst mit den Fingern. „Ist noch keine Abendzeitung da? Ach richtig, heute kommt ja keine. Rufen Sie mal im Golfklub an, Frau van Muylen. Die müßten's doch wissen, wenn wirklich was Schlimmeres passiert sein sollte.“ Er läßt sich von dem nächsten der Servierfräuleins die weiße Krawatte binden, da er selbst zu unruhig geworden ist. „Da klingelt's, die ersten Gäste, und ich bin noch nicht im Frack. Dalli, dalli!“ Er kneift der Helferin flüchtig in die Hüfte, ohne sie anzusehen, und stürmt davon.

Dolores hat während der letzten Minuten ihre Arbeit nur rein mechanisch getan und zwar mit zitternden Händen. Theo verunglückt! Theo im Auto mit Conny Berth verunglückt! Sie ist ihm diese schweren Monate hindurch sehr, sehr böse gewesen, ja, vielleicht hat sie seiner sogar mit Haß gedacht, weil er sich ohne Skrupel ein besseres Leben durch einen schmählichen Verrat an Lies und an seinem eigenen Stolz hat erkaufen wollen. Sie hätte ihm eine Strafe wohl gegönnt. Aber die Vorstellung, daß er durch einen so tückischen Unfall sein junges Leben eingebüßt haben sollte, macht sie schaudern. Nein, er darf nicht sterben! Er darf ihr nicht auch noch wegsterben, nachdem sie schon Lies hat hergeben müssen, ihre einzige Freundin! Sie zürnt sich, daß sie ihm eine Vergeltung gewünscht hat. Ach nein, nein, so hat sie's doch nicht gemeint!

Die ersten Gäste sind eingetroffen. Sie muß mit Tilde ins Entrée, um den Ankömmlingen beim Ablegen der Garderobe zu helfen. Aber nach knapp zehn Minuten wird sie durch Frau Struve abgelöst und ins Speisezimmer zurückgeschickt. „Sie sollen Herrn Mutius beim Umdecken helfen: Fünfertisch statt Achtertisch.“

„Also doch — ein Unglück?“

„Ik hab' nich hinjehorcht. Bei so ville Jäste da kommt ja man leicht was vor.“

Dolores fühlt ein Zittern in den Knien.

„Ist Nachricht über die Herren?“ wagt sie Herrn Mutius beim Umdecken zu fragen.

„Conny ist heil geblieben. Aber der Wagen total hin. Es war in der Nähe von Schloß Banz. Natürlich keine Möglichkeit mehr, hierher zurechtzukommen. Der Tisch bekommt jetzt also nur fünf Gedecke.“

„Nur fünf. So. Und was ist nun — mit Herrn Bennewitz?“

„Armquetschung. Vielleicht auch Rippe. Conny chartert wohl ein Gefährt und bringt ihn dann nach Würzburg in die Universitätsklinik. — Warten Sie mal, wie setzen wir die Leutchen nun? Da bleibt immer noch eine Dame ohne Tischherrn. Frau von Holleyn hat auch noch abgesagt, sonst wären zwei zuviel. Ja, sie sei von der Aufregung so mit ihren Nerven kaputt, daß sie unmöglich heute abend in Gesellschaft gehn könne.“

Digitized by Google

Dolores zwingt sich zu einem Lächeln. „Also eine tiefe Leidenschaft bei der Dame für den jungen Herrn?“

„Sie hat ihn erst vor ein paar Wochen kennengelernt. Bei uns. Das heißt im Büro. Ja, der Bengel hat einen Riesendusel. Sie ist rein verrückt nach ihm. Dabei gut ihre sieben Jahr älter, wenn nicht achte.“

„Er hat wohl eben erst seinen Doktor gemacht?“

„Noch nicht einmal. Wir titulieren ihn bloß so. Gott, er ist ja noch das reine Baby. Übrigens ist das sehr anständig von Conny, daß er's ihn nicht entgelten läßt: denn nach dem Tod von Holleyn hatte er doch Aussichten bei der schönen Lu.“

„Sie scheint ihre Gunst oft zu wechseln, meinte vorhin die Hausdame.“

Der Silberdiener macht eine abschätzige Handbewegung über die fünf Tische hin. „Nicht öfter als sie alle hier. Und sie wählt aus Geschmack — oder Liebe — und nicht mit kalter Berechnung wie die meisten sonst. Sie hat es freilich auch nicht nötig, denn sie ist ja eine der reichsten Aktionärinnen. Na, Conny braucht gottlob auch keine reiche Partie, er ist selber eine. An Heirat hätte der wohl auch gar nicht gedacht. Das reicht bei ihm bloß immer für einen Berliner Winter.“

„Aber -- aber so ein armer Teufel wie Bennewitz — Sie meinen, daß der —?“

„Daß der zugreift, wenn die Ludowika ihn will? Aber ob. Er ist doch kein Idiot. Zweieinhalb Millionen, Menschenskind. Würden Sie ‚Nee‘ sagen? Und sie steckt doch noch immer in 'ner guten Pelle. — Hier hab' ich die beiden Herren vom Mitscher-Stammtisch aufgebaut, Fräulein Minna. Da sorgen Sie immer tüchtig für Wein, sonst werd' ich maßlos beschimpft. Den alten Ramses hab' ich unserem Herrn diesmal gestrichen. Der paßt nicht mehr zur besseren Garnitur. Ewig im Schumm und pumpt Gott und den Deiwel an. — Die Frau von Drooste hat's früher mit dem Justizrat gehalten. Das weiß aber kein Mensch hier. Eifersüchtig ist sie auf uns noch immer. Dabei kriegt sie von uns ihre feste Rente jedes Vierteljahr. — Ja, und die kleine Kottschnigg, die müssen wir alle jetzt ein bißchen poussieren. Das ist die neue Conferencière vom Tauentzien. Vielleicht bringt sie was zum Vortrag nach Tisch mit. Dann aber bloß nicht all die Schweinereien verstehen, die sie singt, das macht sonst einen schlechten Eindruck auf die Damen, und die Herren kommen Ihnen später frech. Von Mitternacht an hat man Rücksicht auf die allgemeine Besäuftheit zu nehmen. Aber sonst ist es wirklich ein feines Haus hier, prima, prima, nee, alles was recht ist!“

Die Tische sind bereit, die Kerzen im funkelnden Silber angezündet, die elektrischen Lichter ausgedreht. Neben jedem Gedeck steht schon ein Glas Sherry eingeschenkt. Die beiden Schiebetüren zum Salon und zur Halle werden zurückgerollt.

Und der Einzug der Gäste beginnt.

*

In den folgenden Tagen ist Minna bei ihrer Arbeit so zerstreut, daß es Frau Petrigkeit auffällt. Sie verwarnt ihr Hausmädchen zum erstenmal ernstlich.

Minna-Dolores findet keinen Vorwand, um die Wohnung verlassen zu können. Sonst hätte sie da oder dort angefragt, wo sie hoffen durfte, nähere Auskunft über Theo zu erhalten. Die innere Unruhe steigert sich im Gefühl ihrer Ohnmacht. Frau Petrigkeit paßt scharf darauf auf, daß ihr Personal nicht auf ihre Kosten das Telefon in eigenen Angelegenheiten benutzt. Dolores fühlt, daß sie von der Hausfrau kontrolliert wird, so oft sie sich im vorderen Korridor zu tun macht, wo der Fernsprecher aufgestellt ist.

Spät abends wird sie von Tilde angerufen, die ihr noch über das Ende der Feier berichten will. Aber vom Schicksal des verunglückten Automobilisten weiß sie nichts. Sie kann bei Herrn Mutius anfragen, wenn Minna so viel daran liegt. „Nein, nein, durchaus nicht, Tilde!“ wehrt Minna ab. Und Minna muß ihr rasch noch erzählen, ob sie am Neujahrstag gut heimgekommen ist. „Der eine Stammtischbruder vom Justizrat hat dir doch so zugesetzt, Minna; wo du da mit hinunter mußtest, die Haustür aufschließen, da hatte ich schon Angst, er wird frech.“ Minna sagt: „Keine Sorge, Tilde, du hast mir ja gezeigt, wie man sich seiner Haut wehrt. Ich hab' dem Herrn noch ein Droschkenauto heranholen müssen, und dann hat er mir ein großes Silberstück geschenkt.“ Auch Tilde muß bestätigen: sie seien alle sehr nobel gewesen, die Herren. „Und wie bist du mit dem Justizrat fertig geworden, Minna? Er ist dir doch zum Schluß in die Anrichte gefolgt?“ Dolores hatte schon Furcht gehabt, der kurzbeinige Grunewaldreiter habe sie erkannt; aber das war zum Glück eine Täuschung. Als Minna in der Anrichte, von Frau van Muylen bereits abgelohnt, ihr Häubchen abnahm und sich dabei zu dem kleinen Spiegel hinabbeugte, da fuhren ihr plötzlich die kurzen Hände des Hausherrn, der hinter ihr hergekommen war, an beide Schultern, schüttelten sie, und er sang wie ein Operntenor: ‚Ach Minna — ach

Digitized by Google

Minna!' Die runden Wurstfinger schoben ihr dabei hastig zwei Geldscheine in den Ausschnitt. „Ich werde ihm das Geld wiederschicken, Tilde; weil er angetrunken war, wie die meisten, wollte ich an dem Abend nichts mehr sagen." Tilde lacht sie aus. „Da wärst du schön dumm, Minna. Er scheffelt das Geld. Was glaubst du wohl, wieviel ihn so ein Abend kostet. Mir hat er auch schon einmal zwanzig Mark so geschenkt. Aber er weiß genau, wer man ist und bleibt, — und ebenso, gegen wen er sich für sein Geld etwas erlauben darf. Zum Beispiel gegen die Kottschnigg, die ordinäre Person, die Chansonette, die das garstige Zeug gesungen hat. Beim Herumreichen der Liköre hört' ich, wie eine Dame sagte: Wenn ihr Mann nicht immer durch den Justizrat so guten Verdienst zugeschanzt bekäme, brächten sie keine zehn Pferde mehr in sein Haus; die Kottschnigg, die könne ein anständiger Mensch ja nicht anders als mit der Feuerzange anrühren." Minna-Dolores seufzt: „Ja, Tilde, aber Geld nehmen wir alle aus dem Hause mit." Tilde ereifert sich: „Aber doch für unsere Arbeit. Nein, Fritz denkt in solchen Dingen gewiß sehr genau, und er meint auch... Ach, ich weiß, Karl Döring hat dich mit seinen Theorien angesteckt. Darin mußt du aber nicht auf ihn hören. Hauptsache ist mir: ich will meine ordentliche Aussteuer beisammen haben, sobald Fritz und ich heiraten können. Karl denkt viel zu viel an die Partei, an die Organisation. Er ist ja so fanatisch."

Minna muß den Hörer schleunigst anhängen, denn Herr Klenke kommt im Nachtgewand aus seinem Zimmer heraus und meint höhnisch: „Ihre dummen Liebesgeschichten, Minna, brauchen Sie einem hier nicht haarklein bei Nacht vorzuflöten, ich verbitte mir das, verstehen Sie!"

Und am nächsten Mittag wird bei Tisch erzählt: Minna habe Liebeskummer. (Sie hört es, als sie gerade Suppe auftragen will.) Rose, die Fünfzehnjährige, platzt vor Lachen. „Die alte Person?!" Und so oft Minna das Zimmer verläßt, will sich Rose ausschütten bei der Vorstellung, ein dreiundzwanzigjähriges Dienstmädchen sei richtig verliebt!

In der Abendzeitung vom 2. Januar hat eine kurze Notiz über den Autounfall bei Schloß Banz gestanden. Tilde schickt Minna den Ausschnitt. Die Insassen haben außerordentliches Glück gehabt, denn das Auto ist den Abhang hinuntergesaust und hat sich zweimal im Schnee überschlagen. „Der einzig Verletzte, der frühere Würzburger Student, jetzige Medizinalpraktikant Bennewitz aus Charlottenburg, Hardenbergstraße 62, konnte nach Anlegung eines Notverbandes die Weiterreise nach Berlin in einem anderen Wagen antreten."

Im Adreßbuch ist als Besitzer des Hauses Hardenbergstraße 62 eine verw. Geh.-Rat Berth angegeben. Dolores vermutet: das ist die Mutter von Conny. Also hat Theo ein gutes Quartier gefunden... Sie möchte gern einmal dort anrufen, um nach Theos Ergehen zu fragen. Brauchte sich dabei ja gar nicht zu erkennen zu geben. Da er im Kreise Berth, im Kreise Hallerbaum so viel neue Freunde besitzt, kann es ja kaum weiter auffallen, wenn irgendeine Bekannte, die die Notiz in der Zeitung gelesen hat, Interesse bekundet... Aber Dolores muß daran denken, daß Frau von Holleyn bei der ersten Schreckensbotschaft über Theos Unfall einen Nervenzusammenbruch erlitten hat, und da verzichtet sie doch lieber darauf, ihre stillere Teilnahme zu bekunden.

Am nächsten Tage packt sie all ihr Geld zusammen und begibt sich — auf einem Besorgungsweg für Frau Petrigkeit — zur Universität. Am schwarzen Brett hängt ein Mahnschreiben für sie aus, das weiß sie längst. Das Kollegiengeld war ihr bis ultimo Dezember gestundet. Nun kann sie noch rechtzeitig ihre Schuld begleichen und entgeht dadurch dem Schicksal so vieler mittelloser Studenten, gestrichen zu werden. Das Semester wird ihr also gezählt — wenn sie jetzt auch weiter keinen Gewinn davon hat.

Fleißig sparen, geizig alles zusammenkratzen, recht oft einen Aushilfsdienst übernehmen —, dann kann sie's vielleicht ermöglichen, den Sommer ohne Stelle auszukommen und wieder Kolleg zu hören!

Die akademische Luft umweht sie für ein Viertelstündchen. Es ist wohl auch der gesunde Geruch der jungen, sportgestählten Körper im Übungssaal, in den sie flink einmal eintritt. Es ist das mit Tinte befleckte uralte Holz der Bänke, es ist der Staub, der beim Scharren der Studenten aufgerüttelt wird, sobald der Professor am Katheder erscheint. Und über dem allen: die Hoffnung, die all die Jugend erfüllt, einmal eine Leuchte der Wissenschaft zu werden und in der Welt mitzusprechen — oder doch wenigstens die akademischen Würden zu erreichen und eine Stellung auszufüllen, auf die man mit Achtung blickt!

„Dennoch!" Das Wort klingt in ihr, stärkt ihren Trotz und ihren Mut.

Aber als sie von der Universität heimkehrt, steht Frau Petrigkeit schon ungeduldig am Fenster und examiniert sie, wie es mög-

Digitized by Google

lich sei, daß sie von Lederer & Co. aus die Straße von rechts statt von links ankomme. „Wo treiben Sie sich bloß herum, Minna, am hellichten Tage! Nun sputen Sie sich, ich zahle Ihnen doch das Riesengehalt nicht für Ihre Rendezvous!“

*

Auf ihren Ausgang am Faschingssonntag will Minna verzichten, sie will nur den Erikakranz für Lies, deren Geburtstag auf dieses Datum fällt, auf den Friedhof bringen. Nach der Bezahlung der Kollegiengelder hat sie nichts mehr übrig behalten; sogar die geheimnisvolle Heinzelmännchen-Gabe, die sie unter ihrem Kopfkissen mehrmals vorgefunden, hat dafür mit verwendet werden müssen. Es heißt also sparen. Auch Tilde möchte diesen Sonntag, da Fritz nicht zu erwarten ist, kein Geld ausgeben. Aber deswegen auf ihren Ausgang verzichten? Man könnte einmal ins Schloß gehn, schlägt Tilde vor. „Das kostet nichts. Du mußt ja in der Schule immer sehr gut aufgepaßt haben, meint Fritz — und Karl meint es auch —, da könntest du einem dort alles noch viel besser erklären als der Mann von der Aufsicht.“ Minna ist einverstanden. Aber am Sonntagmorgen bekommt Minna einen Brief von Karl Döring, der sie beunruhigt. „Liebes Fräulein Minna, ich möchte Ihnen bitten, mir auch mitzunehmen, wenn Sie mit Fräulein Tilde in die Sammlungen gehn. Aber dann nicht ins Schloß, bitte, sondern lieber einmal schöne alte Bilder bekucken. Ich verstehe ja nichts davon, aber Sie werden es einem schon beibringen, was es vorstellen soll, nicht? Um vier Uhr an der Marmorschale im Lustgarten, dann haben wir gerade noch eine Stunde bis zum Dunkelwerden. Ich grüße Ihnen vielmals und will mich nennen Ihr Karl, nichts weiter.“

In der Erinnerung an sein lebendiges Wesen, seine Natürlichkeit, seinen Drang nach Vervollkommnung hat Dolores ganz vergessen gehabt, daß er bloß die Durchschnittsbildung eines Berliner Arbeiters besitzt. Die ungeübte Handschrift, die orthographischen und grammatikalischen Fehler verdrießen sie nun sehr. Hat es einen Sinn, diese Bekanntschaft fortzusetzen? Gewiß, es wäre für sie von Wert, einmal festzustellen, wie ein einfacher, aber höherstrebender Mensch auf echte und hohe Kunst reagiert. Aber als Studienobjekt ist ihr Karl Döring jetzt fast schon zu schade. Er liebt sie. Er ahnt etwas in ihr, das ihm emporhelfen könnte. Sie darf ihn nicht enttäuschen. Eine feste Zusage gibt sie Tilde, die mittags auf einen Sprung an die Küchentür kommt, also lieber nicht. Sie wisse nicht, ob sie vom Friedhof aus so früh schon bei der Marmorschale sein könne. Sei sie nicht pünktlich um vier Uhr dort, so sollen die beiden ohne sie in die Nationalgalerie hinübergehn.

. . . Und dann hat sie auf dem Friedhof an der Hasenheide die sie aufwühlende Begegnung . . .

Das Grab der armen Lies hat inzwischen überraschend viel Gesellschaft bekommen: neun lange Reihen erdenmüder Pilger sind hinter ihr schon angebaut. Und ihr Hügel hat einen Denkstein bekommen mit Goldinschrift. Hat die Werkhilfe, die der Lebenden nicht zu helfen wußte, für die Tote so viel Geld aufbringen können? Oder haben sie im Sportverband zusammengelegt?

Sie wundert sich, daß das Grab am heutigen Geburtstag von Lies keinen einzigen Blumengruß aufweist. Schnee bedeckt den Hügel. Dolores legt ihr billiges Kränzchen am Fußende nieder und verflicht den Draht unterm Schnee im Rankenwerk des Efeus.

Im Schnee zuerst unhörbar nähern sich Schritte. Als Dolores sich erhebt, sieht sie: Theo ist mitten auf dem Weg stehengeblieben. Er trägt einen rundgebundenen Lorbeerkranz mit römisch umwundenem goldenem Band. Von der Verletzung beim Autounfall ist ihm nichts anzumerken. Er sieht sehr gut aus. Auch sein Äußeres ist gepflegt. Den dunkeln Winterpaletot und den grauschwarzen Hut, die tadellosen Handschuhe kennt Dolores noch nicht.

Endlich tritt Theo näher. „Ich bin erst jetzt gekommen, weil ich glaubte, du würdest vormittags hier sein und allein sein wollen.“

„Ich habe ja nur nachmittags Zeit. Aber nun lege doch ruhig deinen schönen Kranz da ans Fußende, Theo. Ich tue das Erikakränzchen wieder weg.“

„Du könntest es ja obenauf hintun.“

„Da holt es dann zu bald der Wind. — Du bist also wieder ganz heil, Theo? Ich hörte von deinem Unfall, las davon in der Zeitung.“

„Ich war darüber selbst ganz erschrocken, daß man die dumme Geschichte so großartig aufgebauscht hat. Im Grunde war es gar nichts weiter. Ich trage den Oberarm und die Schulter leicht bandagiert, aber wohl nur noch ein paar Tage.“

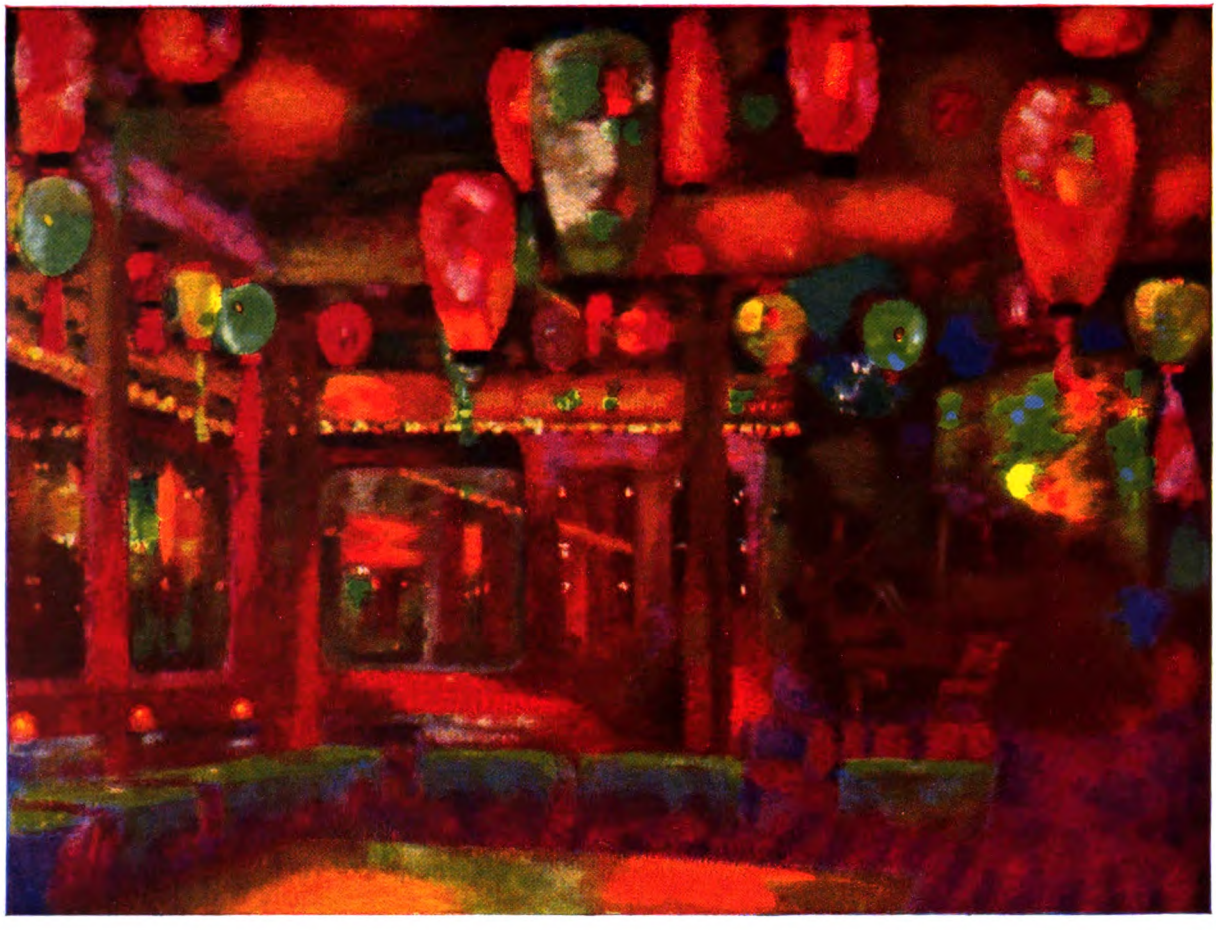
„Du wohnst jetzt bei Conny?“

„Wenigstens dort im Haus, in der Hardenbergstraße.“

„Das freut mich, daß du so gute Freunde hast. Du bist Connys Gast?“

„Nein, das nicht. Ich habe dort gemietet, weil wir so öfter zusammensein können.“

Digitized by Google



Bar Olympia. Gemälde von Auguſto Giacometti

Digitized by Google

Digitized by Google

„Und wer bezahlt es, Theo?"

„Wollen wir hier darüber reden?"

„Wenn du dich vor Lies genierst — aber sie hört es ja nicht."

Da Theo den schönen Kranz unsorgfältig hinlegt, läßt sich Dolores auf die Knie nieder, schafft ihm eine kleine Unterlage im Schnee und bringt darüber ihren bescheidenen Blumengruß an.

„Ich will dir alle häßlichen Reden von damals vergeben, Dol. Wir haben damals eben alle zuviel Schweres durchgemacht und waren überreizt. Und glaube mir auch, daß ich dir noch immer herzlich dankbar bin für die Liebe, die du Lies erwiesen hast. Aber all das noch einmal aufrühren kann ich nicht — und will ich nicht."

„Ich gehe schon, Theo!" sagt sie ruhig und erhebt sich.

Er hält sie am Ärmel ihres dürftigen Regenmantels fest. „Müssen wir Feinde sein, weil wir verschiedene Lebensauffassungen haben, Dol?"

„Wenn wir die haben — ja."

„Man kann sich also nicht sachlich über Ansichten und Überzeugungen, die voneinander abweichen, aussprechen?"

„Nein, wir zwei nicht, Theo. Zwischen uns würde das zu nichts führen. Du weichst mir ja auch nur aus, weil du dich fürchtest, Theo."

„Keinen Menschen brauche ich zu fürchten."

„Die Tote da unten, mein lieber Theo, die fürchtest du. Ich habe den Kreis kennengelernt, in den du durch Hallerbaum geraten bist. Es hat mir gegraut. Du weißt auch, wie Hallerbaum sich an Lies vergangen hat. Wer es mit einem solchen Kumpan hält!"

„Er ist ein Lebemann — mein Gott, du kannst mich doch nicht für diese ganze Großstädterwelt verantwortlich machen. Jeder mag hier nach seiner Fasson selig werden. Es gibt auch Kleinbürger, vor denen es einem grauen kann. Mir hat Hallerbaum jedenfalls durch ein paar vernünftige Worte geholfen, und für die bin ich ihm Dank schuldig."

„Deine Wohnung in der Hardenbergstraße, deinen neuen Winterpaletot, die auf Rand genähten Schuhe, deine Kollegiengelder, dein Leben, Essen, Trinken, Wäsche, Bücher, Handschuhe, Taschengeld —, das alles bezahlt dir also Frau von Holleyn?"

„Fühlst du gar nicht, Dolores, wie garstig, wie feindselig, wie kleinlich es von dir ist, an dieser Stelle all den Kram wieder aufzustöbern?"

Dolores stürzen die Tränen aus den Augen. „Du bist mir zu gut dafür, Theo, das ist es. Nicht weil ich garstig und kleinlich und dein Feind sein will."

„Also wenn dir jetzt ein reicher, entfernter Verwandter ein Darlehn anböte, damit du dein Studium beenden kannst —, du würdest es ablehnen?"

„Wenn es ein Herr Hallerbaum oder dieses Kaliber wäre, unbedingt."

„Oder dieses Kaliber... Du willst mir's also durchaus unmöglich machen, mit dir in guter Verkehrsform zu bleiben."

„Antworte mir, Theo. Ich frage dich nichts anderes als: stammt das Geld von Frau von Holleyn?"

„Ich müßte dir doch erst erklären, Dol..."

„Nein, nichts erklären. Bloß Ja oder Nein."

Er stampft auf. „Also: Ja."

Sie will die Tränen nicht wahrhaben, zwingt sich zu einem trotzigen Lachen. „Nun, da wünsche ich dir Glück auf deiner neuen Bahn, Theo! Du wirst es mit dieser Hilfe gewiß noch weit bringen! Aber siehst du, ich bin lieber Dienstmädchen geworden, als daß ich mich so erniedrigt hätte!"

„So, nun ist es aber genug, Dolores! Erniedrigt? Das Wort verbiete ich dir! Du sollst nicht in deiner Maßlosigkeit einen Abgrund zwischen uns aufreißen! Schon im Andenken an Lies nicht!"

„Laß die arme Lies aus dem Spiel. Mit der hast du nichts mehr zu tun, Theo."

„Das willst du entscheiden? Mit welchem Recht willst du mich von dieser Stelle vertreiben?"

Sie läßt plötzlich die Arme sinken. „Freilich — das Recht hab' ich ja nicht. Besser also: ich gehe. Ich wollte dir ja auch — eigentlich — gar nicht wehe tun. Es war doch nur, Theo, weil — weil mir bange ist um dich."

Rasch, aber unsicher, im Schnee etwas stolpernd, läuft sie aus der Gräberreihe heraus und dem Ausgang des Friedhofs zu.

Es ist Faschingssonntag, nur wenige Menschen haben sich heute in die Stille hergefunden. Dolores sieht sie durch ihren Tränenschleier auch kaum.

Aber da, am eisernen Gitter, neben dem Blumengeschäft mit den in den Schnee gelegten Kränzen, Kreuzen und Totensträußen, geht eine elegante junge Dame in kostbarem Nerzpelz ungeduldig auf und ab. Sie paßt eigentlich nicht so recht in diese ärmliche Vorstadtgegend. Da hält auch ein schönes, breites, blaulackiertes Auto mit einem Chauffeur, der feierlich unbeweglich hinter der Kristallglasscheibe sitzt.

Das also ist Lu. Und das ist ihr Auto. Und das ist ihr Chauffeur.

Und vor dieser lustigen, seidengestickten Maskotte, die an der rückwärtigen Scheibe

Digitized by Google

des Autos am Gummischnürchen herunterbaumelt, Seite an Seite auf der Polsterbank, werden Theo und seine reiche Gönnerin nachher aus der kleinbürgerlichen Vorstadt in den Glanz der Welthauptstadt fahren. Vielleicht wird Theo glauben, daß er seiner Trauer um Lies mit dem heutigen Besuch auf dem Friedhof genügt hat. Vielleicht wird die liebeshungrige und lebenslustige Frau ihn veranlassen, mit ihr zu einem der lärmenden Tees im Berliner Westen zu fahren, auf denen es heute, am Faschingssonntag, noch ungezwungener hergehen wird als sonst...

Sie ist wunderhübsch, diese Lu. Was für Farben! Das allzu hellblonde Haar ist freilich gefärbt. Die Augenbrauen sind abrasiert, nur ein schmaler Strich soll sie bezeichnen. Auch das ganze Gesicht ist geschminkt. Aber zu dieser mondänen Figur, zu diesen seidenen Strümpfen, zu diesem auffallenden Pelz gehört es wohl so. Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser ehemalige leichte Mannequin! Was sie hier vor dieses Friedhofstor mit sich geführt hat an kostbarem Besitz, das schon ganz allein hätte so manche Not stillen können von einer der verzweifelten Existenzen, die ihre letzte Ruhe in dieser Vorstadterde als Erlösung herbeisehnen mußten.

Dolores fühlt für eine Sekunde den forschenden Blick der schönen Frau auf sich ruhen. Nein, sie will den Blick nicht mit Haß erwidern. Und will auch ganz ohne Sentimentalität bleiben. Lu denkt ja weder an die Armut, die sie früher einmal verlassen hat, noch an das Ende, das auch sie einmal finden wird. Bei Lu heißt es: es lebe das Leben!

Bei Lu — und bei Theo.

Dolores springt dem Straßenbahnwagen nach, der sich schon in Bewegung gesetzt hat. Die Fahrgäste freuen sich über das Tempo, das sie sogleich anzuschlagen weiß in Erinnerung an ihr Training auf der Aschenbahn.

Oh, sie wird noch vor vier Uhr bei der Marmorschale im Lustgarten eintreffen und diesen Sonntagsausgang ganz nach ihrer Weise mit ihren neuen Freunden verbringen.

Jetzt freut sie sich darauf!

*

Für die Konfirmation von Rose und Edu sind im Hause Petrigkeit große Vorbereitungen getroffen worden. Wochenlang saß die Schneiderin im Kinderzimmer, und Minna mußte an der Nähmaschine eifrig mithelfen. Rose wird von Kopf bis zu Fuß wie eine Braut neu ausgestattet. Aus dem schwarzen und dem weißen Kleid für die beiden Feiern macht sie sich freilich nicht allzuviel. Aber für die große Gesellschaft in der Ressource wird ihr das erste ausgeschnittene Tanzkleid nach einem Pariser Schnitt angefertigt. Sie hat im Schneiderzimmer erklärt: wenn es wirklich ganz modern wirken sollte, dann müßte es hinten bis zur Unmöglichkeit tief ausgeschnitten sein. Edu hat seinen ersten Smokinganzug bekommen. Der Geschenkaufbau am Morgen des feierlichen Tages hat mit dem Sinn der Konfirmation nicht das geringste zu tun. Gleich dem Trousseau einer Prinzessin wird der Aufbau, der fast den ganzen Salon einnimmt, von den Verwandten und Freunden und Bekannten besichtigt. Die sonst so geizigen Petrigkeits wollen sich diese Gelegenheit, einmal den Kapitalwert ihres Hauses vorzuführen, nicht entgehen lassen. In seinem Holzhandelgeschäft hat Petrigkeit auch gerade jetzt, obwohl er ununterbrochen klagt und stöhnt, recht gut abgeschnitten, so daß alle Wünsche der Kinder, soweit sie wertbeständige Gegenstände betreffen, erfüllt werden können: es gibt goldene Uhren, eine Brillantnadel, ein Brillantarmband, Brillantknöpfe, Brillantringe und einen Brillantanhänger. Auf künstlerische Verarbeitung ist dabei kein Wert gelegt, das Material ist das Maßgebende.

Auch die Mädchen aus dem ganzen Hause strömen zusammen und bewundern die Ausstellung. Einzelne stoßen einander freilich vielsagend an, während sie die raffinierte seidene Wäsche begutachten. In der Küche wird dann offenere und liebloſere Kritik geübt.

Die dicke Anna hat die Gewohnheit, an hohen Festtagen eine besonders unfestliche Miene aufzusetzen. Dolores nennt sie so bei sich den „Landregen". Während die Mädchen aus den andern Stockwerken in bitteren Vergleichen anführen, was ihnen seinerzeit die Konfirmation gebracht hat — meist den ersten Schritt aus dem Elternhaus in den Dienst bei fremden Leuten —, kichert die Anna fast hämisch vor sich hin. Sie hat ihren großen Kakaotopf in der einen, eine Wurst- und Schmalzstulle in der andern Hand und genießt beides abwechselnd.

„Ik war 'ne Griebe von ebent vierzehn," erzählt sie, „und mein bisken Leibwäsche, det ik vor de Konfirmation krichte, war Kriegsware uff'n Schein. Meine Mutter konnt' nich mehr waschen jehn mit ihre Jichtknoten, aber sie hat noch die beeden Stuben mit die Möbel jehabt, die hat sie vermiet't, die eene an'nen Stadtreisenden, die andere an'nen Studenten. Mir zwee haben in die Küche jeschlafen. Aber am Abend von meine Konfirmation, da hat mir die Mutter zum Herrn Lengerke, det war der Studente, jebracht und dort ins Bette jelegt. Und wo der in die Nacht heimkommt und mir 'rausschmeißen

Digitized by Google

will, da sagt die Olle: Ach Jott, Herr Lengerke, sagt sie, eenmal muß es doch sind, und besser, sie hat so eenen feinen und jebildeten Herrn wie Ihnen, als wie das Aas, den Zwenk. Der Zwenk, det war nämlich der Stadtreisende. Na, mir is nischt passiert. Der Lengerke hat uff'm Sofa jeschlafen, und den andern Morgen da is er ausjezogen. Det war mein Ehrentag."

Ein paar der Mädchen krähen. Andere sind still und ernst geworden und gehn verstimmt aus der Küche.

Dolores ist erschüttert. Wenn sie bisher die dicke, materialistische Köchin so bei ihrer Dauerfutterei sah, in der Stumpfheit aller anderen Sinne, dann konnte sich in ihr fast etwas wie Haß regen. Aber dieses traurige Jugenderlebnis hat nun ein tiefes Mitleid in ihr ausgelöst.

*

Das Festprogramm ist umfassend. Nach der Kirche Gratulationsempfang, anschließend großes Mittagessen. Zahlreiche Verwandte werden erwartet. Die Ostpreußen haben freilich abgesagt. Aber die angeheirateten Berliner kommen alle. Herr Petrigkeit ist mit Frau Schmittlein verfeindet, er ist verstimmt darüber, daß die weibliche Partei im Hause die Einladung nun doch noch durchgesetzt hat. Der Nachmittagskaffee wird in der Schmittleinschen Wohnung stattfinden, da soll klassische Musik gemacht werden, ein Streichquartett von der Oper wird spielen. Herr Petrigkeit hat sogleich erklärt: nicht zehn Pferde brächten ihn dahin. Er ist auch trotz der tränenreichen Bitten seiner Gattin nicht zu bewegen, abends in die Ressource mitzugehen. Das ist eine Revanche für Frau Schmittleins Teilnahme am häuslichen Mittagessen.

Minna und Anna müssen sich nach Tisch mit dem Aufwaschen des Geschirrs sehr beeilen, denn sie sollen von vier bis sieben Uhr bei Schmittleins mit aushelfen. Anna brummt darüber sehr, denn sie hat heute ihren Ausgang, und Frau Schmittlein pflegt solche Hilfeleistung nicht mit Bargeld, sondern mit einem Buch zu belohnen. Schon zwei Bücher hat Anna in ihrer Kammer; sie ist noch nicht dazu gekommen, sie zu lesen; Lesen ist für sie eine größere und lästigere Arbeit als Strümpfestopfen.

Es gibt keine stärkeren Kontraste als die zwischen der Feier bei Petrigkeits und der bei Schmittleins. Und die kleine Friedel mit ihrem feinen, klugen, offenen Kindergesicht neben der durchtriebenen, schon angefaulten Großstadtpflanze, der Rose! Bei Petrigkeits viel deftige Gerichte, Torten, Wein, es wird einmal so recht aus dem vollen gewirtschaftet, und die Anna hat in den letzten Tagen Riesenschmu gemacht! Bei Schmittleins wird auf Essen und Trinken weniger Wert gelegt, aber es gibt wunderschöne Musik. Es wird Beethoven gespielt. Ein Herr vom Staatstheater spricht den Osterspaziergang aus dem Faust. Und dann singt Frau Schmittlein mit ein paar Kollegen und Kolleginnen ein Chorlied von Schubert.

Minna hat ein Tablett mit Teetassen in Händen, als das Vorspiel beginnt. Um im Zimmer bleiben und den Gesang mit anhören zu können, tut sie so, als fürchte sie, mit dem klappernden Brett auf dem Weg zur Tür zu stören, setzt es also leise nieder und bleibt still an die Wand gelehnt stehn. Niemand beachtet sie. Aber sie muß während des ergreifenden Gesangs immer das schöne, selige Kinderantlitz der weltentrückten kleinen Konfirmandin ansehn, in deren Augen die Tränen stehn.

Dann kommt Minna in die Küche hinaus. Die Anna ist außer sich, daß sie dringeblieben ist, statt hier draußen Tassen abzutrocknen. Einmal hat sie die Zimmertür aufgemacht, um sich nach der Kollegin umzugucken, es ist ihr aber von einem der Zuhörer abgewinkt worden. „Ik denke ja, mir laust der Affe, wie ik Ihnen da drinne wie uffjehangen an die Wand kleben sehn tue! Nu aber dalli 'raus aus die olle Kirche hier, et wird eenem ja kottrig ins Jedärme von die Heilsarmeemusike!" Mit selten erlebter Energie geht die Anna ins Zeug, um bis sieben Uhr fertig zu sein, denn heute abend ist ja wieder Versammlung!

Im Hause Petrigkeit ist von sieben bis halb neun Uhr der Teufel los: Mutter und Tochter und Sohn machen Staat für den Tanzabend in der Ressource. Der Hausherr hat sich der Stiefel entledigt und geht in Pantoffeln durch die Wohnung. Er ist gereizt, weil er sich so maßlos langweilt. Es gibt im Schlafzimmer mehrere eheliche Auseinandersetzungen, die stets damit enden, daß eine Tür ins Schloß geworfen wird, einmal von ihm, einmal von ihr, abwechselnd. Auch Minna bekommt die schlechte Laune des Hausherrn zu spüren. Sobald die Ballgäste die Wohnung verlassen haben, holt er Herrn Klenke, der gerade von der Reise angekommen ist, ins Speisezimmer herüber. Minna muß Bier bringen, noch mehr Bier. Und Gilka. Die Herren qualmen. Herr Hänisch fehlt heute, er hat sich mit Frau Schmittlein ausgesöhnt und muß dort ‚Familie simpeln', wie Herr Petrigkeit verächtlich-schadenfroh berichtet. „Und scheren Sie sich endlich 'raus!" schreit Herr Petrigkeit das Haus-

Digitized by Google

mädchen an. „Ich habe nun bald genug von Ihrer suffisanten Miene hier!“

Am Faschingsdienstag ist Herr Petrigkeit, als er mit ihr allein in der Wohnung war, sehr zudringlich gegen sie geworden. Dolores hat sich nicht anders helfen können als durch die Abwehr mit einer Ohrfeige. Die kam ihr so urplötzlich aus dem Handgelenk — und noch viel stärker als beabsichtigt —, daß sie über den Riesenknall selbst ganz erschrocken war. Aber der Schreck, die Wut des Herrn Petrigkeit waren noch größer. Von den Bezeichnungen, mit denen er Minna traktierte, war die einer „Kuhmagd“ noch eine der milderen. Sollte sie den Schutz der Hausfrau anrufen, sollte sie kündigen? Gerade am andern Morgen gab Frau Petrigkeit ihr aus freien Stücken Zulage. Vielleicht war doch irgend etwas von ihrer Notwehr bis zu den Ohren oder dem Ahnungsvermögen der Hausfrau durchgesickert. Jedenfalls genießt Minna seit diesem Zusammenprall das ganz besondere Vertrauen von Frau Petrigkeit. Aber der verschmähte Bonvivant grollt ihr. Und seitdem hat auch das geheimnisvolle Dukatenmännchen seine Tätigkeit eingestellt.

Dolores hat sich um neun Uhr ins Kinderzimmer eingeschlossen und holt eine Reihe von Tagebuchaufzeichnungen nach.

Aber nach einer Weile hört sie die Küchenklingel anschlagen. Vielleicht kommt Tilde noch auf einen kleinen Plausch. Sie hängt ja so an ihr, die Verlobte des Kottbuser Reichswehrsoldaten. Leise begibt sich Dolores zur Küchentür und öffnet. Draußen steht Papa Scholz.

*

Es ist dem alten Herrn in den letzten Monaten miserabel ergangen. Er sieht arg reduziert aus. Rasiert ist er wohl seit zwei, drei Tagen nicht. Sein ‚Ramses‘-Schädel ist silberweiß geworden. Scholz färbt nicht mehr. Obwohl er, als letzten Glanz, noch immer den kurzen Sportpelz trägt: den Oberleutnant glaubt man ihm nun kaum mehr.

„Hunger!“ sagt er und schluckt. Er ist von seiner Notlage selbst gerührt.

Dolores sieht sich voller Verzweiflung um. Wenn sie hier in der Küche einen Gast aus den Vorräten der Speisekammer bewirtet und Herr Petrigkeit ertappt sie dabei, so gibt es einen bösen Auftritt. Sie muß den alten Herrn also verstecken — wie etwa die Köchinnen in abgeschiedenen Zeiten ihren Grenadier. Denn in seinem offenbar sehr schlechten Zustand kann sie ihn doch nicht bloß mit ein paar Mark Unterstützung abspeisen — sie muß und will ja auch mit ihm sprechen, von ihm hören.

Nun sitzt Ramses im Kinderzimmer und ißt mit einem Riesenappetit. In kurzabgerissenen Zwischenbemerkungen schildert er seine Lage. An den Mitscher-Stammtisch darf er nicht mehr; da hat irgend jemand gegen ihn gepetzt. „Und ich weiß nicht wer und ich weiß nicht was. Und das hat sich auch auf den Dämmerschoppen im Leistbräu übertragen. Es ist eine ganze Kamarilla. Seitdem überall geschlossene Türen. Niemand läßt sich mehr von mir versichern. Die Sekuritas hat mich verklagt, angeblich weil ... Aber das würde zu weit führen ... Dabei meine tausend guten Beziehungen, die doch anerkannte Tatsachen sind. Du weißt, ich kann, wenn es sein muß, durch den Stadtrat Voigt bis zum Oberbürgermeister vordringen, bis in die Ministerien!“ Sobald er halbwegs gesättigt ist und wieder ein Fläschchen Bier in sich fühlt, erwacht gleich wieder der alte Renommist in ihm. „Und sich vorzustellen: meine leibliche Tochter, für die ich alles —“ er schluckt — „wie ein Pelikan —!“

„Ach laß doch!“ fleht Dolores.

„Na ja. Und heute Dienstmädchen. Und hat studiert.“

„Ich studiere hier auch, Pa. Gestrichen bin ich zum Glück noch nicht aus der Matrikel. Zum Sommer hoffe ich ins Examen zu steigen.“

„Was studierst du hier, Dolores?“

Sie schließt ihre Schublade auf und zeigt ihm die blauen Schulheftchen. „Das soziale Leben, Pa. Gesehen aus der Froschperspektive eines Berliner Dienstmädchens.“

„Interessant. Fabelhaft. Ja, das hast du von deinem Alten Herrn, Mädel: sich nicht ins Bockshorn jagen lassen. Weißt du, wie ich bei Kriegsausbruch als ältester Landwehrmann wieder den gepackten Affen auf den Buckel genomen habe, da —“

„Ich kann dir grade nur den Rest von meinem letzten Gehalt geben, Pa. Für die Kollegiengelder sind alle Ersparnisse draufgegangen. Und gestern mußt' ich Schuhsohlen bezahlen. Man läuft schon was ab so im Dienst.“

„Das Dasein ist gespickt mit spitzen Häßlichkeiten, nicht nur auf dem Küchenboden. — Ich danke dir, mein Kind. Natürlich bekommst du deine Zechinen mit höchsten Zinsen von mir zurück. — Ich war vorhin nochmal in eurer alten Bude. Nicht wiederzuerkennen, das ganze Erdgeschoß neu, kein Kellerdurchgang mehr zu sehn. Und die gute Postulat ist zu ihren sämtlichen Vätern versammelt.“

„Tot?“

„Ich dachte nämlich: gehst lieber zuerst zu der treuen Seele und legst einen stillen Pump

Digitized by Google

bei ihr an, bevor... Effektiv, Dolores, es ging mir so kotzjämmerlich, daß ich mich am liebsten gar nicht vor dir zeigen wollte... Du mußt mir die Hefte mal zu lesen geben, Dolores, damit ich doch weiß, was du erlebt hast. Die Gemeinheit von Theo Bennewitz, sich da ins warme Nest zu setzen und sich den Deiwel um dich zu scheren — na, ich habe viel über ihn zusammengehört, verdammt viel. Nein, nein, mein armes Kind, ich will dich nicht kränken, nicht quälen."

Die Zimmerklingel schrillt. Dolores fährt auf und eilt den Korridor entlang.

Die Herren wollen noch Bier. Sie soll die große Kanne nehmen und aus der Wirtschaft drüben holen.

Ramses futtert noch immer unerschütterlich. Dolores gönnt es ihm. Sie gibt ihm also seine feste Instruktion und schließt ihn ein. Erst als sie wieder zurückkommt, hat Papa Scholz seinen wütendsten Hunger gestillt. Dolores befreit ihn nun aus seiner Gefangenschaft und begleitet ihn zur offenen Küchentür. „Ich bringe dich gleich hinunter, Pa —"

Da kommt nun aber schon Herr Petrigkeit polternd den Korridor entlang. „Was ist denn nur los? Wo bleiben Sie denn, Minna? Und ein Mordszug ist das hier. Wieder die Tür auf. Natürlich. Was für Besuch haben Sie sich da mitgebracht? Was ist das für ein Gentleman?"

„Ein — ein Herr Scholz. Er fragt nach Frau Postulat. Bei der hatten wir uns zuletzt getroffen. Die ist aber doch verstorben, nicht wahr? Da wollt' ich eben Herrn Petrigkeit bitten, ob ich vielleicht noch im kleinen Fernsprechbuch von der gnädigen Frau nachsehn könnte —"

Dolores ist keine Meisterin im Schwindeln. Wenn Herr Petrigkeit nicht schon sein gehöriges Quantum Bier und Gilka zu sich genommen hätte, so müßte er's merken. Er sieht einen Sportpelz, sieht, daß der späte Gast die Hacken zusammenschlägt, und hört eine schnarrende Stimme sagen: „Oberleutnant Scholz."

Herr Petrigkeit ist in Filzpariſern und kann die Höflichkeit nicht erwidern. „Na, denn treten Sie mal näher, Herr Oberleutnant. — Das sollen zwei Liter sein, Minna? Verdammt schlecht messen die da drüben. — Also die ist tot, die Frau Postulat? Merkwürdig. Na ja, da bedienen Sie sich man, Herr Oberleutnant. Das kleine Fernsprechbuch... Jotte doch, Minna, so tanzen Sie einem doch nicht vor die Beene herum!"

Besser und rascher als seine Tochter weiß sich Ramses in solch merkwürdige Situation zu fügen. Er holt sofort seine elegantesten Manieren als ehemaliger Vertreter der Sektfirma aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Auch um Themen ist er nicht verlegen. Ob Herr Petrigkeit — nicht wahr, pardon, Petrigkeit? — das Ergebnis von Mariendorf schon kennt? Trabrennen in Mariendorf! Und zwischen Jüterbog und Bitterfeld ist also das Flugzeug 213 —

„Besuch, Herr Klenke! — Was, da staunste! — Herr Klenke, Vertreter von Obronski, Leiser & Co."

„Oberleutnant Scholz, Mitarbeiter der Direktion der Sekuritas."

„Dritter Mann zum Skat!" stellt der Trikotagenreisende trocken fest.

„Soll ein Wort sein," sagt Herr Petrigkeit, der froh ist, daß er nun für den Rest des Abends schweigen kann. „Minna, drittes Glas! — Hier, mein Herr, zuerst mal 'ne Zigarre in die Physiognomie!"

Das Fernsprechverzeichnis wird von Ramses noch der Form halber zurate gezogen. Dann sieht er sich behaglich um und reibt sich die Hände. Den Sportpelz will er durchaus nicht ausziehen, er habe die Quadrille mitgeritten, bei Beermann, hernach zu rasch umgezogen, der Allerjüngste sei man doch auch nicht mehr.

„Minna, bevor Sie sich in die Klappe legen, stellen Sie noch den Magenbitter hierher, den Stonsdorfer, der bei mir auf dem Fensterbrett steht!" ordnet Herr Klenke an und fügt großmütig hinzu: „Ich bringe den Herrn dann selbst zur Haustür hinunter."

Minna gehorcht.

Die drei Herren trinken, rauchen, spielen. Man hört das Aufklatschen der Karten, hört ab und zu Husten oder Lachen oder einen kurzen, gereizten Fluch.

Dolores besitzt nicht die Seelenruhe, sich zu Bett zu begeben, gar zu schlafen. Soeben kommt die Anna heim. Ihr erster Gang ist der in die Speisekammer. Sie setzt sich dann noch in der Küche nieder und futtert. Hoffentlich hat sie den Raubzug in die Überbleibsel von der üppigen Mittagstafel nicht gemerkt. Die Hausfrau wird ja erst morgen früh die Bestände aufnehmen. Das Fest in der Ressource dauert bis drei Uhr. Vor halb vier ist Rose also nicht im Schlafzimmer zu erwarten. Sie wird dann noch hundert Dinge erzählen wollen. Jedesmal bringt sie einen Haufen bösartiger Nachreden mit — wollte man dem Klatsch Glauben schenken, dann gäbe es überhaupt kein anständiges weibliches Wesen in ihrem ganzen Umkreise. Dolores hilft sich meistens, indem sie tut, als ob sie einschläft.

Ein Mordslärm entsteht plötzlich da drü-

Digitized by Google

ben im Speisezimmer. Alle drei Herren schreien durcheinander. Die Stühle werden gerückt, einer der Stühle fällt zu Boden, ein Glas zerklirrt.

Dolores wagt sich zitternd in die Tür.

„Wer sind Sie überhaupt? Wie kommen Sie hier herein? Was für ein Oberleutnant? Herr! Sie mogeln ja! Ich sage, Sie mogeln!"

Der Vertreter von Obronski, Leiser & Co. steht mit erhobenen Fäusten vor dem Besuch im kurzen Sportpelz. Der Herr Oberleutnant a. D. Scholz sucht sich mit einem eisigen Lächeln in seine vornehmsten Allüren zu retten. „Ich brauche mir das nicht bieten zu lassen, aber der Klügere gibt nach, man hat eben seine gute Kinderstube oder man hat sie nicht. Beleidigungen gegenüber ist heutzutage der Gentleman leider wehrlos."

„Wer will Sie beleidigen? Niemand will Sie beleidigen," sagt der Hausherr mit schwerer Zunge, indem er die Karte, die Herr Klenke vom Boden aufgehoben hat, durch die Luft schwingt, „aber Sie müssen zugeben — das müssen Sie doch wohl zugeben, Herr, daß der Verdacht verdammt nahe liegt, daß Ihr letzter Gewinn —"

„Eher verzichte ich auf meinen ganzen Gewinn, als daß ich mir nachsagen lasse —"

„Gewinn is überhaupt nich, Männeken!" schreit Herr Klenke dazwischen.

Dolores preßt die Hände ineinander. „Ist denn — etwas geschehen?"

„Was geht das Sie an?" fährt Herr Petrigkeit auf. Die Ohrfeige fällt ihm plötzlich wieder ein. „Sie sind diejenige, die mir den ganzen Abend verdorben hat, die ganze — ganze Konfirmation, verstehen Sie!"

„Scheren Sie sich in Ihre Klappe!" schreit nun auch Herr Klenke. „Wir brauchen Sie nicht! Das ist hier Männersache, zum Henker!"

Herr Petrigkeit fürchtet die üble Nachrede im Haus. Das ernüchtert ihn. Man soll nicht herumtratschen, in seiner Wohnung sei falsch gespielt worden. „Spiel aus. Einsätze zurück. Ganz einfach."

„Ich habe zweiundfunfzig sechzig zu beanspruchen," beharrt Herr Klenke.

„Ich komme — für den ganzen Kitt auf!" erklärt der Hausherr mit einer runden, nicht mehr ganz sicheren Handbewegung.

„Denn is jut."

„Ich gehe nun also, meine Herren," sagt Ramses hoheitsvoll und schlägt den Pelzkragen hoch, die Hände in die Taschen des kurzen Paletots steckend, „ich bedaure das Mißverständnis und hoffe, Ihnen gelegentlich einmal beweisen zu können —"

„Bloß jetzt — Rand halten!" rät Herr Petrigkeit. Er überläßt es Herrn Klenke, den dritten Mann vom Skat zur Haustür hinunterzubegleiten, und setzt sich, die Stirn in die Hände pressend. Nur ja schon im Bett liegen, wenn Muttchen heimkommt! Nur ja schon fest schlafen! Nur ja keinen Ton mehr sagen müssen! Fast demütig wendet er sich an Minna, die noch immer käseweiß in der Korridortür steht. „Nischt is jewesen, jar nischt, verstehen Sie. Bloß die Stiebel — ich glaube — die krieg' ich heute alleine nicht herunter!"

Nun muß Minna aber doch lachen. „Ja, Herr Petrigkeit, ich würde Ihnen gern helfen —, aber Sie haben doch gar keine Stiefel an!"

„Nicht? Merkwürdig. Na, an diese Konfirmation werde ich denken. Sie sind ein gutes Mädel, Minna. Ich war neulich etwas rauh gegen Sie, Minna, das ist so meine ostpreußische Art — aber der Kern ist nicht schlecht. Nacht, Minna! Licht ausdrehen! Da kommt Klenke zurück! Nur stille jetzt! Nischt is jewesen!"

Die plötzliche Verträglichkeit des Hausherrn ist Herrn Klenke verdächtig vorgekommen. Am liebsten möchte er die ganze Sache nun noch einmal unter vier Augen mit ihm durchsprechen. Als er ins Speisezimmer gelangt, um seinen Block und seinen Stonsdorfer zu holen, hat sich der Hausherr aber schon ins Schlafzimmer verfügt. Herr Klenke deutet in die Richtung, in der er verschwunden ist, und sagt zu Minna: „Ebensogut kann er gemogelt haben. Die zweiundfunfzig sechzig sind ihm jedenfalls nicht geschenkt. Aber wo er den verstorbenen Oberleutnant aufgegabelt hat — das ist mir ein Rätsel. Höchst verwunderlicher Zeitgenosse." Er erwartet von Minna keine Erwiderung auf seine Rede und schwankt in sein Zimmer.

Dolores hat das breite Fenster nach dem Hof geöffnet, damit der dicke Tabaksqualm abziehen kann, und hat das Licht ausgedreht. Im Dunkeln lehnt sie sich ans offene Fenster und blickt zum Nachthimmel auf. Sie möchte weinen, aber die Angst um den Vater zittert noch zu sehr in ihr, sie findet die erlösenden Tränen nicht.

Sie sucht ihr Bett erst auf, als sie die Tanzgesellschaft heimkommen hört.

*

An die Vorkommnisse dieses Abends bewahrt Herr Petrigkeit nur die dunkle Erinnerung, daß er Herrn Klenke zweiundfunfzig Mark und sechzig Pfennige schuldig geworden sein soll. Der dritte Mann verschwimmt ihm im Nebel von Patzenhofer und Gilka. Auch Herr Klenke kommt auf

Digitized by Google

den wüsten Spielabend und sein tumultuarisches Ende nicht mehr zurück, nachdem er sich mit dem Gastgeber auf fünfzig Prozent geeinigt hat.

Dolores hört und sieht nichts mehr von ihrem Vater. Sie hat nicht einmal seine augenblickliche Adresse. Das beunruhigt sie, denn sie kann mehrere Heftchen mit den Aufzeichnungen nicht finden und will bei ihm anfragen, ob er sie etwa mitgenommen hat. Sie möchte sie nicht verlieren, denn sie sind doch immerhin Niederschriften, die unter dem ersten frischen Eindruck entstanden sind. Für ihn aber haben sie ja kaum Interesse.

An einem Montagmorgen ruft Herr Petrigkeit aus dem Büro der Holzhandlung entsetzt bei seiner Frau an: ob sie die gestrige Sonntagsbeilage gelesen habe, worin sich die „Tagebuchblätter einer Perle aus dem Berliner Vogtland" befinden. „Die Namen sind durch Buchstaben ersetzt, aber sonst stimmt alles — wenigstens eine Menge!"

Es gibt ein hochnotpeinliches Verfahren im Hause Petrigkeit. Rose und Ede sind zum Glück über Wochenend zum Wintersport am Scharmützelsee, sonst würde es noch peinlicher sein. Aber im ganzen übrigen Haus hat sich's inzwischen herumgesprochen. Die Zeitung wandert von Küche zu Küche.

Um eine Stunde früher als sonst kommt Herr Petrigkeit heim. Es regnet dieselben Vorwürfe. Nur wird jetzt ganz unnötiger Stimmaufwand dabei getrieben.

Frau Postulat, an die man sich etwa halten könnte, um ein Exempel zu statuieren, hat dieses Schmerzenstal zu ihrem Glück schon verlassen.

Dolores kann sich natürlich vorstellen, auf welchem Weg ihre kulturgeschichtlichen Versuche in die Zeitung gelangt sein mögen. Papa Scholz hat sie vermutlich einem der Herren gebracht, an deren Stammtisch er früher hat verkehren dürfen, vielleicht Herrn Hullrich, dem Papierfabrikanten, der ihn zuweilen als Anekdotenerzähler auf die Jagd, d. h. zum Schüsseltreiben mitgenommen hatte ... Aber sie würde sich ja eher die Zunge abbeißen, als daß sie ihren Vater verriet ... Als Glücksfall empfindet sie's, daß Herr Petrigkeit das fatale Vorkommnis nicht sofort mit dem von ihr eingeschmuggelten Abendbesuch in Zusammenhang bringt, dem dritten Mann zum Skat.

Sie muß die furchtbare Sturmflut wehrlos über ihr Haupt ergehen lassen.

Ohne Kündigung entlassen, fristlos, zudem ohne Zeugnis, wird ihr's natürlich sehr schwer werden, sobald wieder eine Stelle zu finden. Sie wird sich ja nirgends auf ihre Tätigkeit in diesem Hause berufen dürfen.

Beim Kleinkohlenhändler an der Ecke kann sie ihre Sachen einstweilen einstellen. Sie sucht dann Tilde auf, um sich von ihr zu verabschieden.

Dabei erst fällt ihr Karl Döring ein.

Wenn der erfährt, was sie über ihn geschrieben hat, wird er in seinen Klassenhaß künftig gewiß auch sie einbegreifen.

Wäre nur erst die Auseinandersetzung mit ihm überstanden!

*

Tilde liest. Über ein paar Schilderungen muß sie herzlich lachen. „Wer hat das in die Zeitung eingerückt?" fragt sie. „Das hast du doch sicher einem Herrn erzählt, auf der Versammlung damals, und der hat es zu Papier gebracht, nicht?" Sie fühlt sich über ihr Porträt sehr geschmeichelt. Und daß Minna auch so nett über Fritz ausgesagt hat, macht sie geradezu glücklich. „Aber Karl Döring erfährt besser gar nichts davon, weißt du, er ist ja so schon empfindlich genug." Minnas Besorgnisse für ihr nächstes Unterkommen teilt Tilde durchaus nicht. „Nun hast du ja Bargeld in der Hand und kannst durchhalten, um in aller Ruhe etwas Passendes zu suchen. Und wenn der erste Schreck bei Petrigkeit vorbei ist, bittest du sie ganz einfach um Bescheinigung über deine Arbeitszeit, und dann lassen sie am Ende noch mit sich reden. Hauptsache, daß sie dir hineinschreiben: geschickt, fleißig und ehrlich. Du willst ja auch nicht ewig Stubenmädel bleiben. Ich möchte bloß einmal in die Zukunft gucken können: ob aus dir und Karl noch einmal ein Paar wird."

Nun ist Dolores fast so weit, die Freudin ins Vertrauen zu ziehen, aber sie schiebt die Beichte dann doch wieder hinaus: Tilde würde ja ihre Studienjahre sogleich als trennende Wand empfinden!

Zunächst soll sich Minna im Hospiz einquartieren, empfiehlt Tilde aus ihrer eigenen Erfahrung. Dort sei es billig und sauber —, freilich langweilig für solche Mädchen, die abends tanzen gehn wollen, denn die Hausordnung sei streng. Aber gerade darum fände man dort immer Platz.

Und schon am dritten Tag Wartens wird Dolores zur Vermittlungsstelle gerufen. Ihr Zeugnis von Frau Petrigkeit ist durchaus sachlich ausgefallen. Die Oberschwester fragt, ob sie für kürzere Zeit eine Vertretung annehmen wolle? Eine sehr feine Herrschaft suche ein zweites Hausmädchen, das eingestellt werden solle, solang das jetzige einen Näh- und Schneiderkursus durchmache. Ein älteres Fräulein, das mit der Oberschwester verhandelt, hat die im Lesezimmer versam-

Digitized by Google

melten Mädchen durch den offenen Schalter lange und genau gemustert und schließlich auf Dolores gezeigt. Vor allem werde Tadellosigkeit in moralischer Hinsicht gefordert, betont die Oberschwester.

Zwei Mädchen, die mit zuhören, stoßen sich unter dem Lesetisch an und kichern. „Da kommen Se zu 'ne janz verdrehte alte Schraube, Fräulein!" sagt die eine. „Ik warne Neujierige."

Dolores berichtet, was alles sie perfekt versteht.

„Sie sind erst seit kurzer Zeit in Stellung?" fragt das ältliche Fräulein. „Sie haben, wie ich merke, bessere Schulbildung."

„Die Hausarbeit soll für mich nur ein Übergang sein. Ich bin mittellos, muß mir alles selbst verdienen, und als Hausangestellte habe ich wenigstens keine Sorge ums tägliche Leben."

Die Pflichten, die sie übernehmen soll, werden von der Dame aufs genaueste umrissen. Es ist ein Fräulein von Lessemer. Sie steht dem großen Hausstand des Bankiers Stritt vor. Die Hausfrau ist kränklich und schonungsbedürftig. Kinder sind nicht vorhanden. Im Hause ist sonst nur noch ein erwachsener Sohn. „Der Dienst ist an sich nicht schwer. Aber unser Herr hat viele Repräsentationspflichten, es sind häufig Auslandsgäste da, bis zum letzten Angestellten wird da tadelloses Benehmen verlangt. Das Gehalt ist gut. Sie werden wohl auch manches Trinkgeld erhalten. Unsere Leute sind zum Teil schon viele Jahre da. Niemand geht aus Unzufriedenheit. Wechsel tritt nur ein, wenn ich wahrnehme, daß sich jemand nicht in den Geist des Hauses fügt. Es muß alles sauber bei uns sein. Sie verstehen? Schön."

Das ältliche Fräulein wirkt eher wie eine Schulvorsteherin als wie eine Hausdame. Es fehlt auch nicht der goldene Kneifer. Dolores ist fast versucht, wie früher als artiges Schulmädchen einen Knicks zu machen, als Fräulein von Lessemer ihr die Hand gibt, um den Abschluß des Dienstverhältnisses zu bekräftigen. „Und Ihr Vorname, Fräulein?" fragt ihre künftige Vorgesetzte, das Formular der Vermittlungsstelle noch einmal überblickend.

„Ich werde Minna gerufen," erwidert Dolores sofort.

„Gut, Minna, ich hoffe, daß Sie sich nett einfügen. Sie können sofort mitfahren. Ihre Sachen werden später abgeholt."

Draußen steht ein Auto. Fräulein von Lessemer gibt dem Chauffeur aus einer kleinen Liste noch ein paar Adressen und steigt ein. Minna darf links neben ihr Platz nehmen.

Ob dieser Bankier Stritt der ältere Bruder des berühmten Großindustriellen ist, in dessen Berliner Büro sie sich ebenso hartnäckig wie vergeblich um eine Anstellung beworben hat? Sie wagt das gestrenge Fräulein von Lessemer unterwegs nicht auszufragen, die Hausdame hat auch gar keine Zeit für sie, sondern fügt auf dem Klapptischchen vor ihrem Autoplatz Rechnungen aufeinander, addiert, trägt ein, macht sich neue Notizen. Es muß ein Riesenhaushalt sein, dem sie vorsteht.

*

Ein Riesenhaushalt allerdings. Aber nach dem kleinbürgerlich tumultuarischen Betrieb im Berliner Vogtland wirkt das Leben in dieser palaisartigen Villa geradezu feierlich still auf Dolores.

Dabei tauchen immer mehr Hausangestellte auf. Sie betrachten die Neue kritisch, begrüßen sie aber freundlich, von vornherein jede Vertraulichkeit ablehnend. Die Jungfer der gnädigen Frau und der weißhaarige erste Diener scheinen die vornehmsten Stellen innezuhaben. Die Hausmädchen sind diesem ersten Diener unterstellt. Mit dem Gärtner und dessen Gehilfen sowie dem Chauffeur kommt das eigentliche Hausgesinde kaum in Berührung. Minna bekommt vom ersten Hausmädchen gleich zu hören, daß ihre Vorgängerin, die Emmi, auf Kosten der Gnädigen in einen Ausbildungskursus geschickt worden sei. „Sie ist perfekt in allem und sehr gut zu leiden, nur im Nähen genügt sie für die Stelle bei uns noch nicht. Können Sie etwas Maschine nähen? Nun, für die kurze Zeit werden wir ja wohl auskommen." Nachdem sich zwischen die Hausdame und das zweite Hausmädchen zunächst der erste Diener als Zugführer eingeschaltet hat, ist es nur recht und billig, daß nun auch noch das erste Hausmädchen ihre Feldwebelrechte geltend macht. Es scheint hier im Hause eine militärfromme Überlieferung zu herrschen.

Aber schon in den ersten Tagen erkennt die neue Minna, daß über all diesen Vorgesetzten noch eine Generalstabsmacht thront, mit der es sich keiner verderben darf, selbst die Hausdame nicht: das ist die Köchin Frau Marie. Die ist als Küchenmädchen vor dreißig Jahren bei den Eltern des Herrn Stritt noch im Stadthaus tätig gewesen, allmählich dort zur ersten Köchin avanciert und nach Erledigung einer kurzen Ehe ununterbrochen hier draußen in der Grunewaldvilla tätig. Sie hat die große Medaille vom Vaterländischen Frauenverein und tyrannisiert das ganze Haus. Wenn sie Ärger hat und ihre Migräne bekommt, dann hilft selbst das Zu-

Digitized by Google

Bogenschütze. Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google

Digitized by Google

reden der gnädigen Frau nicht. In verzweifelten Fällen muß da Herr Stritt senior in die Küche kommen und ein paar leutselige Worte sprechen. Für den Hausherrn schwärmt Frau Marie. Er hat ja auch eine so weiche, musikalische Stimme. Dem etwas rollenden Bariton ist es bisher noch immer gelungen, Frau Marie zu besänftigen. Sie kocht hervorragend. Selbst bei Borchardt kann es der berühmte Koch nicht besser, der das Gehalt eines Ministerialrats bezieht.

Dolores fühlt sich in diesem gutgeregelten Haushalt wie im Himmel. Es tut ihr fast schon leid, daß die Stellung nur von so kurzer Dauer sein soll. Was ihr besonders wohltut, das ist die Achtung, die hier die Angestellten einander erweisen. Es gibt weder Zank noch Intrige. Etwas wie Stolz darauf, die übertragene Arbeit auf das korrekteste auszuführen, ist überall erkennbar. Dolores bemerkt, daß sie nicht nur von Fräulein von Lessemer, vom ersten Diener und vom ersten Hausmädchen überwacht wird —, nein, der ganze Regimentsstab scheint darüber wachen zu wollen, daß hier nicht etwa ein Element aufkommt, das sich nicht tadellos einzufügen gewillt ist. Sie scheint indes die große Prüfung bestanden zu haben.

Freilich ist noch ein zweites Examen durchzumachen: wie und wo verbringt sie ihre freien Abende?

Nicht daß man sie ausfragt. Nein, das soll sich bloß so gelegentlich in einem Gespräch ergeben. Es hätte nicht schlecht in den Stil des Hauses gepaßt, durchblicken zu lassen, daß sie ihren zweiten Ausgang im Lesesaal der Staatsbibliothek verbracht hatte, wo sie eine nationalökonomische Broschüre einsah. Aber man hätte das doch wieder als ein unvornehmes Sichaufspielenwollen auffassen können. Den einen oder andern freien Abend verbringt sie auch in ihrer Dachkammer, durch deren Fensterchen sie in die Wipfel alter Grunewaldbäume blickt. Sie muß ihre Ausstattung von Grund aus aufbessern, denn man geht hier tadellos angezogen. Die Arbeits- und Servierkleider, die von der Herrschaft geliefert werden, müssen alle passend gemacht werden, auch wenn sich's für sie nur um eine Vertretung von unbestimmter Dauer handelt.

Die Hausfrau und der Sohn des Hauses, der einen verkürzten Fuß hat und täglich von einem Arzt behandelt und massiert wird, sind vormittags im Erdgeschoß, dessen Säle und Zimmer Minna im Verein mit dem zweiten Diener aufzuräumen hat, nie zu sehen. Die kleine Familie versammelt sich erst um sieben Uhr, zum Essen, im kleinen Speisezimmer. Aber auch nur in den — seltenen — Fällen, daß weder Gäste erwartet werden, noch die Familienmitglieder zu Gesellschaften ausgebeten sind. Bei größeren Empfängen wird im oblongen Speisesaal serviert, der dem entzückenden Bibliothekzimmer in Sanssouci nachgebildet ist. Zuweilen sieht der Hausherr berühmte Musiker bei sich, mit denen er musiziert. Er selbst ist Meister auf der Bratsche. Von ihren Kollegen und Kolleginnen im Haus erfährt Dolores fast nichts über die Herrschaft. Beim Servieren von Kaffee, Tee und Likören, wo sich die Gäste in einzelnen Gruppen über das ganze Erdgeschoß verteilen, fängt man wohl diese und jene Einzelheit auf. So ist es in letzter Zeit in der Öffentlichkeit anscheinend viel besprochen worden, daß der Bankier Stritt ein ihm angebotenes Ministerportefeuille abgelehnt hat. Er habe erwidert: es genüge, wenn *einer* aus der Familie der Kritik aller Besserwisser im Vaterland ausgesetzt sei, er wolle als guter Haushalter still für sich weiterleben, der Öffentlichkeit immerhin auch in seinem Gewerbe nicht unnütz, und die wenigen Jahre, die ihm verblieben, gedenke er möglichst eifrig noch für seine Ausbildung im Quartettspiel zu verwenden.

Ein einziges Mal hat Frau Stritt das neue Hausmädchen ins Gespräch gezogen. Es ist eine feine, stille, liebenswürdige Vierzigerin. Ihr Leiden ist nervöser Art, sie ist dem Großstadtleben nicht so recht gewachsen. Langes Aufsein, Geselligkeit, viel Stehenmüssen, viel Sprechen, Unregelmäßigkeit in der Ernährung hat sie immer mit einigen Tagen Herzunruhe zu büßen. In ihren persönlichen Ansprüchen ist sie — an ihrem großen Reichtum gemessen — fast überbescheiden. Und anderseits fehlt ihr jeder Geiz. Der große Kummer ihres Lebens ist nicht das eigene Leiden — sondern das ihres Sohnes.

Unten auf dem großen Rasenplatz hinter der Villa übte Herr Doktor Herbert Stritt mit seinem Trainer Golfschläge. Die Mutter sah vom Fenster aus zu, während Dolores eintrat, um der Hausfrau in Abwesenheit der Jungfer die Nachmittagspost zu bringen. „Finden Sie nicht, daß der junge Herr den Fuß schon bedeutend weniger nachzieht? — Ach so, Sie sind es, Minna. — Sie haben es vor Weihnachten nicht gesehen. — Treiben Sie in Ihrer freien Zeit denn auch ein bißchen Sport, liebes Kind? Ich turne noch täglich und mache Atemgymnastik. Aber Sie halten sich ja sehr gut, Minna. Gewiß sind Sie auch eine begehrte Tänzerin?"

Dolores freut sich über den herzlichen, unbefangenen Ton und erwidert ebenso offen: „Als ich noch nicht in Stellung war, gnädige

Digitized by Google

Frau, habe ich Leichtathletik getrieben. Ich bin sehr ausdauernd im Schwimmen. Und im letzten Herbst hatte ich gerade angefangen, mich im Langstreckenlauf auszubilden. Das werde ich auch nie ganz aufgeben."

„Ein gesunder, schöner Körper ist die höchste Gnade, Minna."

Dolores hat seitdem das Gefühl, daß man sich dieser Frau unbedenklich anvertrauen könnte. Aber sie kommt leider viel zu selten in ihre Nähe. Und als Bittstellerin möchte sie sich auch gar nicht an sie heranwagen. Sie sieht ja die Berge von Briefen, die der Privatsekretär aus dem Bankhaus fast täglich mit der Hausfrau und Fräulein von Lessemer durchsieht. Die fremdesten Menschen schicken Bettelbriefe. Gesuche, die begründet sind, werden im Büro noch sorgfältig geprüft. Der Etat für Unterstützungen und Wohltätigkeit scheint in diesem Hause fast ebenso hoch wie der für die tägliche Wirtschaft. Dolores will sich jedenfalls ein freundliches Andenken hier sichern. Das Zeugnis, das sie bekommen wird, ermöglicht ihr fraglos den Aufstieg. Im Herbst kann sie sich dann vielleicht schon wieder selbständig machen.

Da ist es die Begegnung mit Doktor Herbert Stritt, die ihrer Schicksalskugel wieder einen neuen Antrieb, eine neue Richtung gibt.

*

Es läßt sich nicht länger mehr verheimlichen: Doktor Herbert Stritt hat ein unglückliches Liebesverhältnis. In seinem Zimmer stehn mehrere Bilder von einer wunderhübschen, vielleicht überschlanken und überzarten Blondine, einer Schwedin, die — nach der gymnastischen Gruppenaufnahme im Trikot zu schließen — einer jungen Tanzrhythmik-Gruppe anzugehören scheint. Quer über das große Bild im Ständerrahmen ist mit großen Buchstaben geschrieben: „Ihrem geistig beweglicheren Freunde die wohl nur körperlich beweglichere Ebba Sörensen."

Im vorigen Herbst, als der junge Herr Stritt aus Schweden zurückkehrte, war das Glück sehr groß. Aber im November kamen die Briefe mit der großzügigen Handschrift, die bisher aus Stockholm an Doktor Herbert gerichtet waren, aus Arosa. Den ganzen Winter über. Und im Hause Stritt wußte man: Ebba Sörensen ist lungenkrank. Dolores hört einmal, als sie in die Halle eintritt, Fräulein von Lessemer darüber mit einer Bekannten des Hauses sprechen. Die Damen gehen sofort zum Englischen über, das Dolores natürlich ebensogut beherrscht. „Es ist ein großes Unglück für die arme junge Dame, deren ganze Karriere ja auch in Frage gestellt ist, ein ebenso großes Unglück für Herbert, der das Mädchen tief und ehrlich zu lieben scheint — Sie wissen, daß er schon seines Leidens halber nie ein Springinsfeld war und daß man ihm ein bißchen Jugend und Sonne gegönnt hätte —, aber das größte Unglück ist es doch für Herberts Eltern. Was grämen und ängstigen sie sich, ihr Einziger könnte den Leichtsinn begehn, das Mädchen zu seiner Frau zu machen."

„Natürlich drängt auch sie auf die Heirat?" fragt der Besuch.

„Sie liebt ihn. Ach, Herbert hat mich damals ja zu seiner Vertrauten gemacht, mich gebeten, ihm und ihr zu helfen. Ihre Eltern sind nämlich ebensosehr dagegen."

„Ich denke, es ist eine kleine Tänzerin?"

Fräulein von Lessemer zuckt die Achsel. „Vielleicht zählt für sie der Reichtum des Hauses Stritt wirklich nicht mit. Vielleicht ist es ebenso die Verkrüppelung des jungen Mannes wie die Erkrankung ihrer Tochter — vielleicht sind es auch noch andere Gründe — kurz, es ist jetzt ein furchtbares Gezerre entstanden. Herbert hat es durchsetzen wollen, daß seine Eltern die junge Dame wenigstens für eine Woche in der guten Jahreszeit hierher ins Haus einladen, — aber wie können das Herr und Frau Stritt riskieren, angesichts der Ablehnung ihres Sohnes durch die Familie Sörensen?"

„Was soll nur daraus werden? Fügt sich Herbert? Hat er Ihnen nichts verraten?"

„Nichts. Das macht mich eben besonders verzagt."

Das Hauspersonal meidet jeden Klatsch. Aber alle wissen Bescheid. Und alle halten zu den Eltern, ob ihnen auch der Sohn des Hauses sehr sympathisch ist.

Herbert hat den durchgeistigten Kopf seines Vaters, auch seine großen, schönen, braunen, etwas melancholischen Augen und das schnebbenartig in die Stirn vorspringende Haar, das er meist ganz kurz abgeschoren trägt. Da der verkürzte Fuß ihn zu einem etwas hinkenden Gang zwingt, so hat er schon auf der Schule den Spottnamen Mephisto bekommen. Das Übel war auf einen ärztlichen Mißgriff bei der Zangengeburt zurückzuführen, der der Mutter ein zweites Wochenbett unmöglich und den einzigen Sohn zum Krüppel machte.

Offenbar weiß Herbert, daß die Angestellten eine geschlossene Phalanx gegen ihn bilden, seitdem auch seine frühere Erzieherin, Fräulein von Lessemer, gegen ihn eingeschwenkt ist. Nun hat er zufällig festgestellt, daß das neue zweite Hausmädchen, die Aushilfe für Emmi, Englisch versteht, und hält sie einmal an.

„Haben Sie für den Hochsommer schon

Digitized by Google

eine Stelle, Minna?" fragt er sie, als sie die frischgeplätteten Krawatten in sein Schrankzimmer bringt. Und da sie verneint: „Sie beherrschen fremde Sprachen? Waren Sie im Ausland tätig? Können Sie auch ein bißchen Schwedisch? Es brauchten nur eben die dreihundert Worte für den täglichen Verkehr zu sein."

Dolores schöpft Mut. „Ich könnte es lernen."

Prüfend sieht er sie an. „Also wissen Sie, wofür."

„Ich denke: ja. Bei Fräulein Sörensen eintreten. Nicht wahr?"

„Das ist es. Aber nicht als zweites Hausmädchen. Es wird kein erstes geben. Fräulein Sörensen braucht einen ehrlichen, verständigen, gebildeten Menschen in ihrer Nähe. Wenn Sie sie sehen, werden Sie gern bei ihr sein wollen. Sie brauchten auch keine Angst zu haben — Sie wissen, sie ist jetzt in einer Lungenheilstätte —, daß Sie sich anstecken. Das ist bei der modernen Hygiene ganz ausgeschlossen."

„Ich habe einmal einen Ferienkursus beim Roten Kreuz mitgemacht."

„Sie sind ja ein Unikum, Minna. Können Sie auch frisieren und ondulieren? Fräulein Sörensen trägt nämlich seltsamerweise keinen Bubikopf. Dafür hat sie aber auch das schönste Goldhaar, lang bis über die Hüfte, das Sie sich nur denken können. Wie in dem schwedischen Film die königliche Bauerntochter, wissen Sie. Würden Sie auch noch Frisieren lernen, Minna? Dann könnten Sie Fräulein Sörensen nach jeder Richtung hin betreuen, solang sie hier in Berlin sein wird. Und vielleicht findet sie Gefallen an Ihnen und nimmt Sie auf Reisen mit."

„Es täte mir nur leid, Herr Doktor, wenn Ihre Frau Mutter mir es übelnähme."

Ein Schatten huscht über sein froh gewordenes Gesicht. „Meine Mutter. So. Hat sie denn mit Ihnen . . . Das ist doch nicht denkbar."

Dolores hebt die Schultern. „Mit mir hat niemand darüber gesprochen. Aber ich bin doch nun einmal in vieles eingeweiht, weil ich die fremden Sprachen verstehe, die man benutzt, wenn die Bedienung eintritt."

„Sie tun kein Unrecht, Minna. Meine Mutter wird die allerletzte sein, die Ihnen auch nur den geringsten Vorwurf machen wird. Dafür stehe ich ein."

„Dann sehe ich keine Schwierigkeit, Herr Doktor."

„Über Gehalt und alles sprechen wir noch, Minna. Auch über den Zeitpunkt." Er nickt ihr zu, geht, bleibt aber wieder stehen. „Wenn Sie mir irgend etwas zu sagen haben, Minna, dann kommen Sie nie hier herauf, denn das würde auffallen. Am besten unten im Flur, wenn ich zum Golf gehe. Sie können es schlimmstenfalls auch Herrn Doktor Berth ausrichten, der ist eingeweiht."

„Doktor Berth — jawohl." Ihre Stimme ist unmerklich ins Schwanken geraten: da Conny Berth hier auftaucht, muß sie fürchten, daß auch sein Intimus Theo Bennewitz sich demnächst im Hause Stritt zeigen wird.

*

Dolores hat nun wieder ein bestimmtes Ziel vor Augen. Das Sprachenstudium ist ihr schon auf der Schule leicht gefallen, also kauft sie die schwedischen Selbstunterrichtsbriefe und benutzt die Abende und die Zeit der Ausgänge zum Lernen. Über ihr langes Schweigen ist Matilde indes sehr traurig; sie besucht die Freundin einmal an einem Sonntagabend. Aber das ist eine ziemlich umständliche Angelegenheit hier: im Torgebäude wird man vom Pförtner ausgefragt, dann schlagen die Hunde an, sobald die Schritte auf dem Kiesweg knirschen, der zweite Diener erscheint am Seitenaufgang, vom Pförtner inzwischen telefonisch unterrichtet, und meldet durchs Haustelefon weiter ans erste Hausmädchen . . . Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß Fräulein von Lessemer zufällig die Treppe des Betriebsgangs benutzt, wenn sich bei einem der Hausangestellten ein neuer Besuch blicken läßt . . . Endlich ist Tilde aber oben in Minnas kleinem Giebelstübchen. Sie findet es hier, sie weiß nicht warum: „wie in einer Schiffskoje".

Zwischen Ostern und Pfingsten hat Tilde wenig Nebenverdienst, es sind zu viel Herrschaften nach dem Süden gereist. Um für ihre Aussteuerkiste zu hamstern, näht sie Hauswäsche. Übernächsten Sonntag kommt nun Fritz wieder auf Urlaub. „Karl Döring hängt jetzt schon jeden dritten Tag am Telefon und fragt, wann wir wieder einmal alle vier zusammen ausgehen werden, — was soll ich ihm sagen, Minna?"

„Daß ich leider gar keine Zeit hab'." Dolores vertraut ihr die Aussicht an, die ihr winkt, zeigt ihr die schwedischen Briefe, spricht ihr auch schon ganz geläufig ein paar Sätze vor.

„Mädel, du bist ja ein Genie! Und da wirst du dann in Schweden bleiben?"

„Ich weiß noch gar nichts Genaues."

„Und lernst bloß so auf gut Glück?"

„Irgendwie und irgendwo im Leben kann man so etwas ja immer gebrauchen."

„Ich werde noch einmal ganz stolz auf

Digitized by Google

dich sein, Minna!" sagt Tilde begeistert. „Ich könnte so was ja nie. Ja — in feinen Handarbeiten hätt' ich's auch zu etwas Höherem bringen können, wenn ich die Gelegenheit zur Ausbildung gehabt hätte. Aber mit dem Geistigen hapert's bei mir. Und so ganz allein sich hinsetzen und eine Sprache auswendig lernen, das muß haarig schwer sein. Fritz muß jetzt im Ausbildungskurs richtig deutsch sprechen und schreiben lernen, du, und das wird ihm sauer genug. Ich weiß so oft selber nicht, ob es mir oder ob es mich heißt. Und schrecklich, wenn sie dann alle lachen, die es richtig können. Karl Döring bekommt ja immer einen roten Kopf darüber. Ja, du, Minning, und was wird Karlemann sagen, wenn du ans Auswandern denkst?"

Dolores seufzt. „Ich bin Karl Döring wirklich gut, Tilde, aber es wäre wohl besser, er hätte mich nie gesehn."

„O —! Du hast einen Bräutigam?"

„Nein, nein, Tilde. Aber für ein Techtelmechtel von ein paar Wochen sind wir beide nicht geschaffen. Und ans Heiraten ist ja nicht zu denken."

„Du, er bringt es sicher noch mal weiter. Ich sage, er gehört in die Politik. Da kann ein Kopf, wie er, viel erreichen. Parteisekretär und dann Regierungsrat oder so etwas. Du, Minna, da hättet ihr einmal Dienstwohnung. Ach, ich kann mir dich ganz gut vorstellen. Weißt du, bei Ehrenkamps neulich, bei dem großen Tee, da war die Frau von einem Minister, die hat auch als Hausmädchen angefangen. Und wie sie jetzt alle um sie herum sind! — Na, Minna, hast du keine Traute?"

„Du tätst mir einen großen Gefallen, Tilde, wenn du ihn so sachte darauf vorbereiten wolltest, daß es zwischen uns nichts werden kann."

„Ach, wird ihm das an die Nieren gehn, Minna!"

„Aber es muß, es muß sein."

„Er wird bloß nicht glauben wollen, daß kein anderer dazwischensteht."

Noch mehrmals ruft Tilde in den nächsten beiden Wochen bei ihr an und dringt in sie, sie möchte Karl Döring wenigstens noch eine einzige Gelegenheit geben, selbst mit ihr zu sprechen. So willigt sie denn endlich ein.

*

Inzwischen ist es Frühling geworden und der wundervolle, große Garten, der zu der Strittschen Riesenvilla gehört, entfaltet alle seine Prächte. Den ganzen Tag, von früh an, ist der Gärtner mit seinen beiden Gehilfen tätig. Fast ununterbrochen hört man die Mähmaschine auf den Rasenplätzen oder man hört Kies harken oder die Regenanlage rauschen.

Für den Sohn des Hauses ist der Teil des Parks, der an die noch unbebaute Grunewaldseite grenzt, als Golf-Übungsplatz hergerichtet. Es sind freilich nicht alle achtzehn Löcher vorhanden, dafür würde das Grundstück nicht ausreichen, aber mehrere Greens in verschiedener Höhenlage sind da, sehr schlau angelegt, um sich für schwierige Abschläge zu trainieren. Herberts Gesundheitszustand verträgt nicht alle Tage das stundenlange Stehen auf dem weiten Klubplatz draußen in Wannsee; hier sind ihm überall Korbsessel ins Grüne gestellt, wo er kurze Sitzpausen einlegen kann.

Nun besuchen ihn hier auch seine Klubfreunde gelegentlich für ein Spiel mit den lokal bedingten Ausnahmeregeln. Dolores paßt voller Spannung auf. Theos Name ist noch nicht genannt worden. Aber Doktor Conny Berth hat mit dem Sohn des Hauses schon öfters geübt.

„Nehmen Sie rasch das Tablett, Minna," weist die Köchin Frau Marie sie eines Morgens an, „und bringen Sie's den jungen Herren auf den Golfplatz hinaus, sonst fahren die wieder ohne Frühstück ins Geschäft!"

Die Bedienung im Garten ist Sache des zweiten Dieners, der augenblicklich die Halle bohnert. Minna wäre für Frau Marie ein für allemal erledigt, wenn sie jetzt auch nur einen kurzen Blick in die Richtung der Halle riskierte. Also nimmt sie besinnungslos das Tablett mit Yoghurt, Obst, zierlichen belegten Brötchen, Tellern, Bestecken, Fingerschalen und Servietten in beide Arme und begibt sich, mit etwas unsicheren Knien, über die rückwärtige Freitreppe in den Senkgarten, in dessen äußerster Ecke sich eines der Golflöcher befindet. Der Trainer will den beiden jungen Herren gerade den vorbildlichen Schlag zeigen — aber die Dazwischenkunft des Hausmädchens, das Tellerklappern lenkt ihn ab, und der Ball saust nicht über den kleinen Tempel und die drei Parkfeuer-Rosenbüsche hinweg auf das letzte Golfgreen, sondern endigt irgendwo auf dem gelben Kies eines Fußweges.

„Kleine Unglückskatze!" sagt er auf Englisch und steckt den Schläger in den Sack.

Die jungen Herren amüsieren sich über seinen Zorn. Es ist Zeit aufzubrechen. Sie sind beide im Bankhaus Stritt tätig, haben seit Ostern aber ihren ersten Dienst am Schalter schon erledigt und werden soeben in die Verwaltung eingeweiht, die ihre Bürostunden etwas später beginnt, oft allerdings auch erst tief in der Nacht beendigt.

Digitized by Google

Dolores präsentiert das kleine Frühstück, die Herren bedienen sich im Stehen. „Danke, Minna; aber sagen Sie Frau Marie, sie habe es durchaus darauf abgesehen, meine moderne Linie zu zerstören."

Doktor Conny Berth hat einen Augenblick gestutzt, als er über dem Tablett in das frische Mädchenantlitz sieht; die blauen Augen mit den dunkeln Wimpern erinnern ihn an irgendwen. Aber das Hamburger Häubchen nivelliert doch wieder so sehr, daß die Ähnlichkeit ihn nicht weiter festhält. „Warum läßt sich Findeysen nie mehr draußen in Wannsee sehn?" wendet er sich an den Sohn des Hauses. „Er war doch drauf und dran, Champion zu werden."

Herbert lächelt. „Drüben bei Stritt-Kohle führt man nicht so ein Bummelleben wie bei Stritt-Bank. Dort wird wahnsinnig gearbeitet, mein Herr: der Tag hat siebzehn Stunden für den Chef, vierzehn für die Unterchefs, elf für die Direktoren — und acht bloß für solche Durchschnittsköpfe wie dich und mich, die von der Mutter Natur stiefmütterlich begabt sind."

„Ich bin von Natur aus nicht so harmlos, teuerster Herbert, daß ich deinen Mephistoschädel für solche Lästerungen nicht gelegentlich einmal ganz kaltblütig mit dem Golfschläger erledige."

„Ich zittere vor Angst, Conny. — Da, nun zittert Minna auch schon. Sie fürchten doch nicht etwa, Minna, daß Sie hier Zeugin eines entsetzlichen Blutbads sein müßten, wie? Keine Bange. — Mister Smith, nehmen Sie nichts mehr? Dann bringen Sie alles wieder hinein, Minna. — Danke, Minna." Indem er sich umwendet und sie an sich vorbei läßt, setzt er in leiserem Ton hinzu: „Lernen Sie wirklich schon Schwedisch, Minna?"

„Ich bin bei der dritten Lektion."

„Bravo!" Er schwenkt den Apfel, den er zurückbehalten hat, plötzlich sehr frohgestimmt, fast ausgelassen, und wirft ihn mit überraschender Kraft hoch in die blaue Luft zwischen den Grunewaldkiefern — und fängt ihn dann, ein paar Schritte weiterhumpelnd, mit ebensolcher Geschicklichkeit auf. Zur Erklärung sagt er: „Manchmal wette ich mit mir selber. Diese Wette habe ich gewonnen."

„Und der Einsatz, Herbert?" fragt Berth. „Natürlich tiefstes Geheimnis?"

„Ach, Conny," sagt der glückliche Gewinner, mit dem Apfel weiterjonglierend, während sie zu dritt ins Haus gehn, „als ob es für mich im Leben noch einen anderen Einsatz gäbe!"

Dolores hört, während sie zusammenräumt, gerade noch die nächsten Reden.

„Übrigens hab' ich's jetzt aufgegeben, Herbert, den Bennewitz herzubringen. Da du eben von Einsatz sprichst: er ist ja geradezu besessen. Tatsächlich hat er den Ehrgeiz, ein zweiter Nurmi zu werden."

„Hat er seinen Doktor inzwischen gebaut?"

„Hat er. Aussicht ist auch vorhanden, daß er in der Charité ankommt. Aber irgendwie ist ein Stachel in ihn geraten."

„Seitdem Frau Lu mit der ‚Resolute' die Weltreise macht?"

„Es mag zeitlich so ungefähr zusammenfallen. Er sagt, er wolle nicht nur so ein Feld-, Wald- und Wiesendoktor werden. Auf irgendeinem Gebiet müsse sich heutzutage jeder Mensch hervortun."

„Als ob es unter den allzuvielen Spezialärzten nicht schon wieder tausend Unterspezialisten gäbe."

„Es reizt ihn wohl nicht einmal, einer von dieser Million zu werden. Von früh bis spät trainiert er für den Hundertmeterlauf. Etwas ganz Außerordentliches muß es sein, unter dem tut er's nicht. Es ist schon krankhaft. Ich habe ihn gewarnt. Er sieht hundemager aus . . ."

Das ist nun seit Wochen das erstemal, daß sie Theos Namen aussprechen hört. Sie zerpflückt bei sich jeden einzelnen Satz.

Also in Theo ist doch ein Stachel zurückgeblieben? Es drängt ihn, irgendwie sich auszuzeichnen? Es genügt ihm nicht, auf Kosten seiner schönen Gönnerin bequem in seinen Beruf hineinzugleiten? Nein, der Ehrgeiz hat ihn gepackt, auch noch aus eigener Kraft etwas zu erreichen! Etwas Besonderes! Bloß um der schönen Frau Lu zu imponieren? Oder vielleicht, weil er sich vor der ehemaligen Kommilitonin und Freundin schämt?!

Ein leichtes Gebiet hat er sich nicht ausgesucht. Im Hundertmeterlauf mit in die Spitzengruppe zu kommen, das erfordert eine ungeheure Anspannung der Muskeln und der Nerven. Wer außerdem noch einem Beruf genügen will, gar einem so komplizierten, wie es der ärztliche ist, der hat dann nur wenig Feierstunden.

Dolores ist froh gestimmt. O, sie findet, daß Theo sich jetzt gar nicht genug Arbeit und Pflichten aufpacken kann.

. . . Oder trainiert er jetzt nur deswegen so angespannt, weil Frau von Holleyn sich auf ihrer großen Schiffsreise befindet und ihn nicht weiter in Anspruch nimmt? . . .

Das Zittern steckt Dolores noch immer in den Knien.

‚Ich bin doch nicht eifersüchtig?!' sagt sie zu sich.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Digitized by Google

Stresemann und Weimar

Von Rochus Freiherrn v. Rheinbaben

In einer von Stresemanns letzten Unterhaltungen mit mir kam wieder sein wehmütiger Wunsch zum Ausdruck, noch einmal unerkannt durch Weimar zu wandern, noch einmal als Mensch zu der großen Menschlichkeit Goethes zu sprechen, an ihr sein eigenes Leben, sein Tun und Lassen zu prüfen.

Goethe hat Stresemann durch sein ganzes Leben begleitet. In der umfassenden Welt goethischen Geistes, der Weimarer Humanität, fand er in allen Altern seines Lebens wie jeder echte Deutsche den Spiegel seiner eigenen Seele und seiner Auffassungen. Goethe war ihm Spiegel; er war ihm Maßstab für das, was deutscher Art gemäß wäre, denn er fand in der weit vorausschauenden Prophetie Goethes schicksalmäßig den Weg bestimmt, den Deutschland geistig und letzten Endes auch politisch zu gehen hätte.

Der Normaldeutsche wird in der Schule mit dem „Erlkönig", mit goethischen Zitaten als Aufsatzthemen, mit törichten Vergleichen der verschiedenen Iphigenien, mit Charakterschilderungen einzelner Goethe-Helden geplagt, so daß es erst eines oder mehrerer Jahrzehnte nach seiner Schulzeit bedarf, bis er Goethe als Präzeptor vergessen hat und wieder in eine innerliche Stellung zu dem Olympier von Weimar kommt.

Anders bei Stresemann. Bei der geistigen Regsamkeit und wirtschaftlichen Begrenztheit seines elterlichen Hauses bedeuteten ihm die klassischen Epochen deutscher Geschichte und deutscher Literatur ein Erlebnis. Was ihm die engen Straßen der Großstadt nicht geben konnten, was ihm auch die wenig gesuchte Kameradschaft mit gleichaltrigen Kindern und jungen Menschen nicht ersetzte, das fand er im Sinnen und Träumen über vergangene Zeiten. In dem curriculum vitae, das er am Ende seiner Schulzeit verfaßte und das weit über den üblichen Rahmen einer solchen von der Schule verlangten Darlegung hinausgeht, indem es ein freimütiges Selbstbekenntnis darstellt, geht er sorgfältig auf die Bedeutung ein, welche die Literatur für die Formung seines Geistes und seines Wesens gehabt hat. Aus der Fülle der Eindrücke, die ihm das Andreas-Realgymnasium vermittelte, ist Goethe bei weitem der stärkste geblieben und hat im Laufe seines Lebens alle anderen überstrahlt. Goethe wurde ihm Maßstab der Größe.

Eines mag vorweggenommen werden: Im Gegensatz zu der Generation, die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts blühte, für die Gregorovius und Burckhardt, Dante, Raphael und Michelangelo sowie die griechische Plastik Maßstab für Form und Inhalt alles wahrhaft Edlen war, blieb Stresemanns Liebe zu Kunst und Literatur fast ausschließlich auf Deutschland begrenzt. Soweit ich mich erinnere, war er nie im klassischen Italien, und ich habe nicht gehört, daß er nach italienischer Kultur besondere Sehnsucht verspürt hätte. So war auch die Epoche Goethes, die sich mit römischer und griechischer Klassik beschäftigte, die am wenigsten wichtige für Stresemann. Er sah in Goethe in erster Linie den Deutschen, den Menschen des Faust und Mephisto, der beiden urdeutschen Gestalten. In seinen Reden finden sich goethische Worte schon zu der Zeit, als er noch der „Wirtschaftspolitiker" war und niemand vermutete, daß sich aus dem kleinen Syndikus der sächsischen Industrie ein europäischer Staatsmann entwickeln würde.

In dem Tagebuche seiner amerikanischen Reise, das nur Notizen enthält, die er stichwortartig für sich mit Bleistift gemacht hat, um sie später auszuwerten, finden sich zwischen Bemerkungen über Technik und Industrie, über Deutschtum, Sozialismus, Städtebau immer wieder Hinweise auf goethische Ahnungen. So gibt ihm Goethe oft den Schlüssel zum geistigen Verständnisse materieller Entwicklungen.

*

Die Periode tiefen, eigenen Forschens in Goethe beginnt aber eigentlich erst im Kriege. Und zwar ist bezeichnend, daß Stresemann hier auf dem Wege der Politik zu Goethe gekommen ist, wie er so oft auf dem Wege der Literatur zu politischen Problemen gelangte. Mitten im Kriege, als das „Gott strafe England" und der Haß gegen Frankreich in Deutschland zur Weißglut gekommen waren, hielt Stresemann im Herrenhause einen Vortrag über Napoleon. Er betonte darin, daß wir Napoleon falsch

Digitized by Google

sähen, lediglich vom preußischen Standpunkte aus, nur als den Unterdrücker, den Menschen, der von Krieg zu Kriege getaumelt wäre, besessen von einer sinnlosen Eroberungslust, die Gottesgeißel der Menschheit. Mehr noch als mit preußischen sähen wir Napoleon mit englischen Augen. Denn der Hauptkampf Napoleons habe sich gegen die Übermacht Englands gerichtet, das den Franzosen ihr Kolonialreich nicht lassen wollte. Napoleons Ziel sei auf die Formung eines kontinentalen Europa gerichtet gewesen, um das geeinte Festland in den Kampf gegen England zu führen. Diese Einigungsbestrebungen hätten Napoleon in Recht, Verwaltung, Verkehr wertvolle Aufbauarbeit leisten lassen und ihn vor allem dazu getrieben, mit einem großen Teile deutscher Kleinstaaterei im Reichsdeputationshauptschluß aufzuräumen.

Über Napoleon kam Stresemann zu Goethe zurück. Gerade weil er Goethe als einen durchaus deutschen Menschen empfand, mußte ihn die Frage fesseln, was Goethe, der in „Hermann und Dorothea" mit dem deutschen Volke gelitten hatte, an der Persönlichkeit Napoleons, auch in seinem politischen Wirken, in so hohem Grade fesselte. Wir finden hier wieder, wie so oft in Stresemanns Leben, eine Verbindung von Geschichte und Literatur, die sich letzten Endes umwertet in Erkenntnisse für seine eigene Zeit.

Stresemann war der Ansicht, daß die Weltgeschichte Wiederholungen liebe, soweit man die Wiederholung nicht in Kleinigkeiten, sondern in den grundsätzlich immer gleichbleibenden Gesetzen über Aufstieg und Niedergang menschlicher Gedankengänge, über Werden und Vergehen der Völker erkennen will. „Goethes Werke," so führt Stresemann in einem seiner Aufsätze aus, „sind deshalb so unvergänglich frisch, weil sie das Symbol des ewig währenden, immer wiederkehrenden Wechselspiels der Leidenschaften der Völker und Menschen sind und darum in jedes Jahrhundert und jedes Jahrtausend passen; so wie sein Faustwerk nach seinen eigenen Worten dreitausend Jahre Zeitgeschichte umspannt, so sind die Gedanken seiner Werke Ewigkeitswerte. Und doch ist der Geist von Weimar, so weltumspannend er in seinem Wesen und Denken ist, innerlich ein deutscher Geist. Gerade gegenwärtig können wir so manches tief nachempfinden, was in den Dichtungen der revolutionären Zeit der damaligen Epoche Gestaltung gewann. Ist doch die Zeit von 1789 bis 1815 der heutigen unendlich verwandt. Revolutionen durchsickerten die Völker, immer bereiter Kampf oder mindestens Kriegsdrohung war an der Tagesordnung. Reiche stürzten oder wurden neu geschaffen, alles war in Bewegung und Umsturz, nichts Feststehendes schien Gewähr für die Dauer zu geben. Wie damals empfinden wir heute das Leben in einer Zeit, in der die Grundgesetze sich lösen der festesten Staaten und der Besitz sich trennt vom alten Besitzer. Man lese heute ‚Hermann und Dorothea' und man beantworte die Frage, ob die Werke Goethes deutsches Wesen in sich atmen und ob das Jahrhundert, das vergangen ist, in seiner Entstehung irgend etwas genommen hat von der Frische der Empfindung, in der sie heute wie damals wie eine Erhebung auf uns wirken."

*

In der ersten Zeit nach der Revolution, als Stresemann selbst im Innern zwiespältig war, sich gefühlsmäßig zurücksehnte nach dem alten Kaiserreiche und gleichzeitig die Notwendigkeit erkannte, einen grundsätzlichen Neubau des Reiches vorzunehmen, wie er ihn selbst schon in den Jahren des Kaiserreichs entschieden vertreten hatte, vertiefte er sich in jenen Goethe, der gleichzeitig ein treuer Freund seines Fürsten war, ein guter Deutscher, ein Bewunderer Napoleons und doch weit über seine Zeit hinausschaute zu neuen Entwicklungen, unbeirrbar um die Ereignisse des Tages, unbeirrbar auch um das Nichtverstehen seiner eigenen Landsleute.

Das grundsätzlich Konservative, das ihm eigen war und aus seinem Werden erklärlich ist, verbunden mit der freien und freiheitlichen Gesinnung und dem Drang zur gestaltenden Mitarbeit am Staate, hat Stresemann in den ersten Jahren nach der Revolution innerlich viel zu schaffen gemacht. Deshalb hat er wohl am sorgfältigsten Goethes Stellung in der Zeit von Deutschlands tiefstem Unglück durchforscht. Es ist nur eine Vermutung von mir, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Goethes Gabe, in den Kämpfen der napoleonischen Zeit, in der Unruhe, in dem Zerfall der Reiche, in dem Zerfall Europas neue bessere Entwicklung seherisch zu erblicken, gefühlsmäßig dazu beigetragen hat, nach ähnlichem in der Zeit unserer Entwicklung zu suchen.

Daß der Weltkrieg und die revolutionäre Bewegung mit ihren unmittelbaren Folgen nur Zeitabschnitt, nicht Zeitwende war, hat Stresemann schon während des Krieges ausgesprochen, denn er sah bereits damals die tiefe Umwälzung im geistigen Leben wie in der politischen Welt. Goethe empfand die

Digitized by Google

Freiheitskriege nicht als heiße Freude, wie sie in Preußen empfunden wurde, weil ihm die russische Hilfe gefährlich erschien, wie sie sich ja später unter Alexander I. und dem geistig verwandten Metternich für Deutschlands geistige Entwicklung tatsächlich als gefährlich erwiesen hat. Europäisch und weltpolitisch gedacht sehen die Freiheitskriege anders aus als vom preußischen Standpunkte, und wer die damalige Kleinstaaterei in Deutschland sah, wer bedachte, in welcher Weise die Rheinbundfürsten, je nachdem der Wind wehte, sich einstellten, der mußte erkennen, daß jetzt der napoleonische Druck unser Erzieher zur Einheit war.

Die Auffassung, daß die Schuld der Staatsmänner und Völker in der Geschichte gesühnt wird, um so neue Kräfte zu neuem Werden zu lösen, teilte Stresemann mit Goethe. So suchte er in dem Goethe der Freiheitskriege, in dem Bewunderer Napoleons und in dem deutschen Goethe den Glauben daran, daß auch die Not, durch die das Deutsche Reich in Krieg und Revolution ging, ihren Sinn haben müsse für eine neue, bessere Zukunft. Aus dieser Erkenntnis erwuchs ihm die Pflicht, solchen kommenden Dingen nachzuspüren und sie nach Kräften selbst zu fördern.

Der Versuch Napoleons, Europa zu einigen und das Europäertum Goethes führten die beiden Größten dieser Tage zusammen. Ihre Zusammenkunft in Erfurt am 2. Oktober 1808 bildete für Stresemann den Schlüssel zum geistigen Verständnis ihrer Kongenialität, bildete gleichzeitig die geniale Vorausahnung der Entwicklung, die ein Jahrhundert später wieder in Fluß gekommen ist.

*

Je stärker die Not der Entwicklung, um so größer das Sehnen nach einer Befreiung im allgemeinen großen menschlichen Rahmen. Damals wie heute. In dieser Weimarer Geistigkeit suchte Stresemann seine Bestätigung. Er selbst legte, als er sich nach der Ermordung Erzbergers im August 1921 aus der Unruhe der Zeit auf einige Tage nach Weimar zurückzog, ein Bekenntnis dahin ab: daß im Aufblick zu dem Sternenhimmel, im Gedanken an die Harmonie des goethischen Lebens eine leise Hoffnung auf den Sieg der Harmonie des Lebens des einzelnen im Zusammenleben des Volkes und vielleicht in weiter, weiter Ferne im geistigen Verstehen der Völker keime.

Noch in einer anderen Hinsicht fühlte sich Stresemann goethischem Wesen verwandt. Das war in dem starken Sinn für Symbolik. Das Wort: „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben!“ galt für Goethe im höchsten Sinne für seine Religiosität. In der Ehrfurcht sah Goethe die höchste Ahnung wahrer Religiosität, das bedeutete ihm gleichzeitig, daß die letzten Dinge durch geweihte Symbole allein auszudrücken seien.

In einem Vortrage im „Deutschen Bühnen-Club“ — „Rätsel um Goethe“ —, der sich mit dem verloren gegangenen dritten Bande zu „Wilhelm Meister“ befaßte und die Symbolik Goethes in seiner Eigenschaft als Freimaurer berührte, ist Stresemann dem religiösen Menschen Goethe vielleicht so nahe gekommen wie selten einer seiner Erklärer.

Er konnte ihm nahekommen, weil er selbst goethischem Wesen nahekam in dem Sinne, wie dieser sein Gartenhaus aufgefaßt wissen wollte: in der Anlage, in jeder Stufe, jedem Stein von symbolischen Beziehungen:

„Blick' auf! Hier steht bedeutend nah
Im Mondenschein der heilige Tempel da.“

Bei alledem hat sich Stresemann immer dagegen gewandt, daß der Geist von Weimar im Gegensatz stünde zum Geiste von Potsdam. Auch hier allerdings fand er das Gleichnis auf dem Friedhof zu Weimar, als ihm dort ein Grabmal in der Form des Eisernen Kreuzes mit gekreuzten Schwertern die Erinnerung weckt an die Kämpfe, in denen Preußen das deutsche Banner vorantrug und Weimar unter Karl August ihm treulich Heeresfolge leistete. Aber wie ein Heldenlied erklingen Stresemann die Worte des Grabsteins:

„Soldat schon im Knabenalter kämpfte er für sein Vaterland in vier Kriegen gegen die französischen Heere. Den Künsten des Friedens war sein Leben gewidmet, als die Waffen ruhten, bis zum Tode schlug sein Herz für Preußen und seinen König.“

Und schließlich stimmte Stresemann in dem einen grundlegenden Zuge mit Goethe überein, daß er nichts wissen wollte von „der träumenden Erinnerung“, die Goethe in einem Gespräch mit Eckermann einmal verurteilte. Jede Erinnerung, jedes Sichversenken in den Geist der Großen, die vor uns gelebt haben, wurde ihm selbst zu neuer Kraft und neuem Antrieb. Er hat nie gesprochen von dem arbeitenden und schaffenden Goethe, von dem Mann des unendlichen Fleißes, vielleicht deshalb nicht, weil Arbeit ihm wie allen Großen der Welt als das erste und wichtigste Kennzeichen des wahren Menschen und Mannes erschien.

Digitized by Google

Rheinische Malerei im 19. Jahrhundert

Von Univ.-Prof. Dr. Karl Koetschau

Was denn eigentlich rheinisch an rheinischer Kunst sei, das scheint zunächst eine fast überflüssige Frage zu sein oder wenigstens eine, auf die sich unschwer die Antwort finden läßt. Sobald man aber diese zu formen versucht, fühlt man sich in einen wahren Sturzbach von Schwierigkeiten hineingerissen, und es bedarf aller Anstrengungen eines kräftigen und erfahrenen Schwimmers, damit man aus ihm sich heraus- und in den ruhig gleitenden Fluß klarer Erkenntnis sich hineinrette. Denn es ist keineswegs damit allein getan, auf die Vermittlerrolle dieses deutschen, ja recht eigentlich europäischen Stromes hinzuweisen und zu ihr die Kunst, die an seinen Ufern blühte, in entsprechende Beziehung zu setzen. So anpassungsfähig die geistige Kraft eines Grenzlandes auch sein mag, nur darauf kommt es ganz gewiß nicht an. Entscheidend bleibt vielmehr das Eigene, das Bodenständige. Dieses aber aus der Amalgamierung herauszulösen wird nur der geduldigen, das Kleinste beachtenden Analyse gelingen. Dabei ergibt sich dann sehr bald, daß man die Kultur des langgestreckten Rheintales nicht als eine geschlossene geistige Einheit auffassen darf. Für den Oberrhein bestehen ganz andere Voraussetzungen als für den Mittelrhein, und von deren Kunst ist wieder die niederrheinische so von Grund aus verschieden, daß die verbindenden Fäden aufzufinden nur einer im Entwirren lange geübten Hand gelingen mag.

Frau von Ammon geb. Delius mit ihren Kindern. Gemälde von Wilhelm Trautschold. 1815—1876
Königswinter, Sammlung M. Lessing

Digitized by Google

Die Gattin des Künstlers. Gemälde von Heinrich Christoph Kolbe. 1772—1836
Elberfeld, Städtisches Museum

Immerhin ist in der jüngsten Vergangenheit die kunstgeschichtliche Forschung nicht unbeträchtlich vorwärtsgeschritten. Sie hat die Wurzeln der rheinischen Kunst im Mittelalter in wesentlichen Teilen, einigermaßen auch in der Renaissance und deutlicher wieder im Barock bloßgelegt. Aber noch muß der Blick den vielen Verästelungen und Verzweigungen genauer folgen können, bis der Baum als Ganzes in der Fülle seiner Kraft und Schönheit verstanden werden mag. Haben wir hierbei nun die Hoffnung, uns doch unserm Ziele stetig zu nähern, so verblaßt sie sogleich, wenn wir die Schwelle unserer Zeit überschreiten, beim Beginn des 19. Jahrhunderts uns fast erstaunt umsehen, wohin denn die freilich nicht mehr allzu zahlreichen Zeugen rheinischer Besonderheit, die uns noch durch das achtzehnte begleiteten, fast plötzlich verschwunden seien. Wir winken noch den Baumeistern des Klassizismus einen Abschiedsgruß zu, in deren Zügen wir mancherlei Rheinisches wiederzuerkennen glauben, aber vor ihren neugotisch-romantischen Nachfahren stutzen wir wie vor Fremden, die uns unvermittelt entgegentreten. Denn wenn auch die Bemühungen um den Ausbau des Kölner Domes, die dieser Epoche das Gepräge geben, von einem Rheinländer ausgingen, von dem Kölner Sulpiz Boisserée, sein geistiges Rüstzeug empfing er doch nicht so sehr von seiner Heimat wie von dem Niedersachsen Friedrich Schlegel, und die Künstler, die dem neuen Stilwillen zum Ausdruck verhalfen, waren fast noch mehr den von Berlin kommenden Anregungen und Schuldiktaten verpflichtet als den dekorativen Elementen der neuzeitlichen Gotik Englands, wenn diese sich auch, namentlich beim Profanbau, auffällig genug in den Vordergrund zu schieben scheinen.

Klopfen wir nun in bezug auf das 19. Jahrhundert bei der sonst für unsere Frage so aufschlußreichen Architektur vergebens an, bei der Bildhauerkunst brauchen wir es erst gar nicht zu versuchen, denn sie tritt in dieser Zeit im rheinischen Kunstleben fast ganz zurück, und wenn sie sich späterhin häufiger äußern darf, so gebraucht sie die Sprache der preußischen Hauptstadt. In stillschweigendem Einverständnis meint man immer, wenn man von der rheinischen Kunst des 19. Jahrhunderts spricht, die Malerei. Als nun im Jubiläumsjahr 1925 ihr eine Ausstellung in Düsseldorf gewidmet wurde, beschäftigte uns, die wir sie schufen, die Frage nicht am wenigsten, welcher Ertrag sich dabei für rheinische Eigenart ergeben könne. Wir, Dr. Walter Cohen, Dr. Bernd Lasch und ich, haben dann darüber in einem Buche Rechenschaft abgelegt, dessen

Digitized by Google

Titel „Rheinische Malerei in der Biedermeierzeit“ die Einschränkung auf die allerdings ausschlaggebenden Anfänge der Epoche erkennen läßt. Wenn heute darüber hinaus ein freilich nur knapper Überblick gegeben werden soll, so weiß ich, daß es nichts anderes heißt als von den Schicksalen der Düsseldorfer Schule sprechen. Denn sehr bald bestimmt Düsseldorf maßgebend das rheinische Kunstleben, wird es als Sitz der Preußischen Kunstakademie sein Mittelpunkt, wenigstens in dem nunmehr abgeschlossenen Bezirk der Rheinlande, der Rheinprovinz, und bleibt es dort auch. Daß daneben am Mittelrhein, in Frankfurt, eine Kunstblüte von ansehnlicher Schönheit sich entwickeln kann, am Oberrhein, in Karlsruhe, eine Tochtergründung Düsseldorfs gedeiht, die sehr bald einen eigenen Charakter erkennen läßt, kann hier außer Betracht bleiben und beweist nur die schon vorhin angedeutete Uneinheitlichkeit der Kulturen des Rheintals. —

Familienbildnis von 1870. Gemälde von Otto Rethel. 1822—1892. Bruder von Alfred Rethel. Barmen, Sammlung Molineus

Schwierigste Pionierarbeit nahm Walter Cohen auf sich, als er in das unwegsame Dickicht rheinischer Malerei des Jahrhundertanfangs einzudringen versuchte. Heute

Digitized by Google

Bildnis des Herrn Franz Chenet. Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastiné. 1783 oder 1785 bis 1844.
Aachen, Sammlung A. Pelzer

hingegebene, doch deshalb noch längst nicht sentimentale Liebe zur Landschaft sich recht eigentlich als das Band darstellen dürfte, welches die außerhalb des offiziellen Düsseldorf tätigen rheinischen Künstler zu einem ausgeprägten, eben zu einem wahrhaft rheinischen Ganzen zusammenschließt.

Wenn es nun auf diese Weise gelingen mag, das Eigenleben rheinischer Malerei von der Düsseldorfer, die zunächst gar nicht rheinisch ist, abzuheben, so müssen zur Klärung des Gesamtbildes doch noch von vornherein zwei Künstler ausgeschieden werden, die, obwohl von Geburt Rheinländer, sich weder hier noch dort angliedern lassen, sondern die in der Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wie erratische Blöcke, weit von ihrer Ursprungsstätte entfernt, in einer fast mythenhaften Einsamkeit aus der Fläche emporragen: Peter Cornelius und

Bildnis von Frl. Christine Dernen, der späteren Frau Aldenhoven
Gemälde von Johann Heinrich Richter. 1803—1845
Koblenz-Lützel, Sammlung F. H. Aldenhoven

hat er die Pfade freigelegt, die zu den wichtigsten Plätzen in ihm hinführen, und es gilt nun für die Lokalforschung, an diesen selbst noch aufmerksame Nachsuche zu halten. Wodurch sie sich dann zu geistigen Bezirken von bestimmter Abgeschlossenheit, zu Enklaven in dem von Düsseldorf beherrschten Gesamtgebiet zusammenfassen lassen, bleibt abzuwarten. Es will mir scheinen, als ob dabei die bereitwillige Aufnahme westlicher Maltradition, die fast überall auf die verschiedensten Pariser Ateliers zurückweist, ein belangvolles Wort mitzusprechen habe, daß aber der Sinn für eine lebensnahe, von stofflichem Behagen erfüllte Anwendung der Farbe, das frische Temperament in der Auffassung der Menschen, die

Digitized by Google

Die Geschwister. Gemälde von Fr. Wilhelm von Schadow. 1788—1862
Hagen i. W., Sammlung Dr. Schoettler

Alfred Rethel. Allenfalls läßt sich rheinische Tradition bei Cornelius noch in den wenigen Bildnissen finden, die er in seinen Anfängen geschaffen hat, aber schon in den Faustzeichnungen ist er der engeren Heimat unendlich fern gerückt, gehört er ohne jede Einschränkung dem weiten deutschen Vaterlande allein, seit der Berührung mit Rom aber, wo er zwar in den nazarenischen Kreis eintritt, sich ihm aber niemals völlig ein- oder gar unterordnet, der Weltkunst. Einer eindeutigen klaren Etikettierung hat sich dieser universale Geist immer entzogen, und während rings um ihn in raschem Wechsel die verschiedensten Strömungen der Kunst vorbeifließen, vollendet er sich unbeirrt „nach dem Gesetz, nach dem er angetreten". Eben dieser scharfen persönlichen Ausprägung wegen hat Cornelius wohl auch in der kurzen Zeit, in der er die Akademie seiner Vaterstadt Düsseldorf leitete (1819 bis 1825), keinen bedeutsamen Einfluß auf sie ausüben können. Selbst noch viel zu sehr mit dem eigenen Werden beschäftigt und fast in

Digitized by Google

Bildnis der Frau Adolf Simons geb. Kyllmann
Gemälde von Carl Ferdinand Sohn. 1805—1867
Bonn-Friesdorf, Sammlung Simons

Digitized by Google

Die Gattin des Künstlers. Gemälde von Eduard Bendemann. 1811—1889
Düsseldorf, Städtisches Kunstmnseum

Gefahr, im Feuer der eigenen Phantasie dahinzuschmelzen, konnte er nicht Lehrer sein. Wer sich ihm nahte, zerbrach an ihm oder konnte nur mit Preisgabe seiner Individualität ein schwächliches Scheindasein neben ihm leben. Zudem war er nicht mit vollem Herzen bei seiner Aufgabe, da höhere Ziele von München her lockten, und so war denn die Folge jenes Übermaßes der Kräfte wie dieser Halbheit der Zustände, daß die Spuren seiner Tätigkeit in einer Stadt sehr bald verlöschen mußten, in der nur ein einseitig eingestellter Wille und eine behutsam sich vorfühlende Hand die wenigen aus der Vergangenheit herüberführenden Fäden mit den Forderungen der Gegenwart zu einem dauerhaften Gewebe verknüpfen konnten. Tiefer als Cornelius war der Aachener Alfred Rethel, in die Kunst von einem jener westlich orientierten rheinischen Meister, von Bastiné, eingeführt, Düsseldorf verpflichtet, allerdings einem Düsseldorf, das sich inzwischen in entscheidender Weise gewandelt hatte, und wenn er sich auch in früher Jugend von ihm gelöst hat, er blieb doch länger, als er sich vielleicht selbst ein-

Digitized by Google

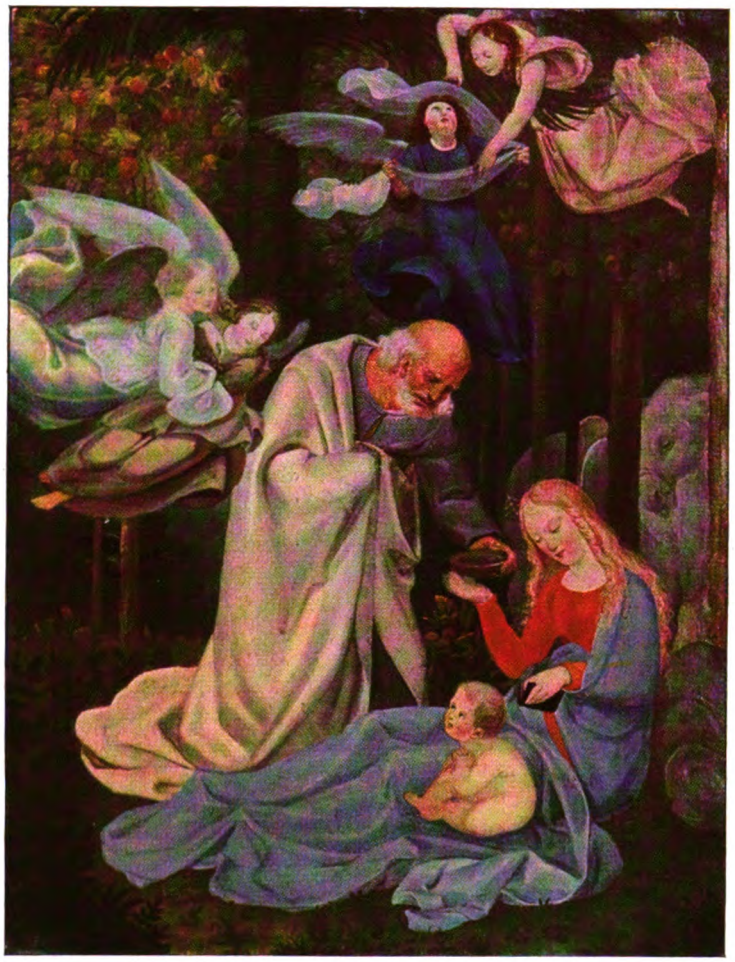
Bildnis der Anna und Kunigunda Ittenbach. Gemälde von Franz Ittenbach. 1813—1879
Berlin, Sammlung Dr. Ittenbach

gestanden haben mag, wenigstens in der Handhabung der malerischen Mittel von ihm abhängig. Sobald er aber sein Ziel erkannt hat, läßt auch er die Stadt seines künstlerischen Ausgangs weit hinter sich zurück „in wesenlosem Scheine" und, frei von allem Ballast der Schulmeinungen, sucht er sich seinen Weg empor zu einsamer Höhe. Von ihr herab schweift sein Blick über weite, weiteste Fernen, das Kleine tritt vor ihm zurück, ja verliert sich völlig, und nur die wesentlichen Linien und Flächen erfaßt er in kristallheller Klarheit. Alle anderen, die neben Rethel Geschichte zu gestalten suchten, erscheinen uns, mit ihm verglichen, als mehr oder minder getreue Erzähler von Geschichten, er allein als der Künder höherer Wahrheit. Damit aber rückt er sich selbst über jede lokale Begrenzung hinaus. Er erfand sich eine Sprache, frei von jedem Dialekt und rings in der Welt jedem verständlich.

Peter Cornelius und Wilhelm Schadow haben in Rom am Freskenschmuck der Casa Bartholdy in engster künstlerischer Verbindung zusammen gearbeitet. Aber während Cornelius weiterhin von Werk zu Werk zu größerer Vollkommenheit fortschreitet, erreicht Schadow später nie wieder die Tiefe der Anschauung, die Kraft und Klarheit der Formensprache, die in der Jugendschöpfung eine glückliche Entwicklung anzukündigen scheinen. Als Künstler bleibt er weit hinter jenem zurück, aber als Führer einer lernbegierigen Jugend, als Organisator einer Lehranstalt für Kunst übertrifft er ihn durchaus. Hier doktrinäres Wesen, das berlinischer Art gemäß ist, dort Phantasie, die als beste Gabe des Mutterbodens aus den blühenden Ufern des Rheins erwuchs. Und so wenig Cornelius das Haupt einer Schule werden konnte, so reich war gerade Schadow für diese Rolle ausgerüstet. Denn wenn bisweilen auch behauptet worden ist, daß man von einer eigenen Düsseldorfer Schule so wenig wie von anderen deutschen Schulen im 19. Jahrhundert sprechen könne, wie anders soll man denn das bezeichnen, was seit Schadows Berufung an die rheinische Akademie sich dort entwickelte? Nur hier ist es einem Führer gelungen, seine geistige Art völlig durchzusetzen, andere mit ihr zu befruchten, sie dadurch miteinander zu verbinden und eine handwerkliche Tradition zu begründen, die auch von späteren wesensungleichen, ja vielleicht wesensfremden Künstlern nie ganz zur Seite geschoben werden konnte. Gewiß, auch Schadow hat den Tribut zahlen müssen, der keinem Erzeuger erspart bleibt: es sind Kräfte von ihm ausgegangen, die sich anders entwickelt haben, als er wünschte, veränderte Zeiten haben mit ihren neuen Anschauungen an ihnen gemodelt, aber Tropfen seines Blutes findet der aufmerksame Forscher noch bis zum Ende des Jahrhunderts in Düsseldorfs großer Künstlerschar immer wieder. Für ihren Stammbaum ist Wilhelm Schadow recht eigentlich die Wurzel.

Damit ist aber zugleich auch ein entschei-

Digitized by Google



Ruhe auf der Flucht. Gemälde von Johann Anton Ramboux. 1790—1866
Magdeburg, Kaiser Friedrich-Museum

dendes Wort über die Düsseldorfer Kunst ausgesprochen. Sie ist Kolonistenkunst. Die Gäste aus dem Osten— denn begleitet wird der zum Akademieleiter berufene Berliner Maler von Freunden und Schülern, die aus der Mark, aus Schlesien, einer auch aus Pommern stammen, — diese Ostländer kommen zu dem rheinischen Wirtsvolk, bringen ihm ihre Sprache mit und können ihr Geltung verschaffen, weil auf dem neuen Boden keine zusammengeschlossenen Kräfte altes Erbgut mehr zu verteidigen vermochten. Junge Kultur, die voller Beweglichkeit und Aufnahmelust ist, trifft auf eine alte saturierte, die sich ihres Besitzes gewiß fühlt, und der diese Gewißheit zum Schicksalswandel wird. Typische Kolonistenentwicklung erkennen wir, wenn der Verschmelzungsprozeß ein wenig später, sobald die fremde Macht als solche empfunden wurde, durch Widerstand der Eingesessenen aufzuhalten versucht wird, der endlich erwachte Wille zur Rettung des Einheimischen nicht mehr genügt, weil längst die Kräfte zu seiner Verteidigung dahingeschwunden waren, und schließlich offenbart sie sich auch darin, daß man sich weiterhin schiedlich friedlich verträgt, nachdem auf beiden Seiten die Erkenntnis durchgedrungen war, daß jeder dem andern Wertvolles zu geben hatte. Hier endet der Prozeß der Kolonisierung: das im Gegenspiel erkämpfte Neue stellt sich als ein organisch gewachsenes Ganze dar.

Vielleicht erklärt sich aber aus diesen Zusammenhängen auch die Kritik, die im Mutterlande die Düsseldorfer Kunst erfuhr. Zunächst wird sie dort mit freudigem Beifall begrüßt, der sich im Verwandtschaftsstolz zu gefährlichem Überschwang steigert, bis es gelungen ist, eine Berliner Meinung zu einer allgemein deutschen, zum mindesten zu einer allgemein norddeutschen zu machen. Dann

Digitized by Google

Jobst in der Schule. Gemälde von Johann Peter Hasenclever 1810—1853. Berlin, Privatbesitz

Digitized by Google

Die ſchleſiſchen Weber. Gemälde von Karl Hübner. 1814—1879
Rheiniſcher Privatbeſitz

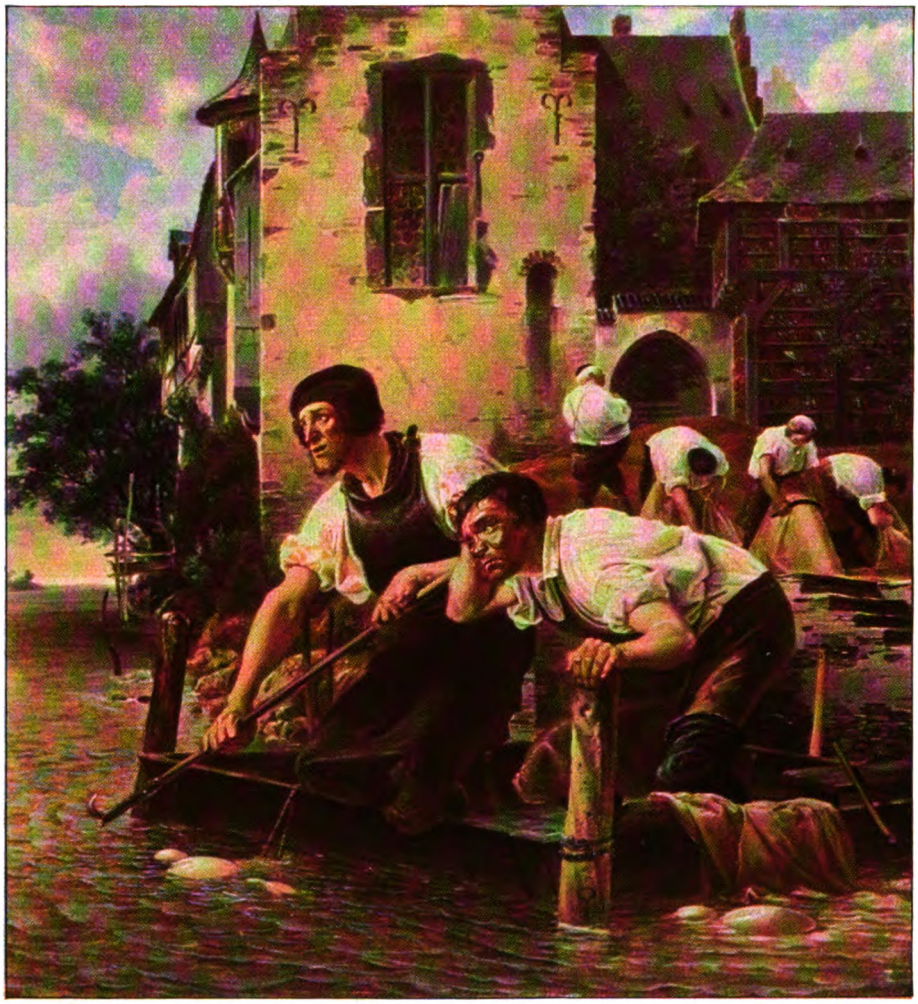
Digitized by Google

Frühstück im Freien. Gemälde von Ludwig Hugo Becker. 1833—1868
Elberfeld, Städtisches Museum

tritt, je selbständiger die entsandte Kolonie wird, Entfremdung ein, die Entwicklung schreitet hier wie dort auf ganz verschiedenen Bahnen vorwärts, die Verbindung ist abgerissen. Je mehr die Düsseldorfer Kunst sich selbst isoliert, um so schärfer wird sie getadelt. Sie ist eben wegen ihrer Eigenwilligkeit eine höchst unbequeme Verwandte geworden, die man — auch dieses Menschliche bleibt ihr nicht erspart — mit scheelsüchtigem Auge betrachtet, wenn sie sich gelegentlich an den angestammten Tisch setzt und mit gesundem Appetit zugreift. Es kommt so weit, daß sie, ganz gewiß nicht ohne eigene Schuld, kaum noch einen Verteidiger in Berlin findet, und wenn dieser, ungeschickt genug, sich in einen Lobredner um jeden Preis verwandelt, glaubt man sich moralisch berechtigt, das Anathema laut hinauszurufen. So stand es am Jahrhundertende, so steht es zum Teil noch in der Gegenwart, und trotz manchen Bemühungen in den letzten Jahren wird es wohl auch noch eine Weile dauern, bis der objektiven Geschichtschreibung eine gerechte Verteilung von Licht und Schatten gelingen mag. Wer das Wertvolle herauszuarbeiten versucht, wird leicht zum Apologeten gestempelt.

Es ist tragisch genug, daß aus Vorzügen der Schadowschen Organisation sich Hemmungen entwickeln konnten, die der Düsseldorfer Schule lange anhafteten, um so tragischer, als diese Vorzüge aus menschlich sehr schätzbaren Überlegungen sich entwickelten. Gewiß galt Schadows Eifer zunächst dem Ideal, das er sich von der Kunst gebildet hatte. Aber er hat doch als ein rechter Vater der Künstler seine Sorge auch auf ihr leibliches Wohl ausgedehnt. Keine Gelegenheit ließ er ungenutzt, ihnen ein Absatzgebiet für ihre Werke zu schaffen, auf das sie mit einiger Sicherheit rechnen konnten. So erzog er den kleinen hohenzollernschen Hof, der in Düsseldorf residierte, so erzog er die Bürger zum Mäzenatentum, und so schuf er im Kunstverein für die Rheinlande und West-

Digitized by Google



Die betrübten Lohgerber. Gemälde von Adolf Schrödter. 1805—1875
Frankfurt a. M., Städtische Galerie

fallen eine Kollektivmacht, die selbst dann, wenn bei schlechten Zeiten dem einzelnen die Mittel fehlten, nicht zu versagen brauchte, und die um so größere Stoßkraft hatte, als sie bei geschickter Werbung bald über die engen westlichen Grenzen ins übrige Deutschland hinübergreifen konnte. Der Künstler durfte sich darauf verlassen, daß er die Werke seiner Hand verkaufte, wenn er es nur an Eifer in seiner Ausbildung nicht fehlen ließ, und damit wurde eine Überbetonung des künstlerischen Handwerks großgezüchtet. Weil aber die Masse der Käufer aus dem Durchschnittsbürgertum kam, dieses seiner Zahl wegen auch jederzeit im Kunstverein sich Geltung verschaffen konnte, so lag die Gefahr sehr nahe, daß sich die Künstler auf dessen Bildungsniveau einstellten, sobald ihre eigene geistige Kraft nicht stark genug war, sich dem Bürger gegenüber durchzusetzen. Nun hat es Schadow wahrlich nicht an sich fehlen lassen, alles an Kräften der Stadt heranzuziehen — und es lebten damals in ihr ein Schnaase, ein Immermann, ein Uechtritz —, was zur Förderung seiner Künstler dienen konnte, aber die geistige Gesamthaltung der Zeit war zu zerrissen und zu flach, als daß hervorragende Einzelne sie hätten entscheidend beeinflussen können. So war der Kompromiß unausbleiblich. Nicht der Künstler zog den Bürger zu sich empor, beide steigerten sich nicht aneinander, sondern sie begegneten sich auf einer bequemen mittleren Linie. Bei der Betrachtung der Geschichte blieb man an der Oberfläche äußerlich charakterisierender Merkmale, und als der eine Lessing in den Sinn der Ereignisse einzudringen suchte, weigerte

Digitized by Google

Jülichsches Dorf. Gemälde von Caspar Scheuren. 1810—1887
Elberfeld, Städtisches Museum

ihm die Menge stillschweigend die Gefolgschaft. Viel weniger anstrengend war es ja, sich Geschichten und Geschichtchen aus dem Alltag erzählen zu lassen, und wenn man sich zunächst noch von ihnen rühren oder in erregte Neugier versetzen lassen wollte, bald gefiel am meisten, was „mit wenig Witz und viel Behagen" vorgetragen wurde oder von fremden Ländern Kunde gab. Trat man aber vor ein nicht erzählendes Bild, vor eine Landschaft oder ein Stilleben etwa, so wußte man freilich damit nichts anderes anzufangen, als daß man es mit der Natur verglich, es auf seine Naturnachahmung hin prüfte, nicht aber auf die Naturerkenntnis, nicht auf das Naturerleben. Hätte man in Düsseldorf nicht nur immer das gesehen, was dort geschaffen wurde, hätte man die Kunst anderer Zeiten, anderer Länder, ja auch nur anderer deutscher Städte zum Vergleich heranziehen können, es wäre nicht zur Befriedung der Gemüter, nicht zu dieser Selbstgenügsamkeit gekommen, die wir hier eine ebenso lange wie verhängnisvolle Herrschaft führen sehen. Aber die alte, weit berühmte Galerie war der Stadt schon zu Anfang des Jahrhunderts genommen und München gegeben worden. Nicht zuletzt deshalb verlief dort die Entwicklung der Kunst anders als hier.

Immer wieder hört man die Reize der alten Kunststadt Düsseldorf preisen. In den ruhigen Jahrzehnten unserer Epoche kann man nirgendwo idyllischer, bequemer gelebt haben, den Freuden des Daseins mehr hingegeben gewesen sein als hier. Man hatte eine chinesische Mauer um sich gezogen und hatte hinter ihr mitten in schönen Gärten und freundlichen Häusern seinen Frieden gefunden. Was an erregender Entwicklung draußen vor sich ging, mochte sich austoben, und wenn sich doch einmal ein Eindringling hereinschlich, so ließ man ihn mit seinen Schrullen beiseite stehen. Denn man hatte sein Dogma, und darauf schwor man. Wer hätte auch etwas einwenden sollen, da man das, was man zu sagen hatte, immer in einer wohlgepflegten Sprache artig vorzubringen wußte? Aber die Welt wollte etwas anderes, wenn sie nach Düsseldorf hereinschaute. Nur machte sie den Fehler, nicht nach den einzelnen zu suchen, die dort ihr Eigen-

Digitized by Google

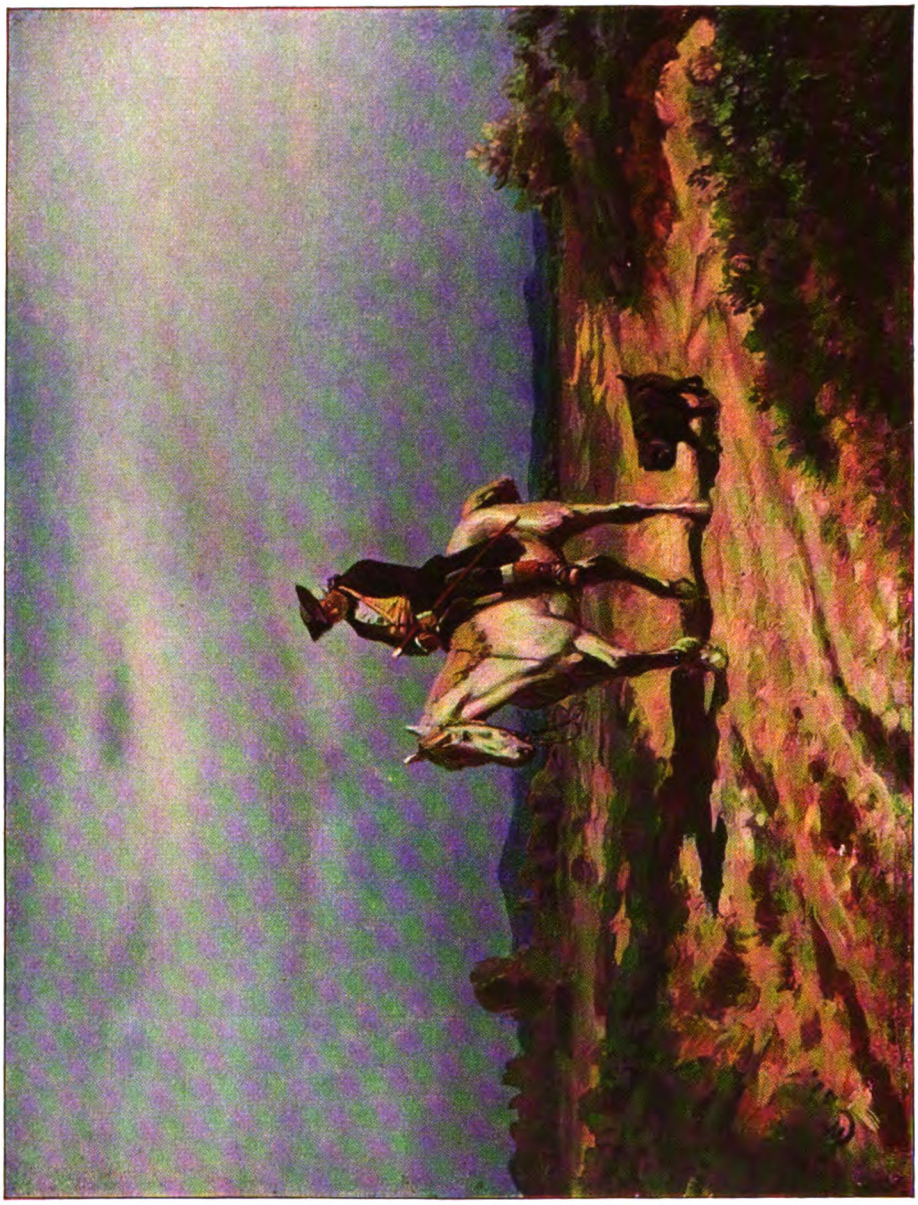
Martinsabend
Gemälde von Peter Schwingen. 1815 (oder 1813)—1863
Düsseldorf, Sammlung Lissauer

Digitized by Google

leben führten, sondern sie urteilte immer nur nach dem Geläufigen und nach der Menge, nach dem, was sich ihrem raschen Blick ohne weiteres darbot. Sie wird, nachdem in den letzten Jahren oft genug auf jene hinge-

Nachtreter, das andere Mal nur auf die hervorragenden Individualitäten blicken.

In dieser Skizze konnte es sich bei beschränktem Raum nicht darum handeln, einen, wenn auch noch so knappen Abriß der



Der Dorfpastor. Gemälde von Wilhelm Camphausen. 1818—1885. Düsseldorf, Sammlung Lissauer

wiesen worden ist, ihr Urteil revidieren, wird aber auch denen Genüge tun müssen, die innerhalb der Schultradition Bedeutendes schufen. Man kann um der Gerechtigkeit willen Düsseldorf nicht anders als andere Kunststädte betrachten, nicht das eine Mal nur auf die große Zahl der Mitläufer und

Künstlergeschichte zu geben. Es kam vielmehr darauf an, den Standpunkt für die Betrachtung des Ganzen festzulegen. Von ihm aus mag man dann die Dinge erkennen, nicht, wie sie einer vorgefaßten Meinung erscheinen, sondern wie sie wirklich einmal gewesen sind.

Digitized by Google

Der Weg nach dem Pol

Von Professor R. Samoilovitch

Direktor des Russischen Instituts zur Erforschung des Nordpols

Auf keinem Gebiet menschlichen Strebens zeigt sich solch ein rastloses Suchen nach Ergründung des Unbekannten wie beim Studium der Polargegenden. Dank dem eisernen Willen der menschlichen Natur, das Wissen um die uns umgebende Welt beständig zu erweitern, sind wir endlich soweit gelangt, daß wir unbekannte, ewig anlockende Polargebiete erforschen können. Wir haben eigentlich den geheimnisvollen Strich des Unbekannten schon übertreten: Wir haben das Schweigen der Nordwüste gestört. Wir dringen immer tiefer in die Geheimnisse der Natur des fernen, ungastlichen, aber wunderbaren Nordens.

Doch nicht dem Streben, Unbekanntes zu erforschen, danken wir unser Vordringen bis zur Arktik, sondern dem Wunsche der Schiffahrt nach einem kürzeren Wege zum fernen Osten. Seit dem 16. Jahrhundert haben die Versuche, einen Weg über das Meer nach China zu finden, holländische und englische Expeditionen gezwungen, die sog. nordöstliche Passage, d. h. den Weg von Norden nach Osten längs der nördlichen Küste Europas und Asiens, zu suchen. Wie bekannt, ist es nur dem schwedischen Polarforscher Dr. Nordenskioeld 1878 bis 1879 gelungen, in dieser Richtung vorzudringen.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstand unter den Gelehrten verschiedener Länder das Bedürfnis, viele wissenschaftliche Probleme auf dem Wege der Erforschung der Natur der Polargegenden zu lösen. Einer der ersten, die die hohe Bedeutung wissenschaftlicher Erforschung der Arktis für die Lösung vieler geophysischer und geographischer Probleme erkannten, war der geniale russische Gelehrte Michail Lomonossow. Er darf als Urahne jener Schule angesehen werden, deren glänzender Vertreter in Deutschland August Petermann war. Petermann hat der Polarforschung tatsächlich die gelehrte Basis gegeben. Dieser berühmte Geograph hat vor mehr als einem halben Jahrhundert der Wissenschaft eine Reihe von Fragen gestellt, die in ihren wichtigsten Punkten bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst sind.

Und in der Tat: welche Aufgaben stellen wir uns heute, um die Polargegenden zu erforschen? Vor allen Dingen müssen die Probleme der Geophysik im weitesten Sinne des Wortes gelöst werden. Eine richtige Wetterprognose wäre sogar in den Südbreiten ohne die Kenntnis der meteorologischen Faktoren im fernen Norden unmöglich. Prof. Nansen hat auf dem Kongreß der „Aeroarktik" in Berlin im Jahre 1926 die Veränderungsprozesse der Luftströmungen richtig mit dem System der Zentralerwärmung verglichen. Der äquatoriale Teil der Erdkugel kann einer Kesselanlage gleichgestellt werden. Die Polargegenden spielen die Rolle von Kühlern heißer Luftströmungen, und wie wir bei der zentralen Erwärmung die Gesetze der Abkühlung der Röhrenleitung kennen müssen, so müssen wir auch für die synoptische Meteorologie (d. i. die Kenntnis und Auswertung gleichzeitiger Witterungserscheinungen an möglichst zahlreichen Stellen der Erdoberfläche) unbedingt jene meteorologischen und aerologischen Elemente in der Arktis erforschen, die auf das Klima unserer Gegend einwirken. Nicht minder wichtig ist in dieser Hinsicht auch die Erforschung warmer und kalter Meeresströmungen. Endlich sind die Beobachtung der hohen Luftschichten sowie die Erforschung der Elemente des Erdmagnetismus und der Luftelektrizität von allergrößtem wissenschaftlichem Interesse. Mit alldem muß man auch die Erforschung des Eises, geologische Arbeiten, die Biologie, die Zoologie und die Botanik verbinden.

Wenn man hierzu noch die hohe Bedeutung der Bestimmung der Meerestiefen, der Ausdehnung des sog. Schelfs, d. h. des Sockels der Kontinente, endlich die Verteilung von Land und Meer in der Arktis nimmt, so wird man fast vollkommen die hier in Frage stehenden wissenschaftlichen Probleme erschöpfen.

Man soll indes nicht glauben, daß die Erforschung der Polargegenden ein nur abstraktes wissenschaftliches Interesse habe. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche große, rein praktische Bedeutung die synoptische Meteorologie für die ganze nördliche Halbkugel hat. Die Erforschung biologischer Faktoren gibt uns den Schlüssel zur Erkenntnis des Lebens an den Küsten des Nordens.

Welche Wege konnten wir nun betreten, welche Methoden der Erforschung der Arktis anwenden, um die uns gestellten Aufgaben zu lösen?

Rein sportliche Versuche, den Nordpol zu erreichen, sind zweifellos als nützliche Zeit- und Kraftvergeudung anzusehen. Vor uns steht die viel verlockendere Aufgabe des langwierigen und systematischen Studiums der Polargegenden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es für die Lösung der Aufgaben mit allgemeinem geographischem Charakter unbedingt zweckdienlicher wäre, wenn man die modernen mächtigen Verkehrsmittel ausnützte, d. h.: Luftschiffe und Flugzeuge. Was könnte besser als ein Luftschiff mit seiner ungeheuren Bewegungsfreiheit für die Lösung der Fragen über die Ver-

Digitized by Google

teilung von Land und Meer sowie für die Erforschung der örtlichen Verhältnisse der Oberflächenformen des Landes in der Arktis verwendet werden?

Aber anderseits eignen sich andere Arbeitsmethoden für andere Zwecke auch besser für das langwierige Studium der Arktis. Tatsächlich kann die Untersuchung von einem Luftschiff oder Flugzeug aus nur wenige Stunden oder Tage dauern, während für unsere Zwecke eine Arbeit von vielen Monaten und sogar von Jahren notwendig ist.

Für diese Art von Erforschung eignet sich die Arbeit in der Luft am allerwenigsten. Wir müssen auf Land und Meer forschen.

Im ersteren Falle errichten wir geographische Stationen mit drahtloser Telegraphie. Solche Stationen sind an dem Nordstrand Rußlands, auf den Inseln Wajgatsch, Dickson, Nowaja Semlja und endlich, im letzten Jahr, auf den Neusibirischen Inseln erbaut worden. Radiostationen gibt es auch in Spitzbergen, in Grönland und an der Nordküste von Alaska.

Doch wie wichtig die geographischen Arbeiten auf den Polarobservatorien auch sein mögen — sie können die hauptsächliche Lücke doch nicht ausfüllen, nämlich: die systematische Erforschung des Nordpolarmeers, d. h. jenes gewaltigen Meeresgebietes rings um den Nordpol herum, das von den Nordküsten Europas, Asiens und Amerikas umschlossen wird.

Die Erforschung dieses Meeres scheint nur durch das Schiff möglich. Aber durch welche Art Schiff?

Wir kennen die glänzenden Forschungen mit der „Fram", die langjährigen Arbeiten Amundsen-Sverdrups mit dem Fahrzeug „Maud". Wie sind diese Arbeiten bewerkstelligt worden? Ein hölzernes Schiff, so kräftig gebaut, daß es von dem Eise nicht zerdrückt wird, ging ins Packeis und setzte dann, zusammen mit der Strömung und der Drift des Eises, passiv seinen Weg fort — möglichst weit nach Norden. Dies war die Arbeit der „Fram", die ein glänzendes Blatt in der Geschichte der Polarforschung geschrieben hat.

Heute, in der Zeit der größeren technischen Vervollkommnung, des verstärkten Lebenstempos und der Möglichkeit der Ausnützung von Flugzeugen und Radio, muß man sich fragen, ob man nicht die veraltete Methode der Erforschung der Arktis mit Hilfe sich passiv vorwärtsbewegender Schiffe wesentlich vervollkommnen kann.

Mir scheint, daß die Lösung der Frage eines allseitigen Studiums der Arktis in der Anwendung eines mächtigen Eisbrechers für langwierige Arbeiten liegt.

Ist das eine neue Idee? Nein. Schon im Jahre 1900 hat der bekannte russische Seemann Admiral Makarow behauptet, daß man mit einem Eisbrecher den „Durchbruch zum Pol" unternehmen kann. Aber damals hat dieser Gedanke viele Einwendungen hervorgerufen. Ohne Radio, ohne Luftschiff-Kundschafter mußte man ein solches Unternehmen für gewagt halten. Wie aber steht es jetzt? Wenden wir uns der Arbeit des Eisbrechers „Krassin" im Sommer 1928 zu.

Unserer Expedition, an deren Spitze zu stehen ich die Ehre hatte, fiel die Aufgabe zu, die Italiener zu retten; wir hielten es aber zu gleicher Zeit für notwendig, bei dieser Gelegenheit wissenschaftliche Forschungen auszuführen, soweit wir hierin an unserer Hauptaufgabe nicht gehindert wurden. Wie bekannt, hat unsere Expedition ihre Aufgaben erfolgreich gelöst. Der hauptsächlichste Grund des Erfolges muß auf die Anwendung eben dieses Eisbrechers zurückgeführt werden, der imstande war, mit dem Eis zu kämpfen. Tatsächlich war die ausgezeichnete Eigenschaft dieses Schiffstypus — seine Bewegungskraft. „Krassin" hatte drei Maschinen mit zusammen 10700 PS und konnte gegen Eisschollen von 2½ Meter Dicke vorrücken. Der Rumpf war so gebaut, daß der Eisbrecher, indem er, mit allen seinen Maschinen arbeitend, das Eis erklomm, es mit seiner Schwere niederdrückte, zerteilte und wie mit einem Keil die sich bildenden Sprünge erweiterte. Es ist klar, daß unter solchen Umständen der Eisbrecher am besten dort arbeitet, wo er wenigstens vor einem kleinen Raum eisfreien Wassers steht oder da, wo zwischen einzelnen Eisfeldern Kanäle, Sprünge usw. vorhanden sind. Dann hat das vor dem Eisbrecher weichende Eis genügend Raum auseinanderzugehen und erleichtert damit dem Schiff das Vordringen. Umgekehrt hat der Eisbrecher viel schwierigere Arbeit zu leisten, wenn vor ihm große, gedrängte Eismassen ohne Sprünge und Kanäle stehen.

Als wir beispielsweise auf dem „Krassin", gegen Ende Juni 1928, den Versuch machten, den in Not geratenen Italienern zu Hilfe zu kommen, gingen wir etwas südlich von den sog. Sieben Inseln und stießen auf schweres Eis, das den ganzen Raum zwischen diesen Inseln und der Nordküste Spitzbergens einnahm. Wir mußten umkehren — wegen Heiz- und Kraftersparnis und auch, um zu versuchen, das Polareis nördlich dieser Inseln zu passieren. Doch hier war das schwimmende Eis noch stark zusammengedrängt; es hatte sich das sog. Packeis gebildet, d. h. es hatten sich im Laufe der Jahre große Polareismassen angehäuft, ohne daß auch nur eine geringe Spur von eisfreiem Wasser vorhanden gewesen wäre. Man weiß, daß wir sieben Tage und sieben Nächte auf südliche Winde warten mußten, die dann das Eis zerteilten. Nun konnte sich „Krassin", wenn auch mit großer Mühe, so doch erfolgreich vorwärtsbewegen.

Indes hat die Arbeit des „Krassin" ohne Zweifel bewiesen, daß man mit Hilfe des Eisbrechers Polareis bewältigen kann, das jedem anderen Schiffahrzeug unzugänglich ist. In dieser Hinsicht ist ein Beispiel charak-

Digitized by Google

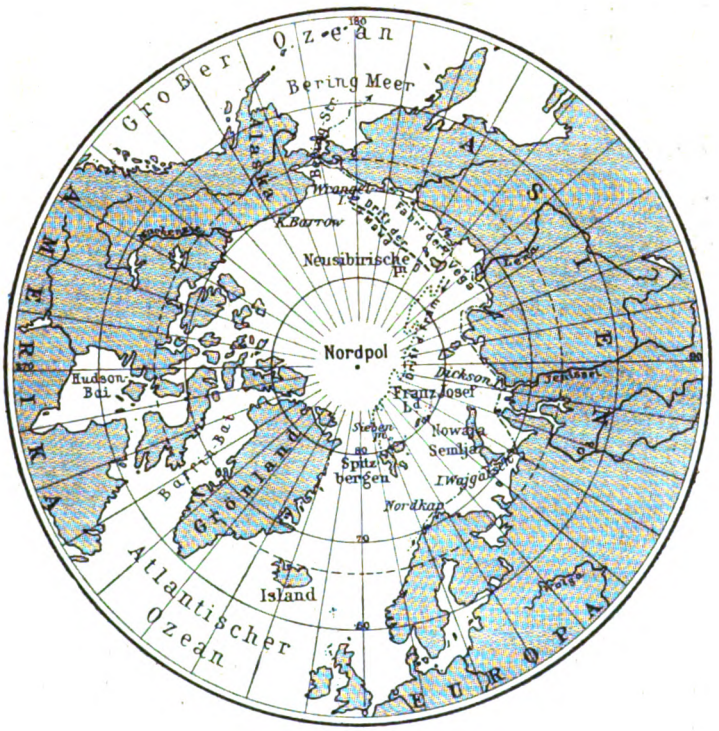
teristisch, das sich gleichfalls aus der Praxis dieses Sommers ergeben hat.

Nach der Rettung der Italiener und nachdem der Flieger Tschuchowski und sein Freund an Bord gegangen waren, trafen wir am Nordkap Spitzbergens das Schiff „Braganza"; es stand in ziemlich zerklüftetem Eis. Dieses Wasserfahrzeug, das in Norwegen eigens für Seefahrten in Eis erbaut worden ist, konnte sich um diese Zeit nicht selbständig aus dem Eise herausarbeiten; es konnte nicht einmal dem „Krassin" im Kielwasser folgen: weil das Eis, das hinter dem Heck des „Krassin" zurückblieb, von der „Braganza" nicht bewältigt werden konnte.

Bezeichnender ist die Arbeit des „Krassin" im Eis in der zweiten Hälfte unserer Expedition, im September 1928. Der Eisbrecher drang ohne jede Schwierigkeit bis zu 81° 47' nördlicher Breite vor, d. h. bis zu jenem Punkt, den kein Schiff in dieser Gegend vorher erreicht hat.

Wenn wir an die Erforschungsgeschichte dieser Gegend des Polarmeers denken, können wir folgende Breiten vermerken, die von anderen Expeditionen erreicht worden sind:

Phipps	an Bord des Schiffes				Carcas	hat erreicht				im Jahre	1773:	81° 34	nördl.	Br.
Buchan	„	„	„	„	Franklin	„	„	„	„		1818:	80° 34	„	„
Nordenskioeld	„	„	„	„	Sofia	„	„	„	„		1868:	81° 42	„	„
Makarow	„	„	„	„	Jermak	„	„	„	„		1899:	81° 28	„	„
Samoilovitch	„	„	„	„	Krassin	„	„	„	„		1928:	81° 47	„	„



Man muß dabei im Auge behalten, daß „Krassin" Spezialaufgaben in bezug auf die Hilfeleistung für die Italiener zu lösen hatte; darum war für ihn die Erreichung dieser Breiten günstig. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Eisbrecher im Notfall noch nördlicher vorgedrungen wäre. Um diese Jahreszeit war das Eis ganz dünn, und „Krassin" hätte mit Volldampf weiter nach Norden steuern können.

Wir können uns also mit gutem Grund die Frage stellen: Ist es möglich, daß man mit Hilfe eines Eisbrechers die Schwierigkeiten, die auf dem Wege nach dem Pol liegen, überwinden kann? Unser Ziel ist ein langwieriges Studium des nördlichen Polarmeeres nach verschiedenen Richtungen in jenen Tiefwassergegenden, als deren Zentrum der Nordpol erscheint. Zu diesem Zweck ist zweifellos die Anwendung eines großen, mit Flugzeugen ausgestatteten Eisbrechers das gegebene Mittel. Versuchen wir einige Berechnungen anzuführen.

Der Wirkungsradius eines Eisbrechers vom Typus des „Krassin" ist sehr hoch. „Krassin" verbraucht durchschnittlich 100 Ton-

Digitized by Google

nen Kohlen in 24 Stunden und kann 3200 Tonnen Kohlen mitführen, d. h. Kohlen für 32 Tage Fahrt in eisfreiem Wasser. Indem er durchschnittlich 10 Seemeilen in der Stunde oder 240 in 24 Stunden zurücklegt, ergibt sich ein Kohlenbedarf (24 × 32) für 7700 Seemeilen. Tritt „Krassin" seine Fahrt von den Nordküsten Spitzbergens aus an, so hat er zu Beginn der Expedition einen vollen Kohlenvorrat. Die Entfernung vom Nordkap bis zum Nordpol beträgt 600 Seemeilen. Rechnet man den Rückweg dazu, so ergeben sich 1200 Seemeilen. Somit führt „Krassin" den sechsfachen Heizvorrat mit.

Aber noch zweckmäßiger wäre die Umwandlung des „Krassin" in ein Schiff mit Ölfeuerung. In diesem Fall würde sich die Leistungsfähigkeit des Schiffes um mindestens 40 Prozent erhöhen, d. h. es würde unbedingt 11—12 000 Seemeilen Aktionsradius erreichen. Die Umwandlung der Schiffsheizung in eine Naphthaheizung wäre auch insofern lohnend, als sie die Besatzung des „Krassin" um 50—60 Menschen herabmindern würde. Natürlich muß der Eisbrecher mit Luftfahrzeugen ausgerüstet sein. Zweckentsprechend wäre die Ausrüstung mit zwei Flugzeugen: eins davon sollte kräftiger und für weitere Flüge geeignet sein, das andere leichter, um Kundschaftsdienst zu verrichten; dieses Fahrzeug wäre somit gleichsam das Auge der Expedition. Derartige Flugzeuge, mit Radio ausgestattet, können unschätzbare Dienste leisten — nicht nur in bezug auf Aufklärung, sondern auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Beobachtungen, die sie beim Fluge über das Eis oder den Ozean ausführen können. Die Flüge des ausgezeichneten Fliegers Babuschkin, der fünfzehnmal flog und sich — während der Rettungsarbeiten der Expedition auf der „Malygin" im Jahre 1928 — glücklich auf Eis niederließ, haben augenscheinlich bewiesen, wie zweckmäßig die Anwendung von Flugzeugen ist, auch für die oben erwähnten Ziele.

Wie weit kann eine solche Expedition auf dem Eisbrecher gegen Norden vorrücken? Das hängt natürlich von dem Stande der Eisströmung ab. Wir wissen aus den Erfahrungen früherer Reisen, daß das Eis sich in steter Bewegung befindet. Bald bricht es auseinander, bald verhärtet es sich von neuem. Sowohl Nansen als auch Amundsen haben das Vorhandensein von Sprüngen und Kanälen festgestellt — sogar in ganz hohen Breiten. In dem Buch „Problems of Polar Research", herausgegeben von dem Amerikaner George Joe in Neuyork, befindet sich eine Photographie von Ellsworth, die hergestellt wurde, als das Luftschiff „Norge" den Pol überflog. Wir sehen im Eis einen ungeheuren Sprung, in einer Länge von vielen Kilometern, d. h. also, daß auch beim Pol jene Bedingungen herrschen, die zur Erlangung eines erfolgreichen Vorwärtsrückens für den Eisbrecher notwendig sind.

Somit ist es möglich, den Pol selbst zu erreichen. — Wie muß der Tätigkeitsplan einer solchen Expedition beschaffen sein?

Die Expedition auf einem Eisbrecher muß mit Lebensmitteln für drei bis vier Jahre ausgestattet sein. Im August verläßt die Expedition die Küste Spitzbergens mit Kurs auf Norden. Bis Mitte, vielleicht auch bis Ende Oktober bewegt sich der Eisbrecher unverändert vorwärts, wobei er danach strebt, einen möglichst nördlichen Punkt zu erreichen. Hier bleibt er über Winter. Im Laufe dieser Zeit werden die notwendigen Arbeiten verrichtet. Im Frühjahr des nächsten Jahres setzt die Expedition, wenn es die Verhältnisse gestatten, die Fahrt gegen Norden fort oder kehrt um, wenn sie die Aufgabe erfüllt hat, die sie sich gestellt hatte. Die Verwendung von Luftfahrzeugen für die wissenschaftliche Arbeit wird den Mitgliedern der Expedition die Möglichkeit geben, wissenschaftlich weite Strecken zu erkunden.

Es braucht nicht betont zu werden, welche unzählig wichtigen Ergebnisse die wissenschaftliche Arbeit auf einem großen Eisbrecher zeitigen kann, wenn er ausgerüstet ist mit modernen Instrumenten, die nach den neuesten Erfahrungen der wissenschaftlichen Technik konstruiert sind.

Es ist interessant hervorzuheben, daß das Studium des Polarbeckens so anziehend ist, daß in der letzten Zeit wieder das Projekt aufgetaucht ist, den Pol sogar mit Hilfe eines Unterseebootes zu erreichen. In der Presse erschien die Mitteilung, daß der bekannte Polarforscher Wilkins die Absicht habe, sich in einem Unterseeboot, Typ 1906, zum Nordpol zu begeben. Man muß mit großer Besorgnis auf dieses durchaus gewagte und aussichtslose Unternehmen blicken.

Nehmen wir an, daß ein solches Unterseeboot höchstens 30 Stunden unter Wasser bleiben kann. Bei einer Geschwindigkeit von 5 Seemeilen ergäbe das eine Strecke von 150 Seemeilen. Welche Garantie ist dafür gegeben, daß, nachdem das Unterseeboot diese Strecke zurückgelegt hat, es eisfreies Wasser haben wird, um sich über den Wasserspiegel zu erheben? Selbstverständlich gar keine!

Ferner können in dem Packeis einzelne Eisschollen vorkommen, die tief ins Wasser reichen (20—70 Meter). Wie wird das Unterseeboot in der Meerestiefe einen Zusammenstoß mit Eis vermeiden? Endlich zwingen der verhältnismäßig geringe Aktionsradius, der unbedeutende Heizvorrat und die Beschädigungsgefahr der Steuer zu außergewöhnlichen Bedenken.

Man muß mit aller Entschiedenheit sagen, daß als einzig zuverlässiges und zweckentsprechendes Mittel für eine systematische und vielseitige Erforschung des arktischen Gebiets nur ein mächtiger Eisbrecher in Frage kommt, der mit Flugzeugen ausgerüstet ist.

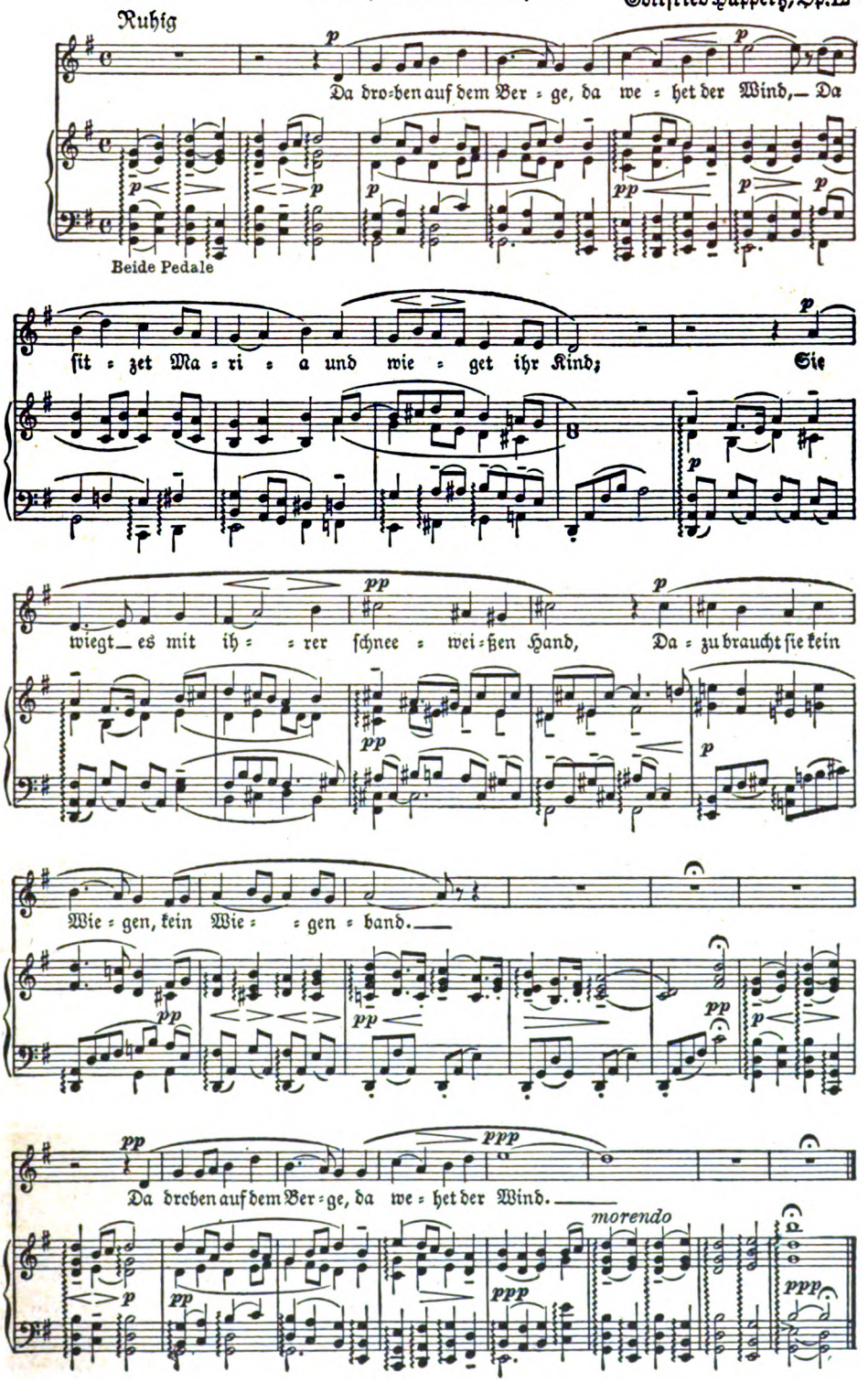
Hoffen wir, daß die Idee, den Eisbrecher für die Polarforschung zu verwenden, in allernächster Zeit verwirklicht werden wird.

Digitized by Google

Marias Wiegenlied

(Aus des Knaben Wunderhorn)

Gottfried Huppertz, Op. 12



Digitized by Google

Mosaik oder die große Hilflosigkeit

Skizze von Heinz Liepmann

„— — — haben Sie etwas zu bemerken?" fragt der Vorsitzende, als die Plädoyers vorbei sind; der Staatsanwalt hat zwei Jahre Zuchthaus beantragt.

Der Angeklagte erhebt sich, ein Mensch von Mitte zwanzig, blaß, hohles Gesicht, Augen klein, glänzend, er hat geweint, hat nicht um mildernde Umstände gebeten, erst geleugnet, bis zuletzt; es ist erwiesen, daß er eine Frau, die mit Blumen handelte, kaltblütig niedergeschlagen und beraubt hat.

„Ja, ich habe etwas zu sagen," sagt er. Die Schöffen blinzeln erbost zum Vorsitzenden. Der Schöffe, Geheimrat A., zieht ostentativ seine Uhr.

„Als ich zehn Jahre alt war, ein Betteljunge, der träumte, lief ich am Weihnachtsmorgen rum, ja, seid ihr schon mal so rumgelaufen? — Mein Gott, ein Kind, ein Kind — blaue Finger und so hoffnungslos! Da gehe ich: überall ist Licht. Weihnachten, Kerzen, alle Läden silbern, — schleiche vorbei, so hoffnungslos, so traurig, — da ruft mich jemand an: ‚Komm, hier hast du einen Baukasten zum Spielen!' — Ich sehe ihn an; das ist ein feiner Herr, vor einem wunderbaren Spielwarengeschäft, — das von L., er war der Geschäftsführer, — und er schenkt mir einen Kasten, gelb, er ist glänzend, — ‚ich kann ihn doch nicht verkaufen,' sagt er zu einem andern, der ihm Vorwürfe macht, — ‚es fehlt ein Stein. Der Junge hat sicher kein Weihnachten.'

Ich halte den Kasten, halte ihn, starre hoch, nie vergesse ich das Gesicht, nie —, nie! Ein weißhaariges Gesicht, gute Augen, wer ist sonst so gut? — Ich starre bloß immer hoch —

Ich sagte ja schon, es war Weihnachten, alle hatten es sehr eilig, auch der Schnee, und man zündete schon die Laternen an; so kalt war es, ich habe zwei Stücke Brot mit Käse den ganzen Tag verdient und vierzig Pfennig. Hol's der Teufel, ich mag nicht nach Hause, zehn Jahre war ich alt. Ich kann das nicht so erklären: plötzlich geht die Erde auf, und da habe ich ein Mosaik, einen gelben Kasten mit Steinen, einen ganz nagelneuen Kasten. Wissen Sie, auf einmal dachte ich: jetzt bin ich wie andere Kinder, genau so. Wie Karl Mauer zum Beispiel, — der in der Klasse neben mir sitzt und immer Äpfel hat und nie zu fehlen braucht, weil er keinen Husten hat, — und ich setze mich sofort auf der Straße hin, — ich sehe es noch, ich weiß es ganz genau, — zum Spielen setze ich mich hin, zum Leben! Es fängt an zu tauen, es ist Feierabend, stille Nacht, heilige Nacht, die Lichter der Läden erlöschen, immer mehr Himmel sieht man, plötzlich sind die Straßen leer.

Was ich bekommen habe, — ein Mosaik, — das sind viele verschieden geformte, bunte Steine, die, wenn ich sie passend zusammengesetzt haben werde, ein Bild ergeben, — Soldaten — hören Sie? — richtige Soldaten, die marschieren und singen; Blumen in den Gewehrläufen, Mädchen am Arm, alle Münder sind auf, das heißt: sie lachen, und die Wangen sind rot: Gesundheit, — die Sonne scheint, — am Weg wachsen Blumen, — ein sehr schönes Bild!

Ich saß da, grad gegenüber dem Geschäft, es war fast ganz still und dunkel um mich, die Menschen feierten jetzt, ich saß da.

Ich setzte zusammen; nie wieder war ich so fieberhaft glücklich.

Da, — hören Sie! — fehlte ein Stein! Ich suchte, suchte, aber es blieb dasselbe, das Bild hatte ein Loch, ein dickes, krummes Loch, ein Loch! Man hat mich betrogen? Man hat mich also betrogen! — (Ich war ein Kind, nicht wahr? — vergessen Sie das nicht!) — Es ist wieder so wie mit den Anzügen, wissen Sie, die ich immer nur bekommen habe, wenn andere sie schon getragen hatten . . . Man hat mir etwas geschenkt, was die andern — Karl Mauer zum Beispiel — doch nicht gekauft haben würden, denn ein Stein fehlte, ein Stein! Können Sie sich das vorstellen? Ein Stein! Nie werde ich sehen, was hier ist —

Das war sehr grausam! Noch niemals bin ich so grausam gewesen, wie ihr, ihr es damals mit mir gewesen seid! So grausam!

Ich bin nach Hause gegangen, der Kasten roch schön nach Leim, zu Hause roch es nach Schweiß; — ich habe ihn versteckt, zwischen Hose und Leib, ihn bei mir herumgetragen, keiner sollte davon wissen, vielleicht finde ich doch noch eine Lösung, daß die Steine auf andere Art zusammenpassen, — daß kein Loch da sei —, und daß ich nicht glauben muß, daß alle böse und gemein sind und mir zu Weihnachten schenken, was sie wegwerfen, — und ich sehe noch: wie ich da aufsitze, nachts, alle schlafen. Mond sieht blaß ins Zimmer, ich greife und hole ihn, den Kasten, und ich setze die Steine, — still ist es, — so

Digitized by Google

und so und so, und manchmal hoffe ich: es geht, denke ich, mir kommen Tränen, und da geht es doch nicht, es geht doch nicht! Ich weiß, wie ich — ihr! ihr! — geweint habe, — das hat Jahre gedauert. Und je mehr ich gesehen habe, daß alles aussichtslos war, wie ich die Steine stellte und wie ich zu leben versuchte, es war alles egal, — ich habe gehaßt, und wie kann ich heute hassen —! Ihr!" schrie er, „ihr seid schuld! O, wie hilflos ich bin —!"

*

Der Schöffe, Geheimrat A., winkt dem Chauffeur, der ihn am Parkplatz des Gerichtsgebäudes seit sieben Stunden erwartet hat, ab, er soll ohne ihn fahren. „Sehr wohl," sagt der Chauffeur, er ist diszipliniert, weiß Bescheid, hat sich zum Privatchauffeur emporgearbeitet, kennt alles: Hasten und doch nicht Unruhe, nachts und tags, Gesichter aller Städte der Welt, Schecks, Konferenzen bis vier Uhr, und nachts, — eine schöne Geliebte von 22.10 Uhr bis 22.30 Uhr. Sein Herr ist mächtig, hat graue, knappe Befehle, denen niemand widersteht, — man vergißt sogar die Gewerkschaft.

Er starrt ihm nach: wahrhaftig, da geht der zu Fuß! Mit einem Satz springt der Chauffeur zum Wagen, dreht sich nochmal um: ja, da geht er, die graue Gestalt wird kleiner zwischen den abendlichen Bäumen, die Hände auf dem Rücken, — der Chauffeur zieht alle Gänge los, faust los: der Herr ist verrückt geworden!

Der Schöffe, Geheimrat A., geht durch die Allee. Breite Straße, Asphalt; spiegelnd von Autos und Dunkelheit, — um die Wipfel der Bäume leiser Wind; wenig Menschen, Schatten, Liebespaare, verschlungen, huschend — Lauben, Bänke, Bäume rauschen, — ‚stimmt alles, es ist April,' — denkt er, er atmet die Luft ein, — die Luft macht müde.

Ein langer, ruhiger Weg; ab und zu sieht er nach den Schildern, auf denen die Straßennamen stehen, er kann sie kaum lesen, nicht nur wegen der Dämmerung des Abends, sondern auch, weil er an Maschinenschrift gewöhnt ist.

Es ist gegen halb neun, als er das Spielwarengeschäft findet; als er davor steht, wundert er sich, daß so etwas Zerbrechliches ihm gehöre, drei große Schaufenster aus Glas! Konjunktur ist Überstahl und Glanzstoff, — und wie lächerlich rührend, wie vergessen, schmerzlich und dumm sind diese Affen aus Stoff! Rote Hohlkugeln sind Augen. Hände wie warme, weiche Greifenhände.

Ein Lehrling, der gerade das Geschäft verläßt, erkennt den grauen, großen Mann vor dem Glas aus der Illustrierten; atemlos stürzt er zum Personaleingang wieder hinein, zum Chef, Herrn L., draußen stehe Geheimrat A.

Der Chef verliert den Kopf, er ließ gerade den Kontrollstreifen der Registrierkasse durch seine Hände gleiten, — zerreißt das Papierband, schreit den Lehrling an: „Warum passen Sie denn nicht besser auf, Sie Esel," stürzt in Hemdsärmeln hinaus, so wie er ist, die Brille hat er auch vergessen.

Geheimrat A. fährt zusammen und ist grau und wie immer. „Ich habe Sie etwas zu fragen, gehen wir hinein! Ist Geschäftsführer Naumann noch tätig?"

Sie gehen hinein.

„— seit zwanzig Jahren! Sie wollen ehrende Anerkennung persönlich —" atemlos, „ganz außerordentliche Ehre!"

Sie sitzen im Privatkontor. Der Chef kommt dadurch, daß A. schweigt, immer mehr in Atemnot. Geheimrat A. denkt: ‚Unmenschlich! Rote Glaskugeln! — Frühling! — Man müßte abstrakte Romantik industrialisieren, lächerlich! — Glanzstoff 45½, muß man in Brüssel handeln, — rasieren kann ich mich im Auto lassen — Frankfurt soll kaufen — Werbetext für Bank der Kleinrentner: Spekulation, der Weg zur Sozialisierung durch Kapitalverteilung.'

Er sagt: „Bitte, genaue Charakteristik des Geschäftsführers Naumann! Er soll draußen warten!"

Der Chef rennt auf seinen kurzen Beinen zur Tür, ruft hinaus, dreht Licht an: „Wird ekelhaft früh dunkel." —

„— über jedes Lob erhaben, der Naumann, — gut, alle mögen ihn sehr gern, wie, na sagen wir wie: Vater. Gerecht, kleinbürgerlich, wahrheitsliebend."

Geschäftsführer Naumann kommt, bleibt in der Tür stehen. A. sieht ihn: ein weiches, altes, gutes Gesicht, Haare von der weißen Farbe, die gute, milde Väter haben. Warum hat er einmal ein Mosaik verschenkt?

„Machen Sie das Licht aus, öffnen Sie ein Fenster!" sagt Geheimrat A., und zu Naumann: „Bitte, setzen Sie sich!"

Pause. Dunkle Dämmerung: man sieht gerade noch halbe Schatten der Gesichter. Warme Luft, ein Duft von natürlichen Blumen, ein Stück einfachen Himmels.

Verlegenes Schweigen. Geheimrat A. sieht dem Geschäftsführer ins Gesicht: ‚Ein gutes Gesicht,' denkt er, ‚er ist nicht schuld. Wer ist denn schuld?'

Er erhebt sich, ohne Abschied geht er hinaus. Und denkt: ‚Wer ist schuld? Es ist eine große Hilflosigkeit!'

Digitized by Google

Revue der leichten Muse in den Berliner Bühnen

Vielleicht ist nur der unvergleichlich herrliche Spätsommer daran schuld gewesen, daß die Berliner Theaterdirektoren den Mut nicht aufgebracht haben, dem Publikum mit ernster Kunstübung aufzuwarten. Vielleicht auch ließ es ihnen die Geschäftsflaute des Frühherbstes geraten erscheinen, lustige Miene zum bösen Börsenspiel zu machen. Tatsache ist, daß bis weit in den Oktober hinein in fast allen Musentempeln der Cancan kicherte. Oberflächlichkeit war Trumpf. Die Bühne galt als die gefällige Vermittlerin von allerlei Vorfreuden des Berliner Nachtlebens.

Dieses berühmt-berüchtigte Berliner Nachtleben wird für die Geschäftsreisenden aus allen Winkeln Europas arrangiert. Es ist flotter und eleganter als das der Lichtstadt an der Seine. Das wissen längst die Amerikaner, deren Dollars anzulocken das innigste und demütigste Bestreben der reichshauptstädtischen Fremdenindustrie ist. Also galt es, auf der Szene alles zu vermeiden, was das Begriffsvermögen dieser Gästeschar übersteigen könnte. Man kennt ihr Weh und Ach, das aus einem Punkte zu kurieren ist, und bietet tausend nackte, hellgeschminkte Mädelsbeine.

Wer Berlin und die Berliner kennt, darf hierzu bemerken, daß nicht nur in den Schichten der Intelligenz, sondern auch bis weit in die behäbigen Bürgerkreise hinein der Ruf nach einer Renaissance des Theaters immer stärker vernehmbar wird. In wirklicher Besorgnis befinden sich die Eltern der heranwachsenden Jugend: die Bühnen, die vor dem Krieg musterhafte Wiedergaben der Klassiker geboten haben, lehnen die Aufgabe zur literarischen Miterziehung rundweg ab, das politisierte Staatstheater allen voran. Wir Berliner, die wir als Schüler und Studenten die Meisterwerke der dramatischen Literatur und ihre Heldengestalten durch Matkowsky, Kainz, Mitterwurzer verkörpert sahen, in Vorstellungen, deren Glanz noch jahrzehntelang nachleuchtet, können unserem jungen Volk auf diesem Boden nichts bieten. Das „Theater der höheren Schulen" sucht einzugreifen, ein an Umfang und Bedeutung stetig wachsender Verein; er bietet Nachmittagsvorstellungen mit gut gewähltem Programm. Aber die große Ensemblekunst mit ersten Schauspielkräften, wie wir sie einstmals bei Reinhardt erleben durften, ist auch vom ernstesten, ehrgeizigsten und unermüdlichsten Vereinsvorstand nicht aus dem Boden zu stampfen.

Unsere Hoffnung bleibt, daß irgendein in Premièren-Verlegenheit geratener Theaterdirektor in seiner letzten Verzweiflung doch einmal wieder nach einem großen Klassiker greift und ihn mit den abenteuerlich hochbezahlten Festgästen besetzt, die jetzt dauernd Kitsch spielen müssen, und daß dann — dank der glänzenden Regiekunst, über die die ersten Berliner Bühnen verfügen, — eine Erfolgsreihe zustandekommt, deren wir uns nicht zu schämen brauchen, wenn sie auch die Theatergeschäftsinhaber maßlos überraschen sollte.

Denn so amerikanisiert sind wir Berliner noch lange nicht, daß unsere geistige Kost die von Mr. Ziegfeld und Genossen den Neuyorkern dargebotene nicht überragen dürfte. Die Berliner Jugend insbesondere hat für die naive Verführungskunst himbeerfarbener Beleuchtung, massenhaft pendelnder Girlbeine und schmalziger Walzerarien nur ein spöttisch überlegenes Lächeln.

Mit einem Riesentamtam hat das neu herausgeputzte Metropoltheater die Operette „Marietta" von Sascha Guitry, Musik von Oskar Straus, herausgebracht. Michael Bohnen und Käthe Dorsch sind dafür aufgeboten worden. Schon nach wenigen Vorstellungen teilte das Theaterbüro mit, daß der große Bariton sich für hundertfünfzig Abende habe verpflichten müssen, damit der Erfolg später noch an anderer Stätte ausgenutzt werden könne. Armer Michael Bohnen! Und arme Käthe Dorsch!

Der dramatische Vorwurf dieses Spiels ist sehr dünn und gebrechlich. Prinz Louis Napoleon Bonaparte verliebt sich als Logengast des Theaters in Amiens in die jugendliche Soubrette Fräulein Fleury, ein nettes, braves, unverbildetes und unverdorbenes Mädel, sie erwidert die Neigung, kämpft noch ein Weilchen mit sich, nimmt aber schließlich die Soupereinladung des eleganten Fremden an, der sich Armand Dupont nennt. An diesem Abend wird Louis Napoleon Präsident der Republik und führt die Geliebte mit nach Paris. Hier erleben wir im Palais der Marietta Fleury die Nacht zum 1. Dezember 1851: der Diktator wird Kaiser der Franzosen und muß sich von Marietta trennen. Diese Szene hat Käthe Dorsch schon einmal gespielt — im Kostüm der Friederike Brion, als sie begreifen muß, daß ein noch höherer Weltgroßer sich nicht mit

Digitized by Google

ihr als einem lieben kleinen Mädel belasten darf. Ein Nachspiel zeigt die hundertjährige Marietta, die von einem Enkel jenes Dupont interviewt wird, auf dessen Paß der Prinz Louis damals von Amiens nach Paris gereist ist. Die auf „Gemütstöne" eingestellte Walzerwalze des Komponisten Straus, die vor einem Vierteljahrhundert den „Walzertraum" rund um die fünf Erdteile gedreht hat, versagt in der „Marietta". Man kennt schon den vierten und fünften Takt, wenn man nur den ersten und zweiten hört. Und alles, was hier Marschtempo ist, kann jeder leidlich begabte Tanzbegleiter mühelos am Klavier improvisieren. Es ist dem Vertoner herzlich wenig Neues eingefallen — und das Alte mag man heute kaum mehr hören. Ein etwas opernhaft herausfallendes „Maestoso" gibt Bohnen Gelegenheit, sein immer noch schönes und edles Stimmgold erglänzen zu lassen. Im übrigen muß man mit seiner blendenden Erscheinung, seiner charakteristischen Napoleon III.-Maske und seinem virtuosen Spiel fürlieb nehmen. Käthe Dorsch ist lustig und ist rührend, ist Mädel aus dem Volk wie grand' dame. Ihr Stimmchen, das in kleinem Raum sehr innig wirken kann, zerflattert dem ziemlich grob herunterspielenden Orchester gegenüber. Die Einsätze beider Prominenten waren betrüblich unrein und erinnerten manchmal an die Opernparodie, mit der sich im ersten Bild das Theater von Amiens einführt. An dem Abend, an dem ich 14.50 RM. für einen schlechten Parkettplatz anlegte, wies das Theater zwar nur wenig Lücken auf, aber das Publikum überließ die Veranstaltung von Applausdonner den offenbar geschäftlich dafür angestellten Zeitgenossen, die geschickt im Hause verteilt waren. Mit dem sinkenden künstlerischen Niveau hebt sich die Bedeutung der Claque. Indes: die dröhnenden Beifallsalven hatten nach der bedenklich einschläfernden Wirkung der altmodischen Operettenklischeemusik immer wieder etwas Aufmunterndes, dem man dankbar sein mußte.

★

Mischa Spoliansky, der das Revuestück „Zwei Krawatten" von Georg Kaiser musikalisch illustriert hat, bietet in knapp hundert Takten mehr als Oskar Straus am ganzen Abend. Er hat schon einmal — in der Untermalung des Lustspiels „Olympia" — sein verblüffendes Können bewiesen. Seine Rhythmen vor allem sind einfallsreich. Und er weiß Dutzende von neuen Melodien. Vielleicht sind sie in der Jubiläumsreife später einmal ebenso ungenießbar wie heute

Lucie Englisch, Grete Walter und André Mattoni in E. Ch. Carpenters Komödie „— — — Vater sein, dagegen sehr!" Berlin, Theater in der Behrenstraße. Aufnahme Elli Marcus

Digitized by Google

Ralph Arthur Roberts in E. Ch. Carpenters Komödie
„— — — Vater sein, dagegen sehr!" Berlin, Theater in der Behrenstraße
Aufnahme Elli Marcus

die der rasch antiquierten Nachbeter des klassischen Johann Strauß. — aber noch wirken sie. Spoliansky hat sich ein gefügiges Kammerorchester zusammengestellt, das zu locken und zu streicheln weiß. Er beherrscht die Instrumentation so gewandt, daß er eine geistreiche, oft witzige Sprache sprechen kann. In jedem der neun Bilder erlebt man pikante musikalische Überraschungen.

Der Text dieses Revuestücks ist ein echter Georg Kaiser: niemand wird eine Dichtung von ihm verlangen, aber die Geschehnisse sind originell, die Fabel ist bunt, das Drumherum ist von einem gescheiten Kopf erfunden, das Tempo ist Hetzjagd, und ein paar Couplets erheben sich beträchtlich über den Kneipenton, wie ihn die üblichen Revue-Lieferanten anzuschlagen pflegen. Natürlich kommt letzten Endes kein Autor ungestraft auf eine Berliner Bühne, und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß eine Menge Durchschnitt, die der Abend dazwischenstreut, den findigen Einfällen ungebetener Mitarbeiter die Entstehung verdankt.

Der Kellner Jean wird auf einem Ballfest von einem kriminell verfolgten Ballgast, der sich durch die Flucht über die Angestelltentreppe retten möchte, um seine schwarze Krawatte gebeten. Jean erhält für diese Gefälligkeit nicht nur die weiße Ballkrawatte des Flüchtlings, sondern auch noch dessen Ballkarte und Tombolalos und einen Tausender. Jean ist nun plötzlich Ballherr und wird sogleich festlich gefeiert als Inhaber des Hauptgewinns: Schiffsreise 1. Klasse nach Neuyork! Mabel, die reiche Amerikanerin, interessiert sich für ihn. In übermütiger Laune läßt sie sich von ihm ins dunkle Hafenviertel führen. Hier steckt Jean seiner Trude zum Abschied die tausend Mark zu. Und weg ist er. An Bord des Ozeandampfers wird Jean der Kabinennachbar der schönen Mabel. Aber in der 3. Klasse fährt Trude mit nach Neuyork, ungesehn von Jean, väterlich betreut von dem Rechtsanwalt Bannermann. Dieses Volksstück-Rauhbein (goldenes Gemüt natürlich, als Urberliner von Tiedtke verkörpert) entdeckt in Amerika, daß die Millionenerbin in dem von ihm ausgefochtenen Prozeß seine kleine Schutzbefohlene, die arme Trude, ist. Das Mädel ist ihm jetzt aber abhanden gekommen, da es hinter Jean herjagt. Jean wieder gerät in tausend Nöte in der Rolle des unlustigen Americangirl-Begleiters, sehnt sich nach seiner Trude zurück, — und so gibt es auf der Heimfahrt nach Hamburg vertauschte Rollen: jetzt fährt die millionenschwere Trude in der 1. Klasse und, ungesehn von ihr, Jean im Zwischendeck. Natürlich entdecken sie einander gleich nach der Landung, und es gibt das selbstverständliche Happyend. Soviel Möglichkeiten zu billigem Kitsch hier gegeben wären: das Schlimmste ist vermieden, denn wenn es allzu sentimental werden könnte, dann hilft immer etwas schnoddriger Selbstspott über die Gefahr hinweg.

Eine brillante Leistung gibt Hans Albers. Er spielt hier nicht den kessen Kellner mit der schmutzigen Seele aus Ferdinand Bruckners „Verbrechern", sondern einen Burschen, dem man gut sein muß. Sein Coupletvortrag verrät Hintergrund. Es steckt Rhyth-

Digitized by Google

mus in ihm. Und kaum einer der Operettenbonvivants besitzt seine sportliche Gewandtheit (von der er außerdienstlich freilich schon aufsehnerregenden Gebrauch gemacht hat). Die beiden jungen Frauenrollen sind bei der eleganten Marlene Dietrich und der rührend-geduckten Margarete Koeppke bestens aufgehoben. Und Rosa Valetti, nicht ganz so unangenehm grotesk wie oft, bringt das Couplet „Man muß dem Menschen eine Chance lassen" virtuos zur Geltung. Die amüsante kleine Spiel- und Singbande „Six Comedian Harmonists" durchflicht die Szenen mit hübsch erfundenen musikalischen Stimmungszutaten. Darin liegt viel Können, viel exakte Arbeit und allerlei guter Humor. Natürlich ist auch für eine kleine Kompagnie flott einexerzierter Tanzmädels gesorgt, die sich dem militaristischen Drill mit derselben pazifistischen Seele gefügt haben wie ihre schlanken Kolleginnen am Broadway, an der Seine und der Themse.

Käthe Dorsch als Marietta und Michael Bohnen als Prinz Louis Napoleon Bonaparte in Sascha Guitrys Operette „Marietta"
Berlin, Metropoltheater. Aufnahme Zander & Labisch

★

War einst der Zauberkünstler für den literarisch gebildeten — oder auch nur interessierten — Theaterbesucher der Max Reinhardt des Deutschen Theaters, so ist heute der Wunscherfüller aller im Großen Schauspielhaus vertretenen Steuerstufen Erik Charell. Dem zusammenhanglosen Mischmasch seiner ersten Revuen ließ er Schaustücke folgen, die durch ihr Stilgefühl ebenso berückten wie durch ihren Reichtum an Farbe, Fleisch und Licht. Wer nach Berlin kam, wollte seine üppige Inszenierung des „Mikado", der „Madame Pompadour", des „Dreimäderlhaus" und des „Casanova" sehen. Nun hat er sich „Die drei Musketiere" frei nach Dumas von Schanzer und Welisch zurechtschneiden lassen und durch ein unerhörtes Aufgebot von hervorragenden Kräften des Schauspiels (Paul Wegener, Max Schreck), der Oper (Göta Ljungberg, Alfred Jerger), der Operette (Trude Hesterberg, Trude Lieske, Siegfrid Arno, Max Hansen, Paul Morgan), des Balletts (Marianne Winkelstern, La Jana, Iwan Orlik) die größte Sehenswürdigkeit geschaffen, die der Berliner seinen Gästen zu bieten vermag.

Die schwülstig umständliche Romanhandlung aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts wiederzugeben lohnt nicht. Sie ist ja nur Vorwand, um in der Zeit der politischen Kardinäle höfischen Pomp und Straßenrevolten, einen Heeresausmarsch, spielerische Parkszenen, Volkskneipen, Schloßinterna und Riesenaufzüge auf die vielgegliederte Schaubühne zu bringen. Zwischen die eigentliche Bühnenhandlung sind Intermezzi gelegt, die hart an die Grenze des Varietés streifen. Jetzt dröhnt die Orgel und bezeichnet den Prunk im Palais des imponierend von Wegener gespielten Kardinals — dann klappert ein Holzschuhtanz der Marketenderinnen im Heerlager von Rouen — oder Harmonikaspieler geben ein Ensemble vor der rasch sich im Vordergrund schließenden Stadtmauer bei der Kirche St. Eustache.

Die Musik hat Ralph Benatzky zusammengestellt. Er hat Auber fleißig benutzt, um das Zeitkolorit zu betonen. Der Rest ist

Digitized by Google

Max Hansen und La Jana in der Revue „Die drei Musketiere“
Berlin, Großes Schauspielhaus. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Digitized by Google

Karin Evans als Alice in Georg Kaisers Komödie „Kolportage". Berlin, Komödie. Aufnahme E. Sandau

meistens Jazz. Aber auch die sogenannten Originalnummern sind ihrer Wirkung sicher. Das eingefügte Duett einer Opernparodie — das einzige Stück, das gänzlich aus dem Rahmen fällt — findet den frenetischsten Beifall, vielleicht gerade um seiner Stillosigkeit willen.

Denn was den Erfolg dieser Charell-Revue ausmacht, das ist eben die raffinierte und skrupellose Vereinigung von allem, was noch je auf der Schaubühne gefallen hat. Der Barbierlehrling, der seine anderthalb Mark für den obersten Ring erlegt, braucht — nach seiner Meinung — nur ein einziges Mal vor Weihnachten ins Theater zu gehn, um den Stand der in- und ausländischen Bühnenkunst festzustellen.

Wenn man davon absieht, daß das Nebeneinander kirchlicher Töne und billiger Späße im Kardinalsmilieu von jedem Katholiken als gewollt frivol empfunden werden muß, so läßt sich im übrigen gegen den Rahmen der bunten Geschehnisse nichts einwenden. Es ist viel vornehmer Farbensinn aufgeboten. Einige Bilder sind von bezaubernder Wirkung. Die großen Schleppen des Königspaares und des Kardinals im Schlußbild auf der Schloßtreppe des Louvre erinnern an Velazquez. Das Faszinierendste aber ist die Wirkung des Truppenauszugs, den wir über die Mauer hinweg in den Schattenrissen an der gegenüberliegenden Hausfront sehn, mit Reitern, Fahnen, Geschützen, Pferden, Marketenderwagen, Trommeln, Pauken und Trompeten . . .

★

Der Dichter Julius Berstl hat vor Jahren im Komödienhaus einen durchschlagenden Erfolg eingeheimst mit seinem hübschen Lustspiel „Dover—Calais". An derselben Stelle brachte er's mit seinem neuen Dreiakter „Scribbys Suppen sind die besten" nur zu freundlicher Duldung. Eine Verulkung amerikanisch-marktschreierischer Propaganda, die sich überkugelt im Kampf zweier Suppenwürfelfirmen, hätte man sich ganz gern gefallen lassen. Aber der Verfasser hat nicht die witzige Leichtigkeit besessen, den Vorwurf auszumünzen. Die Geschichte der Milliardärstochter, die bei der Konkurrenz als Gemüseputzerin eintritt, den

Hans Albers als Jean in Georg Kaisers Revuestück „Zwei Krawatten" Berlin, Berliner Theater. Aufnahme Elli Marcus

Digitized by Google

Reklamechef, den Junior und auch den Senior des Hauses in sich verliebt macht, ein bißchen in der Fabrik und deren Geheimnissen herumspioniert und ihren drei Bewerbern schließlich eine lange Nase dreht, genügte ihm nicht; er hat dem Spiel eine „ernstere" Note geben wollen. Die Milliardärstochter mußte ihr soziales Herz entdecken und allerlei Leitartikel sprechen. Ein U. S. A. kam hinzu, so weltfremd, wie man sich's einstmals am deutschen heimischen Herd vorstellen mochte, ein Dialog, wie etwa Kadelburg ihn in alten Leutnantszeiten schmackhaft zu machen wußte. Heute kommt so was doch um schier dreißig Jährchen zu spät. Fräulein Lennartz, die Herren Vallentin, Hörbiger und Koch gaben gute, allbekannte deutsche Familienlustspieltypen. Curt Bois aber entwickelte als junger Reklamechef so viel tänzerische Spritzigkeit und an Chaplin geschulte Drolligkeit, daß er doch eben noch das Stück retten konnte.

Wenig glückte der Regieversuch in der Komödie, Georg Kaisers „Kolportage" als faustdicke Parodie zu spielen. Die Bühnenweisen hielten da wieder einmal das Publikum für abgrundtief dämlich, ohne selbst die genügende Einsicht in die Sachlage zu beweisen. Karin Bratt, die geschiedene Gräfin Stjernenhö, hat aus Trotz gegen ihren adelsstolzen Gatten eine Kindesunterschiebung vorgenommen: nun zieht der Graf den unehelichen Sohn der Landstreicherin Appeblom als seinen eigenen auf. Nach zwanzig Jahren ist aus dem Jungen ein vornehmer Gent geworden — des Grafen richtiger Sohn

Max Hansen, Alfred Jerger und Siegfried Arno als die drei Musketiere in der gleichnamigen Revue des Großen Schauspielhauses zu Berlin. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Digitized by Google

aber, der bei der Mutter blieb, ein besserer Knote. Das gibt bei der Enthüllung ein paar billige Streiflichter auf den Wert von Blut, Erziehung und Geburtsadel. Amüsant, wenn eine leicht überlegene Ironie durchblitzt, aber quälend, wenn ein jeder betont: bin ich nicht furchtbar komisch als adelsstolzer Baron, als fromme Erbgräfin? Und man kann mit all diesen verkalkten Vorkriegspersiflagen wirklich keine Theatergeschäfte mehr machen. Der Bedarf ist gedeckt. Das Angebot war zu groß. Dabei hatte man die Leopoldine Konstantin, die Ida Wüst, die Hedwig Bleibtreu und das hübsche Fräulein Evans, hatte Gülstorff, Wallburg und Winterstein bemüht . . .

Einen entzückenden Abend verlebt, wer sich einmal die englische Komödie von E. Ch. Carpenter „The Bachelor Father" ansieht, der das Theater in der Behrenstraße den Busch-Titel gegeben hat: „. . . Vater sein, dagegen sehr!" Sil Vara hat in die Bearbeitung viel Wienerisches hineingebracht, das hier stark zum Erfolg mit beigetragen haben mag. Sir Winterton, der alte ausgekochte Junggeselle, kommt auf seine späten Gichttage auf die Idee, seine drei unehelichen Kinder auf sein einsames Schlößchen einzuladen, um überhaupt einmal festzustellen, für wen er eigentlich 18, 19 bzw. 21 Jahre lang Alimente gezahlt hat. Im Grunde kann er die Bälger schon gar nicht ausstehn, noch bevor er sie zu Gesicht bekommt. Dann erfüllen die beiden jungen Damen aus Wien und Mailand und der Herr Sohn aus London das stille Haus mit ihrem amüsanten Lärm: es sind ganz originelle Persönlichkeiten aus ihnen geworden. Und der alte Sir Winterton macht durch sie eine fabelhafte Wandlung durch. Er verliebt sich in seine Kinder. In alle drei. Auch in den Sohn, der, wie sich zum Glück für den Lustspielschluß ergibt (einer Heirat unter den vermeintlichen Geschwistern halber) gar nicht sein Sohn ist. Aber sie entflattern ihm wieder, die drei lockeren Vögel, wie sie kamen. Der alte Papa sieht ihnen mit einer Träne der Rührung nach. Ralph Artur Roberts, der das Stück brillant in Szene gesetzt hat, feierte als Sir Winterton wieder einmal einen Triumph. Und die erste große Entdeckung des Theaterwinters war die kleine Österreicherin, Lucie Englisch, die sich zu einer ersten komischen Kraft entwickeln dürfte: — für den Fall nämlich, daß sie ebenso natürlich wirken sollte, wenn sie einmal kein Weaner Madel zu spielen hat!

Erika von Thellmann als Julia und Gustav von Wangenheim als Proteus in Shakespeares Lustspiel „Die beiden Veroneser" Berlin, Deutsches Volkstheater. Aufnahme Jacobi

★

Neuentdeckungen gab's auch in dem kleinen Saaltheater des alten Landwehrkasinos am Zoo, das der neue Leiter, Joachim von Ostau, stolz und bescheiden Deutsches Volkstheater getauft hat. Man spielte dort Shakespeare.

Digitized by Google

Mitulsky und Hasse als Diener in Shakespeares Lustspiel „Die beiden Veroneser"
Berlin, Deutsches Volkstheater. Aufnahme Jacobi

Nicht William den Großen, sondern nur den fruchtbaren Theaterdichter Shakespeare einer unbekannten Londoner Season, in der unter anderem auch das Lustspiel „Die beiden Veroneser" entstand. Wenn ein Durchschnittsspielleiter es mit Durchschnittskräften aufführt, dann könnte es stellenweise gewiß herzlich langweilen. Aber der neue Regisseur Leo Mittler hat dem Spiel so viel Tempo und Laune und lustige Einfälle gegeben, daß der ganze Abend eine Erquickung bedeutet. Er hat neben der köstlichen Erika von Thellmann, die lachen und weinen und sehr hübsch und rührend singen kann (was kann sie nicht alles noch!), und einigen anderen hier schon gut eingeführten Kräften wie der hübschen Erika Meingast und der drolligen Annemarie Hase eine neue Schauspielertruppe vorgestellt, auf die das junge Theater stolz sein darf. Das Stück ist eine Talentprobe für junge Darsteller. Hart neben Lyrik und Tragik sind ausgelassene Rüpelszenen gesetzt, der Wechsel bietet allerlei Gefahren. Aber es war alles auf eine auch die Clownerien mit vergoldende poetische Grundstimmung abgetönt. Der jugendliche Heldenton der beiden Veroneser besaß nichts Theatermäßiges. Gustav von Wangenheim, der den Proteus spielt, verrät musikalisches Gefühl in der Behandlung seines schönen Organs und der Kunst, Shakespearesche Verse zu sprechen. Franz Nicklisch, als Freund Valentin, wird sich durch die Helligkeit seines Wesens und den sieghaften Klang seiner Sprechstimme bald ein gutes Feld in Berlin erobern. Der Inhalt des Lustspiels jagt die beiden jungen Menschen durch hundert Stimmungen. Proteus, mit Julia, der heißgeliebten Veroneserin, verlobt, folgt seinem Freunde Valentin nach Mailand, lernt dort des Freundes heimliche Braut kennen und macht sich eines doppelten Treubruchs schuldig. Wie Leidenschaft, Eifersucht, Haß, Trauer, Falschheit, Verzweiflung die vier Menschen in die Irre führen, wie eine fest und doch leicht zupackende Lustspielwendung, nicht ohne innere Bedeutung, die Wirrnis zum guten Ende führt, das ist durch den graziös behandelten szenischen Aufbau und die Mitwirkung stimmungsvoller Musik (meist Mozartscher Motive) zu dramatischer Spannung gebracht. Diesem lustigen Abend ist viel ernste, tüchtige Arbeit vorangegangen. Die Rollen der drei Diener, die die Handlung mit ihren Clownerien ebensooft unterbrechen wie vorwärtstreiben, sind drei jungen Schauspielern von bester Schule anvertraut: E. W. Mitulsky, Fritz Schönfeld und O. E. Hasse. Der letztere mag vielen noch als ein Gemisch von Grock und Waßmann erscheinen. Aber vermutlich entwickelt sich aus diesem Komiker ein Menschendarsteller. Es ist eine Freude, solche Entdeckungen und Überraschungen aus dem Berliner Theaterleben melden zu dürfen.

J. V.: Martin E. Schlosser.

Digitized by Google

Die Strandwache

Novelle von Vicki Baum

Es fing damit an, daß Fräulein Wehrle ihre kleine Armbanduhr im Strandkorb vergaß, als oben im „Strandheim" der Gong zum Abendessen geschlagen wurde. Fräulein Wehrle war an jenem Nachmittag erst ziemlich spät zu dem Entschluß gekommen, zu baden, denn das Wasser sah kalt aus, flaschengrün mit kleinen zuckerweißen Kämmen, die wie Schaumgebäck ans Ufer gerollt kamen; aber schließlich war die Sonne kurz vor halb sieben Uhr noch hinter einer Wolke hervorgekrochen, und so war Fräulein Wehrle doch noch mit zaghaften Schritten über den harten, bunten Kieselrand ins Meer hineinbalanciert, und hatte sich leise juchzend von den Wellen ablecken lassen, die vergnügt wie kleine Hunde und eigentlich doch nicht sehr kalt waren. Der erste Gongschlag betraf sie deshalb noch im Wasser, das sie eilends verließ, um zu ihrem Strandkorb, dem Strandkorb Nummer 11, zu laufen, beim zweiten Gongschlag kriegte sie ihre Schuhe nicht zu, und beim dritten, als die pünktlicheren Gäste des „Strandheims" eben die Halle verließen und dem Speisesaal zuströmten, rannte Fräulein Wehrle erst in höchster Eile die Holztreppe über die Dünen zum „Strandheim" hinauf.

Die Armbanduhr blieb indessen an dem kleinen Schirmdach von Badekorb Nummer 11 hängen, daran sie mit einer Sicherheitsnadel befestigt war: eine ziemlich mittelmäßige kleine Armbanduhr, vergoldet, mit einem schwarzen Bändchen, die Uhr einer berufstätigen jungen Dame von mittlerer Einkommensstufe, die ihren Sommer im „Strandheim" verbrachte . . .

*

Jeden Abend Schlag acht Uhr verläßt der Strandwächter Friedrich Helmke seine Wohnung, um die Tour zu machen. Helmke ist ein überlanger Mensch, der vom Aufenthalt in niederen Stuben die Gewohnheit angenommen hat, den Kopf im dritten Halswirbel abzuknicken und gebückt vorzustrecken. Die Zollwächtersuniform, die er trägt, ist adrett, aber sie sieht gewissermaßen schimmlig aus. Helmke wohnt mit Hund, Frau und Kindern am Südende von Woeritz, noch hinter der Kirche, nicht weit von dem flachen, brackigen Binnenwasser des Boddens. Die Woeritzer nennen diese Gegend das Poppenloch, aber dies ist keine offizielle Bezeichnung. Das Haus, in dem Helmkes zur Miete wohnen, gehört dem Fischer Golkow, es sitzt voll Muff und Moder, und Helmke wird den Verdacht nicht los, daß zwischen den Balken der Schwamm steckt. Frau Helmke ist siebenundzwanzig Jahre alt, hat zwei Fehlgeburten und drei Kinder gehabt, eines ist gestorben, und seit dem letzten kränkelt sie ein wenig, trägt immer Filzbabuschen an ihren ewig kalten, ziehenden Füßen und klagt manchmal, daß sie es im Leibe habe. Trotzdem kocht sie gut, das Haus ist ziemlich sauber gehalten, im gepflegten Gärtchen steht dicker Duft von Lilien, und Frau Helmkes Fensterblumen — die nach der Straße hin sehr bunt sind und der Stube innen das Licht wegfressen — sind in ganz Woeritz berühmt.

Zwei Minuten nach acht, gleich wenn er bei der Kirche vorüber ist, kommt Otto Bublitz, der zweite Strandwächter, um die Ecke von Vossens Gasthof her geschlendert, in ziviler Haltung, Hände in den Taschen, Zigarette im Mund, und gesellt sich wortlos dazu. Es ist die Stunde, zu der die Woeritzer Fischer ihre Boote in den kleinen Hafen des Boddens einzubringen pflegen, die Alten sitzen vor den Hausschwellen und halten die steifen Hände auf den Knien wie Pfundgewichte. Woeritz duftet nach Speck, nach Holzrauch, nach frisch eingefahrenem Heu. Auf der neuen Landstraße surrt ein fernes Sommerfrischlerauto den Bodden entlang zur Bahnstation nach Hillenkamp. Die untergehende Sonne zielt mit einem knallroten Strahl mitten auf Otto Bublitz' Uniformknöpfe, die an dem kleinen, runden Mann ein wenig spannen — und dann wird es ganz plötzlich kühl und dämmergrün, während die beiden Strandwächter in den kleinen, gepflasterten Birkenweg einbiegen, der Woeritz mit dem Strand verbindet.

Da Bublitz und Helmke seit achtzehn Jahren diese Tour zusammen gehen — ausgenommen jene vier Jahre, die sie bei der gleichen Kompagnie im Krieg verbrachten — da sie sich seit ihrem zweiten Lebensjahr persönlich und genau kennen, da sie Schule, Prügel, Konfirmation, Militär, Verwundung, Lazarett und Beruf gemeinsam absolviert haben, da also anzunehmen ist, daß sie ganz das gleiche denken, sind die Gespräche zwischen Bublitz und Helmke ziemlich knapp.

Digitized by Google

Da sagt etwa Bublitz, während sie schon an der Villa Seeblick vorbeikommen, aus deren beleuchteter Veranda ein Grammophon befremdlich jazzt: „Nach Mitternacht könnte es regnen." Und Helmke, über die Dünen witternd, auf denen das taunasse Strandgras aneinanderschleift und mit einem Blick auf den abdunkelnden Horizont, erwidert: „Tjawoll. Könnte sein."

Auch bei der Villa Seeblick, die ein größenwahnsinniger Woeritzer zwecks Aufnahme von Sommergästen an den Strand herausgebaut hat, führen Holztreppen zum Meer hinab. Helmke und Bublitz in ihren zu schweren Kommißstiefeln trampen über die sandverwehten Stufen hinunter, ihre guten, braven Feldwebelgesichter empfangen den feuchten Salzwind und die letzte Helligkeit von der Seite, während sie ihre Tour zu gehen beginnen, die ganze Woeritzer Bucht entlang, immer auf dem schmalen Streifen Sandes, den die Wellen naß, ein wenig fest und doch elastisch gemacht haben. Gegen neun Uhr sind sie unterhalb der „Hohen Dünen", die wie eine englische Küstenlandschaft aussehen und in den Sommerprospekten der Gegend sehr gerühmt werden. Unter den „Hohen Dünen" steht ein Grüppchen von Strandkörben, die zu einer kleinen Künstlerkolonie gehören. Bublitz schaut ohne viel Aufmerksamkeit in die leeren hinein und geht taktvoll an denen vorbei, die von schwärmenden Paaren besetzt sind. „Neue Meldung bekommen?" fragt Helmke etwas später. „Tja. Soll ja wohl nicht stimmen," antwortet Bublitz. Helmke zieht eine kleine Pfeife heraus und raucht. Zwanzig Minuten später fragt er: „Noch immer mit die Autos?" Aber sie sind nicht mehr weit von Dehnhagen, bevor Bublitz seine runden Schultern hebt und antwortet: „Der Alte wird ja wohl nicht richtig sein."

Der Alte ist der Zollinspektor, der in der kleinen Stadt Hillenkamp sitzt und darüber wacht, daß nicht zu viel Sprit von Dänemark herübergeschmuggelt wird. Ein paarmal sind ihm große Dinge geglückt, und seither ist er ganz wild auf Sprit und die Strandwächter in seiner Bucht werden höllisch scharf gemacht. Überall die Küste entlang gehen nachts Strandwächter ihre Touren, 25 Kilometer und wieder 25 Kilometer, immer zwei Männer, die mit Augen, deren Schärfe Generationen von Seeleuten ihnen vererbten, auf das dunkle Meer visieren und jeden Schatten in den Dünen verfolgen.

„Wie geht's der Frau?" fragte Bublitz, als sie an dem kleinen Föhrenwald vorüber waren, der Gut und Dorf Dehnhagen vom Strand trennte. „'s geht," antwortete Helmke einsilbig. Er zog ein paarmal heftig an seiner Pfeife, und als Bublitz den Tabak aufglühen sah, dachte er, daß es Helmkes Frau nicht gut gehen möge. Er verspürte ein schwerfälliges Bedauern und etwas wie Neugierde dabei, denn er war vor dem Krieg mal in Helmkes Frau — damals war sie aber noch nicht Helmkes Frau — verknallt gewesen. Jetzt allerdings war er froh, daß er sie nicht gekriegt hatte. „Die wird schon wieder," sagte er deshalb gutmütig. Das bedurfte keiner Antwort, und so schwiegen sie, bis sie halbwegs auf der Höhe von Lütte angelangt waren. Lütte war das verfallene und verkommene Vorwerk des gleichfalls verkommenen Rittergutes Dehnhagen, es hockte dunkel und unwohnlich in den sauren Wiesen, etwa eine halbe Stunde landeinwärts. Gleich hinter Lütte begann das große Boltenhagener Moor, ein Zaun trennte die Gemarkungen von Dehnhagen und Boltenhagen, er lief am Moor entlang, über die Dünen und watete mit seinen ausgebleichten und gepökelten Baumstämmen noch eine Strecke weit ins Meer hinaus. Gerade bei diesem Zaun hatten Bublitz und Helmke vor acht Jahren ihre große Sache gehabt, von der sie bei gehobener Stimmung noch zuweilen in Vossens Gasthof berichteten. Ein Kutter war mit Motordefekt an den Strand getrieben, mitten in einer eiskalten Winternacht, sehr gegen den Willen der dänischen Besatzung, bei Windstärke 11 annähernd, und proppenvoll mit Sprit geladen. Erst gab es Keilerei, dann schoß einer, dann schoß Helmke, dann kriegte Bublitz ein Ding in die Hüfte, ließ sich aber nicht schlapp machen, sondern feuerte weiter. Zielen konnte keiner richtig, denn es schneite zu toll und der Wind trieb Eis und Schnee gegen die Augen. Helmke hatte Wut im Leibe, wie er nachher angab, und schlug mit seinem Dienstrevolver zwei von den Burschen auf den Kopf, dann wurden sie zufrieden und ließen sich einliefern. Bublitz blutete wie ein Schwein die ganzen acht Kilometer bis Boltenhagen, aber er schaffte es. Wenn Bublitz und Helmke davon erzählten, dann ließ sich dies alles wie eine äußerst kurze, rohe und verworrene Keilerei zwischen erbosten Schuljungen an. Was wirklich dahinter steckte an Mut und Kameradschaft, das konnten sie nicht recht ausdrücken. Helmke hatte sich seit jener Nacht angewöhnt, am Zaun einen Augenblick zu verweilen, seine Uhr herauszuziehen, mit der Taschenlampe das Zifferblatt zu kontrollieren und zufrieden auszuatmen, wenn sie pünktlich, das heißt zehn Minuten vor elf, hier angelangt waren. Auch trennte er sich an dieser Stelle gewöhnlich für einige Minu-

Digitized by Google

ten von Bublitz. Bublitz, der mit zunehmendem Fett ein wenig kurzatmig geworden war, pflegte seufzend über den Zauntritt zu klettern, der zum Boltenhagener Gebiet hinüberführte. Helmke aber stieg auf die Dünen hinauf, stand ein paar Sekunden dort still, nachher zwängte er seine lange Gestalt durch eine Zaunlücke, um einige Meter weiter unten wieder an Bublitz' Seite einzutreffen.

Kurz nach 11 Uhr kamen sie bei den ersten Strandkörben an, die zum „Strandheim" gehörten, das als ein mattgetönter Würfel oben aus den Dünen herauswuchs. Die Balkons des „Strandheims" lagen deutlich gezeichnet da, und auf einzelnen flatterten Bademäntel und Trikots, die zum Trocknen im Nachtwind hingen. Dem bürgerlichen und soliden Charakter dieser Gaststätte entsprechend, schliefen die Gäste vom „Strandheim" schon, das Klavier war verschlossen, das Grammophon abgestellt, und nur Herr Gohde, der in einer Kammer neben der Anrichte Kasse machte, ließ den Lichtschein eines einsamen Fensters in die Dünen blinken. Bublitz zeigte stumm mit dem Daumen hinauf, was so viel hieß, wie: „Wollen wir uns bei Gohde noch einen kleinen Schnaps holen?" Helmke schüttelte den Kopf dazu. Nein. Bublitz zuckte die Achseln. Auch recht, hieß das. Die Strandwächter untersuchten jede Nacht auf dem Hin- und Rückweg die Strandkörbe, manchmal jagten sie Gesindel fort, das sich darin ein billiges Bett bereitet hatte, und dafür holten sie zuweilen eine kleine unentgeltliche Stärkung bei Herrn Gohde. Aber diesmal hatte Helmke eben keine Lust. Ihm ging wieder mal die Sache durch den Kopf, ob Schwamm in seiner Wohnung säße und ob darum so viel schief gegangen wäre mit den Kindern und der Frau. Bublitz pfiff inzwischen ein bißchen und legte einen Strandkorb neben den andern flach in seine Burg nieder. „Na?" fragte Helmke. „'s gibt Regen," sagte Bublitz. Helmke machte die Nasenlöcher rund, und roch den nahenden Regen und ging zu den nächsten Strandkörben, um auch sie umzulegen. Die roten Streifen ihrer Bezüge sahen schwarz aus im ungewissen Licht der Sommernacht.

Als Helmke mit beiden Armen in den Strandkorb Nummer 11 griff, um ihn umzulegen, fand er die Armbanduhr von Fräulein Wehrle. Das heißt, er fand sie nicht sogleich, sondern er bemerkte nur — während der Strandkorb schon das Übergewicht bekam und sich in den Sand legte — daß da irgendein kleiner, leise klingelnder Gegenstand an seiner Hand vorbeigeglitten war. Er stellte den Strandkorb wieder auf, holte die Taschenlampe hervor und suchte den Sand ab. ‚Da war doch was —?' dachte er dabei. In dem Lichtkreis, den er kniend absuchte, sah er Sand, ein Stückchen schwarzgetrockneten Tang, ein paar flache Strandkiesel. „Was is'n los?" fragte Bublitz herankommend.

„Ich dachte, da wär' was," sagte Helmke aufstehend und putzte den feuchten Sand von den Knien.

„Was denn?"

„Weiß ich nicht. Ich dachte bloß, da wär' was."

„Leucht mal in'n Korb," sagte Bublitz. Helmke leuchtete. „Da is es," sagte Bublitz. Helmke wunderte sich. „'ne Uhr," sagte er. Bublitz dachte nach. „Die gehört ins ‚Strandheim'," sagte er. Er war etwas schneller von Gedanken als Helmke, schon seit der Schulzeit. Aber auch Helmke fand etwas: „Es is 'ne Damenuhr," sagte Helmke. Er nahm die Uhr vom Strandkorb ab, mitsamt der Sicherheitsnadel, mit der sie befestigt war, und besah sie genau, während Bublitz die Lampe hielt. „Wertvoll," sagte Bublitz. „Glaub' ich auch," sagte Helmke. Bublitz begann zu lachen. „Die kann sich freuen, daß sie sie wiederkriegt," sagte er; er hatte viel für Mädchen übrig.

Obwohl es den beiden Strandwächtern nicht gegeben war, sich in stürmischen Worten auszusprechen, waren beide sehr aufgeregt, als sie die Holztreppe zum „Strandheim" hinaufstiefelten. Schließlich passierte es nicht jedes Jahr, daß man auf der Tour eine goldene Damenuhr fand. Eine freudige Bewegung hatte sich der beiden bemächtigt. „Ich dachte doch gleich: da is was; da is was, dachte ich doch gleich," wiederholte Helmke immer wieder, während sie oben anlangten und ihren Weg um die große Glasveranda des „Strandheims" nahmen. Und Bublitz, sein Bäuchlein stramm zurechtrückend, sagte im Feldwebelston: „Wollen Gohde mal Meldung erstatten. Wollen mal sehen, was Gohde dazu sagt."

Aber als sie zu Gohdes Fenster kamen, war es dunkel geworden, das Haustor fest verschlossen und das „Strandheim" stumm, schlafend und unzugänglich. Also steckte Helmke vorläufig die Uhr in die Brusttasche, und während er von Zeit zu Zeit den Kopf schüttelte und sagte: „Komisch, nich? Komisch, daß wir 'ne Uhr finden sollen?" nahm sein immer vorgebeugtes Gesicht den verwunderten, horchenden und begriffsstutzigen Ausdruck an, den Bublitz schon seit Kinderzeiten an ihm kannte.

*

Morgens um acht entdeckte Fräulein Wehrle, daß sie ihre Armbanduhr im Strandkorb vergessen hatte. Mit einem Schrei fuhr sie

Digitized by Google

aus dem Bett, riß den Bademantel vom Balkon und schlüpfte in die Sandalen, um zum Strand hinunterzulaufen. Der Bademantel war naß und schwer, denn kurz nach Mitternacht hatte es begonnen, in Strömen zu regnen. Fräulein Wehrle, mit zitternden Fingern, bequemte sich dazu, ihren Gummimantel über ihr Negligee zu knöpfen und in all die strömende Nässe hinauszuwaten. Im „Strandheim" schlief man noch, des schlechten Wetters wegen; das Treppenhaus roch nach Bohnerwachs und Kaffee, in der Halle unten surrte der Staubsauger die roten Kokosmatten sauber. In der offenen Tür des Speisesaales stand Herr Gohde und beaufsichtigte die Mädchen beim Decken der Frühstückstische. Bei der Anrichte, hinter einer Rollwand, zählte die Mamsell, Witwe Schmitthenne, Zuckerstücke in kleine Schälchen. „Herr Gohde, ich habe meine Uhr am Strand vergessen!" rief Fräulein Wehrle und flitzte vorbei. Der Ostwind stieß so hart gegen die Glasveranda, daß Fräulein Wehrle die Türe kaum aufkriegen konnte. Draußen floß das Meer grau und verwischt und mit langen, rollenden Wellen in den Himmel hinein. Fräulein Wehrle schlitterte die nassen Holzstufen zum Strand hinunter, kämpfte sich gegen den Wind zu ihrem Strandkorb hin, der ordentlich in die Mitte seines kleinen Sandwalles gelegt war und aussah, als schliefe er. Sie stemmte ihn hoch und suchte. Die Sicherheitsnadel war noch da. Die Armbanduhr war weg.

Fräulein Wehrle weinte ein bißchen, als sie zum „Strandheim" zurückwanderte. Einerseits konnte sie in ihrer Stellung als erste Sekretärin der Papierfirma Popper & Pinnes nicht ohne Armbanduhr auskommen; anderseits war sie nicht in der Lage, hundert Mark für eine neue auszugeben. Die Alte, die Vergessene oder Verlorene oder Gestohlene war überdies ein Geschenk gewesen, ein Andenken an eine Geschichte, aus der dann nichts geworden war . . .

Beim Frühstück sprach das ganze „Strandheim" von Fräulein Wehrles Mißgeschick. Das tat ihr wohl. Sie gab sich Haltung. „Es war ja keine kostbare Uhr," sagte sie, „nein, wirklich nicht. Nur weil sie ein Andenken war — deshalb —"

Übrigens war zu Mittag die ganze Aufregung erledigt. Zu Mittag telefonierte nämlich Bublitz aus Woeritz herüber, daß sie in Strandkorb 11 eine Uhr gefunden hätten und daß Gohde abends aufbleiben möge, damit sie beide, Helmke und er, heute abend auf der Tour die Uhr hineinbringen könnten.

Fräulein Wehrle begriff erst nach einer Minute. „Heute abend? Aber es regnet ja. Das Wetter ist ja so miserabel —" sagte sie. „Strandwache geht bei jedem Wetter," erwiderte Herr Gohde und schwenkte die Gemüseplatte an ihre linke Seite. Helmke und Bublitz waren seine Freunde seit Jahren.

„Merkwürdig! Strandwächter! Ich hatte keine Ahnung, daß es so etwas gibt. Was bewachen die denn?"

„Wegen Sprit. Meistens," sagte Herr Gohde.

„Sprit. Ah. Interessant. Was sind das eigentlich für Leute, diese ‚Strandwächter'?"

„Zollbeamte."

„So. Beamte — ach. Ich frage nämlich, Herr Gohde, weil ich mich doch auf irgendeine Weise bedanken muß, revanchieren. Kann man Finderlohn geben? Oder wie?"

„Nee. Is ja wohl denen ihr Amt. 'n kleinen Korn trinken sie ja gern," empfahl Herr Gohde.

„Ja, danke. Ich will dann also auf die Strandwächter warten —" sagte Fräulein Wehrle etwas beklommen.

Kurz vor elf kam Gohde nochmals zu Fräulein Wehrle, deutete mit dem Kinn gegen das Eingangstor, an das der Regen prasselte, und sagte: „Würde empfehlen: nicht Korn. Grog."

„Danke. Jawohl. Ausgezeichnet. Grog also für die Strandwächter — wenn sie wirklich kommen," sagte das Fräulein.

Pünktlich zehn Minuten nach elf wehten Bublitz und Helmke tatsächlich in die Halle, der Sturm riß die Tür auf, fauchte naß herein und schmiß sie dröhnend wieder zu. In ihren triefenden, wasserdichten Mänteln und Kapuzen entsprachen die beiden durchaus der romantischen Vorstellung, die sich während dieses verwarteten Tages in Fräulein Wehrles Phantasie festgesetzt hatte. Sie schaute zu, wie sie ihre großen, rotbraunen Hände aus den Manteltaschen holten, um wortlos Gohdes dünne Kellnerfinger zu schütteln; sie verspritzten eine Menge kalter Nässe, als sie die Mäntel ablegten, und hinterließen eine Garnitur riesiger, sandiger Stiefelspuren auf dem roten Kokosläufer, während sie hinter Herrn Gohde in den Speisesaal trappsten, wo nur mehr eine einzige elektrische Lampe vorn bei der Anrichte brannte. Das Fräulein folgte befangen.

„Diese Dame is es," sagte Herr Gohde vorstellend. Bublitz und Helmke standen stramm, Bublitz mit seinem runden Speckwänstchen, Helmke mit melancholisch eingeknicktem Halswirbel. „Ich habe auf Sie gewartet," begann Fräulein Wehrle mit Herzklopfen das Gespräch — „setzen Sie sich doch. Sie müssen etwas trinken, setzen Sie sich doch. Ich bin so glücklich, daß Sie meine Uhr

Digitized by Google

gefunden haben. Können wir Grog für die Herren bekommen, Herr Gohde? Rauchen die Herren? Zigarren, Herr Gohde! Sie haben also meine Uhr gefunden? Ich bin so glücklich —"

Nachdem Bublitz und Helmke demnach unter Scharren und Husten Platz genommen hatten, Gohde die Zigarren und die Mamsell, Frau Schmitthenne, den Grog gebracht hatten, nachdem das Fräulein sich mit der schüchtern-liebenswürdigen Bewegung der Gastgeberin an den Tisch gesetzt hatte, sagte Bublitz: „Wir haben sie." Und Helmke griff sogleich in die Brusttasche, um die Uhr herauszuholen.

„Halt," sagte Bublitz. „Erst muß die Dame die Uhr beschreiben; das muß seine Ordnung haben." Ihm gefiel Fräulein Wehrle und er schaute ihr pfiffig auf den Mund. Ihm gefiel übrigens auch die Schmitthenne und nicht erst seit heute. „Die Uhr beschreiben? Aber natürlich kann ich sie beschreiben," sagte das Fräulein eifrig und dann beschrieb sie die Uhr, vergoldet, mit arabischen Ziffern und etwas schadhaftem schwarzen Bändchen. „Da —" sagte sie und legte ihren Arm auf den Tisch, „da können Sie die hellen Streifen sehen, wo die Uhr sonst immer gesessen hat; da bin ich nicht braun geworden, sonst überall." Bublitz sah hin. Helmke sah weg. „Na, Mensch, nu rück' mal die Uhr raus," sagte Herr Gohde, und Helmke holte die Uhr aus seiner Tasche. Sie war aufgezogen und tickte pflichteifrig. Darüber war das Fräulein ein wenig gerührt. Es war, als hätte sich etwas Lebendiges zu ihr zurückgefunden, ein Tier, eine Freundin, ein Andenken eben. Sie dachte die ganze Zeit nach, ob und wie sie den beiden ein Trinkgeld oder Finderlohn anbieten konnte. Während sie schweigsam wurde, hörte sie mit halbem Ohr das mecklenburgische Gespräch, das sich zwischen Herrn Gohde und den Strandwächtern entwickelte.

„Was Neues?" fragte der gesprächige Bublitz.

„Nee —" sagte Gohde.

„Was macht der Dehnhagener?"

„Macht so fort."

„Mensch, der macht auch nicht lange."

„Tja — nee —"

Dehnhagen nämlich war im Frühjahr unter den Hammer gekommen, nachdem ein Besitzer nach dem andern sich auf dem verluderten Grund heruntergewirtschaftet hatte, und nun prophezeite die Gegend dem neuen Dehnhagener das gleiche, ungute Ende.

„Wie war's mit dem Waldbrand?" fragte Helmke stotternd.

„Bis nach Hillenkamp konnte man's sehen," warf die Mamsell dazwischen; „die Hillenkamper Feuerwehr war ja voll noch vor den Boltenhagenern da, das war sie."

„Wir sind die ganze Nacht auf den Balkonen gestanden und haben durch die Ferngläser geschaut," sagte Fräulein Wehrle.

„Waldbrand kommt leicht aus; kann überall mal vorkommen," sagte Bublitz und zwinkerte. Herr Gohde ereiferte sich. „Der war nicht gelegt," sagte er. „Mensch, was denn sonst?" rief Bublitz. Helmke horchte mit seinem verwunderten und begrifffstutzigen Gesicht hin. Fräulein Wehrle, die die Männer beschäftigt sah, griff in ihr Täschchen, darin sie einen zusammengefalteten Fünfmarkschein wußte, und zog die Hand unschlüssig wieder heraus. Plötzlich schwiegen alle drei und die Strandwächter kippten den Rest ihres Grogs in sich hinein. Man hörte den Sturm draußen und hinter dem Sturm das Meer mit seinem dumpfen Aufschlag.

„Ich würde mal nach Lütte 'reinsehen —" sagte Herr Gohde schließlich.

„Was ist in Lütte?" fragte Bublitz heftig.

„Da sind doch die schönen Mohnblumen?" sagte Fräulein Wehrle. „Alles voll Mohnblumen, und kein Mensch, der sie pflückt. Bißchen unheimlich, so leer und verfallen —"

„Ich ginge da nicht hin. Mich brächte da keiner hin," bemerkte Frau Schmitthenne, legte sich über Bublitz' Schulter und nahm das leere Grogglas fort. Lütte, das Dehnhagener Vorwerk, war nicht mit ersteigert worden und lag nun ohne Besitzer und Bewohner in seinen moorigen Wiesen, ein Paradies der Ratten und Ringelnattern.

„Was in Lütte ist?" fragte Bublitz aufstehend.

„Da sitzen Kerls drin," sagte Herr Gohde.

„Was für Kerls?" fragte Helmke auffallend wach. Aber Gohde gab keine Antwort mehr. „Das ist nur so 'ne Ansicht vom Moorwächter. Der Moorwächter meint, es sitzen Kerls drin, Zigeuner oder solche —" sagte Mamsell Schmitthenne. „Na, nun mußt du wieder 'raus ins schlimme Wetter, Bublitz?" fügte sie zärtlich hinzu. Um Helmke kümmerte sich keiner. „Tja. Is gar nich so schlimm heute. Na, nun wollen wir zahlen," sagte Bublitz, der Form halber. „Nein bitte, das ist schon erledigt," warf Fräulein Wehrle schnell dazwischen und wurde rot. „Ich weiß überhaupt gar nicht, wie ich mich Ihnen erkenntlich zeigen soll —"

„Da kann doch die Dame beim Kriegervereinsfest mal mit mir tanzen zur Revanche," schlug Bublitz vor, galant wie ein Spanier, und kroch schon in seinen wasserdichten Rock. Helmke stand daneben mit seinem schweren Kopf; er hatte einen Gedan-

Digitized by Google

ken, es hing mit den Kerls im Vorwerk Lütte zusammen, war aber noch nicht ganz klar. „Schönen Dank also," sagte er, machte stramm, trappste durch die Halle, hängte sich mit aller Kraft an das Haustor und kriegte es auf, dem Sturm zum Trotz, der sich sogleich wüst fauchend in die Halle legte. Gohde versuchte, die Türe offen zu halten, aber sie entglitt seinen schwächeren Fingern und krachte zu. „Wart' mal, Bublitz, ich lass' dich bei der Veranda hinaus," sagte er. Bublitz hatte sich mit der Mamsell hinter den Kleiderständer gedrückt. Fräulein Wehrle, die kurz zuvor den Fünfmarkschein verlegen wieder weggesteckt hatte, holte ihn jetzt mit schnellem Entschluß hervor, als es ihr vorkam, als zögere der dicke, kleine Strandwächter noch mit dem Fortgehen. „Wo ist Helmke?" fragte Bublitz, der in den letzten Minuten zu heftig mit der Mamsell beschäftigt gewesen war, um auf Helmke zu achten. „Schon 'raus? Wie kann der ohne mich 'raus?" sagte er, als wäre von einem unbeschützten kleinen Kind die Rede.

Im letzten Moment erwischte Fräulein Wehrle ihren Fünfmarkschein und die Hand des Strandwächters. „Gute Nacht. Und vielen Dank. Das ist für Sie beide," murmelte sie und drückte das zusammengefaltete, mürbe Papier gegen Bublitzens dicken Daumenballen. Sofort danach klirrte die Verandatüre hinter seinem Rücken ins Schloß.

Bublitz draußen vor der Veranda steckte erstaunt die Hand mit dem unerwarteten Geld in die Manteltasche. Am Fuß der Dünentreppe stand Helmke mit nachdenklicher Miene im Unwetter und hatte sogar seine Pfeife in Gang bekommen. Das aufglimmende Fünkchen verursachte Bublitz ein unerklärliches und neues Mißbehagen. „Na, Mensch — mach'," sagte Helmke und stapfte voran. Bublitz, der bis dahin den Fünfmarkschein festgehalten hatte, ließ ihn jetzt los und zog die leere Hand aus der Tasche.

„Nettes Mädchen war das," sagte er.

„Pfeife auf Mädchen," antwortete Helmke.

Und dann sprachen sie kein Wort mehr bis Boltenhagen.

*

Niemals wird es sich schlüssig erklären lassen, welcher Teufel Bublitz ritt, den Fünfmarkschein für sich allein zu behalten und Helmke nichts davon zu erzählen. Auch weiß kein Mensch, wieso Helmke dahinter kam, daß Bublitz fünf Mark bekommen und ihm nichts davon abgegeben hatte. Jedenfalls waren Bublitz und Helmke auf dem Kriegervereinsfest in Boltenhagen noch einträchtig und guter Dinge. Das heißt, Bublitz hatte den widerstrebenden Helmke mit hineingeschleppt zu dieser rauchverqualmten und girlandengeschmückten Vergnüglichkeit, und sie hielten sich eine Stunde dort auf, bevor sie die Strecke wieder zurückgingen. Bublitz tanzte, obwohl er dick war und außer Atem kam, und Helmke stand an der Wand herum und schaute mit hängendem Kopf und scheuem Lächeln zu — dem gleichen, etwas hilflosen Lächeln, mit dem er schon vor vierzig Jahren bei Keilereien hinter dem Schulhaus dabeigestanden hatte. Bublitz holte ihn her und machte ihn munter und bezahlte eine Lage für ihn und noch eine Lage. Hernach tanzte auch der lange Helmke einmal um den Saal. Die Dame aus dem „Strandheim" wünschte mit ihm zu tanzen; sie behauptete mit schelmisch gestrecktem Finger, daß sie es ihm versprochen hätte und schuldig sei als Revanche für die Uhr, die nun wieder ruhig und mit pflichtgetreuem Ausdruck an ihrem gebräunten Handgelenk tickte. Helmke tanzte vorsichtig und setzte seine gewichsten, schweren Stiefel mit großer Hochachtung und Behutsamkeit neben Fräulein Wehrles kleinere und flinkere Strandsandalen. Nachher stellte es sich heraus, daß sie ihn mit Bublitz verwechselt hatte. Herr Gohde war auch anwesend; er war es, der die Herrschaften vom „Strandheim" nach Baltenhagen herüberkutschiert hatte. Wahrscheinlich war auch er es, der den Stein ins Rollen brachte. „Das geht vom Finderlohn," sagte er nämlich, als Helmke achtunddreißig Pfennig beim Schafskopfspielen an ihn verlor. Helmke begriff den Spaß nicht. Er ging mürrisch an den Schanktisch, um eine Mark zu wechseln. Bublitz machte sich dazwischen und bezahlte indessen die achtunddreißig Pfennige für ihn. Helmke ging vors Haus hinaus, es war eine warme, übermäßig helle Nacht, stand eine Weile vorm Haus, dachte nach, hörte die Grillen zirpen und spuckte scharfen Tabaksaft aus. Hernach ging er wieder hinein, suchte Gohde und fragte: „Wer hat Finderlohn gekriegt? Hat Bublitz Finderlohn gekriegt?"

„Ich dachte," erwiderte Gohde. Helmke ging wieder vors Haus, der Hals war ihm innen wunderlich trocken geworden. Plötzlich hörte er das Meer unten in die Nacht schlagen, dumpf und schwer wie sein eigenes Herz. Hinter ihm waren die hellen Fenster vom Boltenhagener Krug und der Rauch, der herausnebelte, und die Musik, immer nur Brummbaß und Trompete.

Pünktlich, als die Kirchenuhr hinten im Ort zwölf schlug, trat Bublitz heraus, er schnallte noch seinen Gürtel um und schwitzte unmäßig.

„Na, nun los!" sagte er und setzte sich in

Digitized by Google

Marsch, den Damm entlang, mit dem die Rückstrecke anfing. Weit draußen hörte man im Dunklen ein Motorboot kluckern. „Bollejohann sein," sagte Bublitz. Helmke nickte.

‚Hast du Finderlohn gekriegt?' wollte er fragen, brachte es aber nicht heraus. Bublitz seinerseits, den die verheimlichten fünf Mark schon seit Tagen mit einem trüben, undurchsichtigen Bodensatz von Mißbehagen, Feindseligkeit und dumpfer Unruhe erfüllten, würgte auch an einigen Worten. ‚Da hat mir die Dame etwas für dich gegeben,' fing der Satz an, den er in sich zusammenbaute. Aber es war zu schwierig. Es war zu spät. Es konnte nicht mehr nachgeholt werden.

Sie wanderten am „Strandheim" vorbei, kamen zu dem Zaun, der Boltenhagen und Dehnhagen trennte und bleich in der Mondnacht stand. Helmke watete die Dünen hinauf, schaute gegen Lütte hinunter, dann aufs Wasser hinaus, wo weit, weit das Blinkfeuer von Fehmarn sich drehte. Dann gingen sie weiter.

Als sie schon weit von Dehnhagen weg waren, hörten sie in der klaren Luft einen ungeschickten, jungen Hahn auf dem Gut krähen. Brackwassergeruch schwamm feucht vom Bodden über das Land. Bublitz blieb stehen und wühlte mit der Stiefelspitze in einem Tangbündel; der Sand wurde schon blaß und perlmuttergrau und das Meer, mit einemmal ganz still und glatt, hörte auf zu atmen, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang.

„Mensch," sagte Bublitz, „weißt du —"

„Na, was?" fragte Helmke, viel zu laut in das atemlos Stille und Erwartungsvolle des Augenblicks.

Bublitz setzte sich wieder in Marsch. Er konnte es nicht sagen. „Nee. Nichts," antwortete er nur.

*

An einem Sonntag nachmittag erschien Helmke im „Strandheim" und verlangte die Dame zu sprechen, die damals die Armbanduhr verloren hatte. Man wies ihn zum Strandkorb Nummer 11, wo er Fräulein Wehrle in schwarz-weiß-kariertem Trikot vorfand und mit der er in strammer Dienststellung ein kurzes Gespräch hatte.

Ob es wahr sei, daß sie seinem Kameraden fünf Mark Finderlohn geschenkt habe? fragte er, zwar etwas schwerzungig wie immer, aber ohne Umwege.

Ja, allerdings, meinte das Fräulein erschreckt und verlegen.

Und ob der Finderlohn nur seinem Kameraden allein vermeint gewesen sei, oder halb und halb?

Natürlich halb und halb; selbstverständlich auch ihm zur Hälfte. Sie hätte ausdrücklich gesagt: ‚Für Sie beide,' das hätte sie gesagt, das wisse sie noch ganz genau, daran könne sie sich ganz genau erinnern, erklärte das Fräulein eifrig. Darauf schwieg Helmke und schüttelte nur den Kopf, schüttelte seinen schweren Kopf unter der Dienstmütze fast eine Minute lang, daß es aussah wie eine Krankheit, wie ein Anfall, und das Fräulein Angst bekam.

„Hat er Ihnen denn nichts abgegeben?" fragte sie.

„Nee," sagte Helmke.

„Das begreife ich nicht," murmelte das Fräulein. Eine Pause im Gespräch trat ein, während Helmke trübe auf seine Füße hinunterstarrte und das Fräulein langsam errötete. „Dann bin ich Ihnen natürlich noch etwas schuldig," sagte sie schließlich schüchtern und griff nach ihrem Täschchen.

Nun aber wurde auch Helmke rot.

„Das gibt's nicht," sagte er heftig. „Ich nehme nichts, auf keinen Fall. Ich wollt's nur wissen. Ich konnt's mir nicht denken. Is aber so. Weiß den Dübel — wo man an einem Strang zieht, lebelang. Wo wir nie was miteinander gehabt haben. Na schön. Gut. Nee, ich nehme kein Geld. Was denkt die Dame! Ums Geld war's mir nicht. 's war mir wegen Bublitz. Also dann adjüs. Schönen Dank." Und nach dieser ausnehmend wortreichen und erregten Rede begab sich Helmke auf die Flucht strandabwärts. Fräulein Wehrle blieb nachdenklich zurück. Die romantische Vorstellung von den zwei Strandwächtern, die jahraus, jahrein jede Gefahr miteinander teilten, jede Nacht ihren Weg zusammen gingen, zwei Männer, ganz aufeinander angewiesen und miteinander verbunden in Sturm, Finsternis und Kämpfen mit Schmugglern, diese romantische Vorstellung hatte ein Loch bekommen.

Übrigens ging Fräulein Wehrle an diesem Sonntag zeitig zum „Strandheim" hinauf, umwölkt von einer leichten Melancholie, denn es war ihr letzter Urlaubstag und sie mußte nun auch ihre Koffer packen und mit dem Zug sechs Uhr dreißig morgens von Hillenkamp nach Berlin reisen.

Sie entschwindet, mit dem Taschentuch wehend, mitsamt ihrer Armbanduhr, eine erholungsbedürftige junge Dame des Mittelstandes, die vielleicht nach drei Jahren wieder einmal das „Strandheim" aufsuchen wird . . .

*

Helmke aber wurde von diesem Tag an ein wenig sonderbar. Er konnte es lange nicht in seinen Kopf bringen, daß Bublitz ihn

Digitized by Google

betrogen, um bare fünf Mark betrogen und beschmuht hatte. Als diese Tatsache aber erst einmal in seinem Kopf Platz gefunden hatte, brachte er sie nicht wieder heraus, und das war viel schlimmer. Er mußte darüber nachdenken, immerfort und immerfort. Je mehr er über Bublitz nachdachte, je fremder wurde ihm der Freund und Kamerad. Unmöglich war es, trotz allem Grübeln, einen Schlüssel zu seinem Verhalten zu finden. Zum Beispiel war Bublitz flott, aber er besaß trotzdem ein Sparkassenbuch von der Kreissparkasse in Hillenkamp. Wahrscheinlich hatte er die fünf Mark auf die Sparkasse getragen, ganz still, wie ein Dieb und Hehler. Dann hatte er hinten in Söddekum ein Mädchen sitzen mit einem Kind, dafür zahlte er nun Alimente, vierzehn Mark jeden Monat. Ein Grammophon hatte er sich angeschafft auf Abzahlung, Mensch, was brauchte der ein Grammophon, wo er doch nie zu Hause war? Lauter Rätsel, über die Helmke schweigend grübelte, während sie Seite an Seite die Tour gingen. Eines Tages fuhr Bublitz zum Viehmarkt nach Boddensen, landeinwärts, und kaufte seiner Mutter, bei der er wohnte, eine Kuh. Helmke spürte das Gefühl, diese Kuh sei mit seinem, Helmkes Geld bezahlt, wie einen schartigen, brennenden Schnitt quer durch sein Wesen. Bublitz wurde rund und fett von all der warmen Kuhmilch, und Helmkes Frau schnurrte ein, die Kinder waren Blaßschnäbel, und sein bißchen Butter mußte man im Laden kaufen.

Im September fing Helmke dann zu angeln an. Viele Stunden lang saß er auf einem der Bootsstege hinten beim Poppenloch, umschwärmt von den müden Herbstmücken, und angelte. Man muß wissen, daß rund um den Bodden das Angeln ein Sport ist, den nur Kinder und Badegäste ausüben, eine lächerliche und unwürdige Beschäftigung für erwachsene Männer. Wer etwas auf sich hält, hat Boot und Netz, und die kleinen Leute legen zumindest Reusen aus. Aber Helmke bot nun das wunderliche Schauspiel eines Zollbeamten, der ernsthaft halbe Tage dasaß und auf den Schwimmkorken schaute. Es war an dem, daß er sich dabei mit Bublitz aussprach, endlose Zwiesprachen hielt.

„Warum hast du's getan, Bublitz, ich frage dich, warum du's getan hast?" fragte er Bublitz, der in seinen Gedanken und seiner Vorstellung täglich flotter, dicker, heimtückischer und verstockter wurde. „Hast du vielleicht gedacht, das ganze Geld gehört dir? Konntest du nicht hören, daß es halb und halb war? Wer hat die Uhr gefunden, wie? Wie? Ich habe die Uhr gefunden, nicht du; ich sage: ‚Da ist doch was,' das sage ich, ‚da ist doch was.' Ich habe sie gefunden. Du bist nur dazugekommen und hast hingefaßt. Einmal hat man Glück und findet eine Uhr, da kommst du und schnappst sie weg. Aber so warst du immer. Immer hast du es gut gehabt und ich schlecht. Ich bin vorne im Dreck gelegen und dich haben sie drei Monate in Etappe geschickt wegen Nieren. Ich hab' das Ding an den Kopf gekriegt — was? Hab' ich nicht? Und du zwei Streifschuß und dann noch E. K. 1. Wie wir die große Sache gehabt haben vor acht Jahren: Dir haben sie Krankengeld gegeben und Zulage, wegen Verwundung im Dienst — und mir 'ne Belobigung. Kauf' ich mir was dafür. Du drängst dich vor, vordrängen tust du dich, Bublitz, Mensch, soviel sage ich. Immerlos zum Alten nach Hillenkamp und Meldung erstatten und dich anschustern, das tust du. Ich sitze da mit dem kranken Weib und du gehst tanzen, unrecht ist das von dir, Bublitz, unrecht, ein Schwein bist du, aber warte nur, man wird's erleben, wir sind noch nicht quitt . . ."

Solcherart sind die Gedankenkämpfe, die Helmke während des Angelns mit Bublitz auszufechten hat und die zu keinem Ende führen. Manchmal fällt die frühe Dunkelheit ihm schon naßkalt über die Schultern, ohne daß er es merkt, Frau Helmke muß den Hund nach ihm ausschicken, daß er ihn heimhole. Trübe tappt Helmke durch das Dorf, einen alten Marmeladeneimer in der Hand, in dem zwei stachlige Barsche schwimmen.

Im November wurde Helmkes Frau so krank, daß sie nicht mehr stehen konnte; die Gemeindeschwester schaute nach ihr, dann kam sie nach Hillenkamp ins Hospital. Im Dezember starb sie und Helmke saß da in seinem unwirtlichen Haus mit den unbehüteten Kindern. Es war Bublitz, der in dieser Lage Rat schaffte. Bublitz nämlich veranlaßte die Mamsell aus dem „Strandheim", die verwitwete Schmitthenne, die winterüber stellungslos war, als Wirtschafterin in die Wohnung am Poppenloch einzuziehen. Das war eine zweischneidige Wohltat. Zwar wurde alles ein wenig behaglicher und wärmer im Haus davon und die Kinder gediehen besser unter Mamsell Schmitthennes Fingern, die immer verrunzelte Kuppen hatten vom vielen Waschen und Schrubben. Aber zugleich war es Helmke so, als hätte er mit der Schmitthenne ein Stück Bublitz in seine Stube hereingenommen, ein Stück runden, glanzbäckigen und vordringlichen Lebens, das ihn selber ganz und vollends in die Ecke drückte. So ging der Winter hin, ziemlich milde, wie Küstenwinter sind, aber mit ein paar harten Schneestürmen

Digitized by Google

Meereswalten. Gemälde von Albert Wenk

Digitized by Google

Digitized by Google

nachts auf der Tour. Die Schmitthenne briet Kartoffeln mit viel Schmalz und Zwiebeln und sang ganz laut, wenn Helmke im Ofenwinkel saß und sinnieren wollte. Übrigens bekam Witwe Schmitthenne im April ein Kind, das von Bublitz war, die Woeritzer lächelten dazu und Helmke kam sich als der Hereingelegte vor, er wußte nicht recht wieso. Er schmiß die Mamsell hinaus mitsamt ihrem Kind. Ihr machte das nicht viel. Es war indessen Frühsommer geworden, im „Strandheim" strich man die Türen neu und besserte das Dach aus und Witwe Schmitthenne kehrte in ihre Stellung hinter der Anrichte zurück. Das Kind wurde in Pflege geschafft und Bublitz mußte nun für zwei Alimente zahlen; er tat es munter und ohne daß er deshalb den Eindruck eines Pechvogels machte. Helmke sah es mit Gram und dem Vorgefühl eines Gewitters in seinem schweren und zuweilen sonderbar ausgeleerten Kopf.

★

Die Kreuzottern, die zu Hunderten das Moor zwischen Dehnhagen und Boltenhagen bevölkern, sind von einer merkwürdig dunklen Färbung. Sie haben moorbraune Flanken, von denen sich die Rückenzeichnung nur verwischt abhebt, und gedeihen ausnehmend gut zwischen den blühenden Preiselbeerstauden, dem dumpfbitteren Duft der Farne und dem fetten Sumpfgras mit den weißseidenen Köpfchen.

Das Tier, das Helmke am 14. Juli in die Hand biß, war lang und dick und beinahe schwarz. Bublitz hob es am Schwanz hoch, nachdem er es mit dem Absatz totgetreten hatte, es maß weit über einen Meter. „Verdammich," sagte Helmke und schaute seine Hand an, in der er noch ein paar Himbeeren hielt.

„Hat sie dich gepiekt?" fragte Bublitz.

„Ich kann's nicht sehen," sagte Helmke.

„Tut's weh?"

„Och — nee, bloß 'n bißchen."

Bublitz, obwohl er vif war, brauchte ein paar Minuten, bis seine Tatkraft erwachte. Aber dann machte er alles, wie es sich gehörte, die Aufregung trieb ihm den Schweiß auf den Nasenrücken.

Er schnallte seinen Gürtel los, band mit aller Kraft Helmkes Handgelenk ab, er saugte die Wunde aus, spuckend und murmelnd, während er gleichzeitig Streichhölzer und Zigaretten suchte, um auszubrennen.

„Machst du schlapp?" fragte er, als Helmke bei dieser Prozedur die Augen schloß. Es war viel verheimlichte Freundschaft in dieser Frage. Helmke wollte es nicht hören. „I wo," sagte er und kam mit aller Energie wieder aus der sausenden und brummenden Schwäche hoch, die sich seit einigen Sekunden seiner bemächtigt hatte. „Schnaps —" setzte er noch hinzu, dann drehte es ihn wieder. Es war wie bei der Typhusimpfung im Krieg, da waren auch die Soldaten umgefallen wie tote Fliegen, keiner wußte warum. Bublitz faßte ihn unter. „Du mußt nach Hillenkamp ins Spital. Dort haben sie Serum," sagte er. „Marsch, marsch, Mensch." Helmke ließ sich ziehen, die Knie waren ihm weich und zitterig geworden. „So geht's nicht," sagte er ein paar Minuten später und setzte sich hin, setzte sich einfach auf die kleine Holzbrücke, die über einen der Moorgräben führte. Bublitz schaute ihn ernsthaft an und überlegte. „Warte hier," sagte er. „Du wirst doch hier warten können, Mensch? Ich laufe zum Moorwächter."

Helmke gab keine Antwort, er lächelte töricht. Erschossene Kameraden hatten zuweilen so gelächelt, gleich nachdem eine Granate eingeschlagen war. ‚Das Luder!' dachte Bublitz und meinte die Kreuzotter. Gleich darauf holte er tief Atem und begann zu rennen, am Moorsaum hin und den fußbreiten Seitenweg, der zum Haus des Moorwächters führte. Es war ein brütend heißer Tag. Bublitz rannte wie um sein Leben. Er war ein Mann, nicht weit von fünfzig, kurzatmig, mit Fett auf dem Herzen. Er spürte, wie ihm der Schweiß in den steifen Uniformkragen rann. Er riß sich im Rennen den Rock auf, aber der Atem blieb trotzdem weg und die Schläfen wurden ihm dick. Er kam mit ausgepumptem Herzen am Rand des verbrannten Waldes an, stolperte den Rain entlang. Eine tiefliegende Schwalbe stieß gegen sein Knie. Schnell, schnell, weiter. Kartoffelfeld. Der Rübenacker. Heiß. Angst. Keine Luft. Es fehlte nicht viel und auch Bublitz hätte schlapp gemacht. Er fiel über die Schwelle des Moorwächterhauses wie ein Halbtoter.

Der Moorwächter war ein alter, tauber Mann. An Bublitz' aufgelöster Erscheinung aber begriff er schnell, daß etwas los war.

„Die Kerls in Lütte?" fragte er sogleich, denn es war seine fixe Idee, daß in dem verlassenen Vorwerk Lütte Kerls sich eingenistet hätten, landfremdes und gefährliches Gesindel. Bublitz, noch keuchend und mit tobendem Herzschlag, fuhr den Moorwächter an: „Du spinnst wohl mit deinen Kerls. Eine Otter. Helmke. Hinten bei der Brücke. Das Luder. Schnaps, schnell! Telefonieren, man muß nach Hillenkamp telefonieren um ein Auto. Er muß 'rein ins Spital! Ich bringe ihn. Fahrrad, schnell! schnell! schnell!"

Digitized by Google

Das Rad lehnte draußen neben dem Ziegenstall, es war alt und klapperte unmäßig. Bublitz, in jeder Tasche eine Flasche voll Korn, legte sich über die Lenkstange wie ein Rennfahrer und sauste los, zurück zu Helmke. Es war ihm zuweilen schwarz vor den Augen und sekundenlang so, als fahre er mitten durch einen Brand. Er fuhr an diesem Tag knapp neben einem Schlaganfall her, der Strandwächter Bublitz, der zwei Mark fünfzig veruntreut hatte . . .

Helmke indessen hockte auf dem Brückchen, die Hand war jetzt geschwollen und schmerzte auch ganz tüchtig. Er konnte das nicht so richtig spüren. Es war so, als wenn es außerhalb von ihm geschähe. Die abgebundene Hand war tot, sie schmerzte auch nicht mehr. Dafür begann ihm der Gaumen seltsam krank und trocken zu werden. Er starrte Bublitz' durchgeschwitzten Ledergurt an, der um sein Handgelenk geschnürt war, und hatte gute Lust, ihn abzunehmen und alles seinen Lauf gehen zu lassen.

Helmke hatte eine ungeheure, eine erstickende Wut auf Bublitz. Bublitz hatte ihn hochgebracht zu diesem Gang durchs Moor, mit seinem Gerede von den Kerls in Lütte und Zulage, wenn man was aufstöbern konnte, und Aufrücken in höhere Gehaltsklasse. Bublitz hatte gesagt: ‚Sieh mal, Mensch, die Himbeeren!' und hatte hineingegriffen. Aber nicht Bublitz war gebissen worden, sondern er. Das war falsch. Grundfalsch war das. Die ganze Welt lief verkehrt, wenn es Bublitz immer gut ging und ihm immer schief.

„Na, wie geht's?" keuchte Bublitz forsch, als er wieder bei dem gelben, eingesunkenen Helmke anlangte und vom Rad mehr fiel als stieg.

„'s geht," antwortete Helmke gewohnheitsmäßig. Bublitz goß ihm eine ordentliche Ladung Schnaps in den Mund, er selber trank nichts, obwohl er umkam vor Durst. Er hängte nur eine Sekunde lang die Hände bis über den Puls in das laue, dicke, dunkelbraune Wasser des Moorgrabens, weil ihm so war, als käme er jetzt nicht mehr weiter. Helmke drehte den Kopf und sah zu Bublitz hinunter. Bublitz war bläulich bis unter die Haare, der Schweiß drang in großen Flecken durch seine Uniform, seine Lippen sahen geschwollen aus unter dem Feldwebelschnurrbart. Einen Augenblick war Helmke geneigt, dieses Gesicht gern zu haben, wie er es von jeher gern gehabt hatte. Es war ihm so, als könne er den Zorn und Haß wegwerfen und eine große Last los werden. Bublitz fuhr sich mit den nassen Händen übers Gesicht und lächelte ihm zu. „Na, Junge? Na, Mensch? Wirst du denn aufs Rad können?" fragte er. Plötzlich schnappte etwas in Helmke wieder ab, die Sekunde war vorbei, es schlossen sich harte Schalen um ihn wie um ein Muscheltier. ‚Du denkst wohl, jetzt sind wir quitt?' dachte er. ‚Aber quitt sind wir noch lange nicht.'

Er stand auf und versuchte aufs Rad zu kommen. Treten konnte er, aber halten nicht. „Versuche nur. Bis zur Chaussee. Auto von Hillenkamp kommt und holt dich," sagte Bublitz, beinahe flehend. „Trödel nicht, Mensch. Mach' doch voran. Und trink' so oft du kannst dazwischen."

„Geht nicht," sagte Helmke und schlug auch schon mit dem Rad hin in das Binsengras. Jetzt machte er wirklich schlapp.

Bublitz riß das Rad hoch, setzte sich auf und stellte Helmke hinter sich auf das Hinterrad. Als Kinder waren sie manchmal so gefahren. Das Rad taumelte und stöhnte, aber es hielt aus. Bublitz zwang alle Kraft in seine Knie und trat los. Drei kostbare Minuten waren inzwischen verloren gegangen. Bublitz verspürte einen wütenden Kummer und Zorn um Helmke. Himmelherrgott, was war das für ein hilfloser Kerl sein Leben lang. Immer hatte man an ihm zu zerren und zu schleppen und zuletzt krepierte er einem noch mitten im Moor. Er trat und trat. Helmkes Körper klebte schwer und willenlos an seinem schweißnassen Rücken. Die Hände hatte Helmke auf seine Schultern gestützt und sie zitterten wie Tiere, die Angst haben. Bublitz trat, trat, trat.

‚Du glaubst, daß wir quitt sind?' dachte Helmke. ‚Aber quitt sind wir nicht. Quitt sind wir noch lange nicht.'

*

Das Hillenkamper Hospital war ein kleines Krankenhaus mit zwanzig Betten. Sechs davon standen in dem Zimmer, wo Helmke lag, drei waren leer, in einem starb eine Lungenentzündung, im andern befand sich ein Blinddarm auf dem Wege der Besserung. Geredet wurde nicht. Helmke lag im Bett. Der Schlangenbiß und die Vergiftung waren durch eine Spritze beseitigt worden, aber der Arzt schien im übrigen nicht zufrieden mit Helmke. Er redete etwas von den Nerven und von einem Chok und befahl eine Woche Bettruhe im Krankenhaus zur Erholung und Beobachtung.

Am dritten Tag kam Bublitz zu Besuch, lächelnd, mit blankem Gesicht und viel zu lauten Stiefeln. „Na, wie geht's?" fragte er munter.

„'s geht," antwortete Helmke, sah aber Bublitz nicht an.

Digitized by Google

„Mensch, du hast ja keine Ruhe hier, hast du ja wohl," sagte Bublitz.

„Nee, Ruhe habe ich nicht," äußerte Helmke mit beleidigtem Gesicht, „wo die Kinder allein sind, da werde ich vielleicht Ruhe haben, jawoll!"

„Mit den Kindern, das ist in Ordnung. Meine Mutter ist bei sie," erwiderte Bublitz. Helmke schaute ihn an, seine Augen hatten eine sonderbare Farbe, wie Zinkbecher voll Wasser waren sie, grau und ohne Schimmer und Grund. „So. Na —" sagte er, auch damit unzufrieden. Bublitz kratzte mit seinen Stiefeln auf den geölten Dielen herum. „Macht keinen Spaß, die Tour so alleine zu schieben," sagte er, was einem Gefühlsausbruch gleichkam. Helmke bewegte unruhig die Hände auf der grauen Wolldecke, antwortete aber nichts. „Beim Alten war ich vorhin. Scheint, daß doch etwas los ist in der Bucht, weiß der Teufel. Aus Rostock haben sie ihn scharf gemacht, da ist ja wohl eine Ladung abgefangen worden. Droben am Darß haben sie sich auch gekeilt, drei Männer in 'nem Auto und alles voll Sprit. Mensch —"

Helmke setzte sich auf. „Na, nächste Woche bin ich wieder bei," verhieß er finster, als ob die Aufdeckung großer Schmuggellager nur von ihm abhinge. „Ja, mach' du nur," sagte Bublitz gutmütig. „Da habe ich dir auch was zur Stärkung mitgebracht." Aus der Tasche holte er eine Flasche hervor, die in grüngestreiftes Seidenpapier gewickelt war und einen überaus vornehmen Eindruck machte. Er packte sie aus und stellte sie auf den Nachttisch. „Ia Malaga Gold" stand auf der Etikette. „Ist 'was Feines," sagte Bublitz. Helmke nahm die Flasche, drehte sie in den Händen, legte die Nase auf die kupferfarbene Kapsel über dem Korken und zog den metallenen Geruch ein, der seinen überreizten Nerven eine sonderbare Angst und Drohung übermittelte. ‚Wieso denn, ich spinne ja,' dachte er dabei ganz deutlich. „Teure Geschichte!" sagte er, ein wenig gezwungen. „M—m," erwiderte Bublitz nicht ohne Stolz. Mit einer plötzlichen und heftigen Bewegung schob Helmke seinen Kopf vor, ganz nahe unter Bublitz' blanke, rundliche Augen. „Für so 'ne Flasche, da hast du vielleicht — zwei Mark fünfzig — hast du da vielleicht ausgegeben. Zwei Mark fünfzig, Bublitz?" fragte er heiser. Bublitz schaute ein wenig erschreckt in die leeren, zinkgrauen Augen von Helmke.

„Zwei Mark fünfzig?" sagte er langsam. „Mehr, Mensch. Viel mehr —"

Helmke hatte sich schon wieder hingelegt und zur Wand gedreht, fort von Bublitz' Kameradengesicht. ‚Du denkst, jetzt sind wir quitt?' dachte er. ‚Aber quitt sind wir noch lange nicht —'

*

Bublitz hatte blaue Lippen, als er eines Mittags im Vorwerk Lütte anlangte, diesmal nicht von der Hitze, obwohl die arg genug war, sondern von den Heidelbeeren, die er unterwegs gepflückt hatte. Es war sehr heiß, seit vierzehn Tagen lag die Hitze dick über den flimmernden Wiesen, manchmal stand ein Luftzug auf, der sonderbarerweise noch heißer war als die unbewegte Luft.

Bublitz, bedrückt von dieser lastenden Stille, räusperte sich und drückte mit der Schulter gegen das verschlossene Tor; es schwankte ein wenig, aber gab nicht nach. Bublitz pfiff leise.

Er war an diesem Mittag nach Lütte gewandert, weil ihn die Sache nicht in Ruhe ließ. Überall in der Bucht war eine versteckte Unruhe, bald fingen sie da welche ab und bald dort, nur auf seiner Strecke ging nichts vor. Das einzig Verdächtige war das Gefasel des Moorwächters von den Kerls in Lütte, von Lichtsignalen bei Nacht, von einer unerklärlichen Autospur quer durch die Wiesen, und daß einmal um vier Uhr früh Rauch aus dem Schornstein gekommen sei. Bublitz, der vorankommen wollte und auch ein wenig Jagdfieber hatte, beschloß nach Helmkes Unfall, nun mal auf eigene Faust zu sehen, was denn in Lütte los wäre — und da stand er nun, sehr allein in all der Schwüle, und schaute an dem Wohnhaus hinauf.

Nein, aus dem Schornstein kam kein Rauch, der stand, abgebröckelt und mitgenommen von den Küstenstürmen, wie ein hohler Zahn aus dem Dach hervor. Das Dach selber trug große Löcher in seiner Ziegeldecke, und verfaultes und gebrochenes Sparrenwerk kam darunter her. Die Fensterscheiben waren zerbrochen und mit Lappen und Brettern verstopft, das sah trübsinnig aus. Bublitz preßte die Nase an eines der Fenster, die in Kopfhöhe herausfahen, und hatte ein wunderliches Jucken der Angst im Zwerchfell bei dem Gedanken, von drinnen könne jetzt auch ein Kopf gegen die Scheiben gepreßt werden und ihn ebenso anstarren, wie er die schmutzige Dämmerung drinnen. Aber das geschah nicht. Vielmehr erkannte er nach einiger Gewöhnung das Innere der Stube, völlig leer, und mit einem großen Ofen an der Hinterwand. Bublitz wendete sich pfeifend und erleichtert ab und verfolgte den Fußweg weiter. Ein Graben, mit Weiden, Himbeeren und wildem Hopfen dicht ver-

Digitized by Google

wachsen, trennte den Garten vom Weg. Bublitz turnte hinüber. Im Ententümpel neben den Ställen quarrte ein einsamer Frosch, sonst war es still, so still, so still —

Bublitz riß plötzlich den Kopf herum; er hatte wieder das Gefühl, wie vorhin an der Fensterscheibe: daß jemand ihn anstarre. Aber es war nicht an dem. Im stummen Viereck standen die verwahrlosten Gebäude um den Hof herum, schweigsam, ohne Stimme, ohne Blick, ohne Spur von Menschen.

Bublitz stellte sich mit gegrätschten Beinen in die Hofmitte und betrachtete alles, sein Bauernblut empörte sich. „Sauerei," murmelte er, als er sah, daß Mauerwerk in großen Trümmern aus dem Fachwerk der Scheune gebrochen war und in den Öffnungen die nassen Balken sich verzogen und einsanken. Als Bublitz eine Zeitlang diese Verwüstung besehen hatte, kam es ihm geradezu so vor, als wären die Löcher mit Absicht in die Wand gebrochen. Ein Mensch konnte durchkriechen, wenn er sich zusammenquetschte. Bublitz steckte die Hände in die Taschen, um sie vor den Brennesseln zu schützen und watete quer durch die hohen Wedel bis an die Scheunenmauer. Er steckte den Kopf in die Öffnung, sah aber nichts als dichte Dunkelheit und roch den Modergeruch verfaulenden Strohes. Er zog den Kopf wieder heraus, atmete ordentlich und überlegte. Ihm war ungemütlich zu Sinn. Er war nicht gewöhnt, irgendeine Unternehmung allein ins Werk zu setzen, von Kindesbeinen an. Zwar hing sein Freund Helmke von jeher wie ein Bleigewicht hinter ihm her, aber er war doch dabei, er war doch sein Kamerad, sie waren zu zweit, man konnte reden miteinander. Jetzt, hier, in diesem verwahrlosten Hof, aus dem etwas Unheimliches ihn durchdrang, eine Drohung, eine Erwartung, eine Vorahnung — jetzt hätte er gerne Helmke dabei gehabt, nur um mit ihm zu sprechen und seine Meinung zu hören.

„Mensch," — sagte er ganz laut — „hier stinkt's." Und damit meinte er nicht nur den Ententümpel und das faule Stroh und den dicken Geruch von Mohn und Nessel — sondern vielmehr noch das Ungewisse, nicht Nachweisbare und tief Verdächtige, das diese stummen, zerfallenden Mauern zu verstecken schienen.

Er schaute zum Himmel hinauf, der war weit oben, und ein paar dünne, weiße Wolken zogen eilig über sein gläsernes Blau. Bublitz, in einem dunkeln Gefühl, kam sich wie ein Gefangener vor, wie verurteilt und abgeschnitten von aller Welt, obwohl er doch diesen Besuch in Lütte freiwillig und in einer verschmitzten und abenteuerlustigen Art von guter Laune unternommen hatte. Er seufzte. Dann holte er seinen Dienstrevolver aus der Tasche, entsicherte und steckte ihn vorsichtig in die Rocktasche, die Hand fest darum geschlossen. Dann kroch er, nicht ohne Mühe, durch das Mauerloch in die Scheune hinein.

Als er drinnen stand, fand er zunächst, daß es gar nicht so finster war. Die Scheune war mit Riedgras gedeckt, das Dach war schadhaft, durch die Risse sickerte der Mittag. Die Scheune sah aus, wie jede unbenützte Scheune. Ein wenig altes, zerbrochenes Gerät lehnte an den Stützbalken. Bublitz fand eine Flasche, eine leere Bierflasche, die er dicht vor die Augen nahm und lange und nachdenklich betrachtete. Sie war nicht schmutzig, diese Flasche, sie sah frisch und ziemlich neu aus. Er hob sie mit der linken Hand vor die Nase, während er mit der Rechten den Revolver in der Tasche festhielt. Sie roch säuerlich, wie Vossens Gaststube beim Erntefest. Er kehrte sie um: es rannen noch ein paar Tropfen Bier aus der Flasche.

Bublitz stand einige Zeit wie angenagelt und überlegte das. Ihm war scheußlich ungemütlich ohne Helmke bei dieser Sache. Nur um sich nicht vor sich selber zu schämen, ging er weiter; in der Hinterwand der Scheune fand sich ein zweites Loch, ähnlich dem in der Außenmauer. Bublitz schwitzte. Aber er kroch auch hier durch. Der Raum, in den er gelangte, war stockdüster, nichts zu sehen. Nur die Bauernnase des Strandwächters verriet ihm, daß dies wohl die Milchkammer sei, er kannte den Geruch und die Kühle. Er fingerte nach Streichhölzern, fand auch im aufflammenden kleinen Lichtkreis die Börte an der Wand. Ein Kochtopf stand da und zwei Kummen. Bublitz hielt den Atem an. Hinten in der Schwärze war ein noch schwärzeres Loch: die Kellertreppe, wußte Bublitz. Plötzlich, während er da stand, hörte er im Keller unten zwei Männerstimmen reden. Er riß sich zusammen und ging vor.

Gerade als er auf die erste Stufe trat, erschreckte ihn etwas über alle Maßen. Er schrie leise auf und verfluchte sich im nächsten Augenblick murmelnd, weil er geschrien hatte. „Verdammtes Aas!" brummte er und meinte sich selber damit. Unten wurde es still.

Übrigens war es nur eine Katze gewesen, die ihn so erschreckt hatte. Sie war mit weichem, warmem Anprall gegen seine Schulter gesprungen und an seiner Wange vorbei in die Dunkelheit gefegt. Ihre Augen phosphoreszierten. Bublitz strich ein neues Streichholz an und schaute auf das Tier. Sie saß still auf einem der Milchbörte, eine große, dicke, trächtige Katze, und starrte ihm

Digitized by Google

unbeweglich, abgefeimt und gemein in die Augen. Dies aber war es, was Bublitz' Nerven den Rest gab. „Nee, nee, nee," sagte er übermäßig laut. „Nicht ohne Helmke. Das ist mir zu unbequem ohne Helmke. Nee, nee, nee —"

Und während er dies sagte, hatte er schon kehrtgemacht, war durch die Mauer gekrochen, durch die Scheune gestolpert, wieder durch eine Mauer gekrochen, quer durch Brennesseln, Hof und Graben gerannt und hatte Lütte verlassen, in dem Eiltempo einer flüchtenden, von Panik ergriffenen Kompagnie.

★

Da is es," sagte Helmke, der oben auf der Düne stand und in die Finsternis hineinsah, hinter der sich Lütte versteckt hielt. Pünktlich zehn Minuten vor elf waren sie bei dem Zaun angekommen und nun standen sie schon mehr als eine Stunde auf der Düne und beobachteten. Es war die dritte Nacht, in der sie das Licht in Lütte sehen konnten. Es war ein winziges, aber hartes Licht, eine Radfahrlaterne vielleicht, und es gab deutlich Zeichen, — kam, verschwand, beschrieb kleine, einfache Figuren in der Schwärze. Helmke biß auf seine Pfeife, in der Anspannung, diese Zeichen zu verstehen. Er fühlte sich noch etwas weich in den Beinen nach der Bettruhe im Hospital, hatte aber ein Gefühl von Klarheit und guter Lüftung im Kopf. Bublitz steckte das Fernglas weg und wischte sich den Schweiß von der Nase. „Die haben ihr eigenes Abc," brummte er.

Die Nacht war bedeckt; die Finsternis war tief, sie begann zwei Zentimeter vor den Augen und ließ nichts durchkommen: wie ein dickes, heißfeuchtes, schwarzes Tuch hing sie um die Strandwächter herum. Helmke, der Bublitz nicht sehen konnte, drehte den Kopf in der Richtung von dessen Stimme und wartete. Im Puls und in den Schläfen saß ihm die Erregung wie ein gepfeffertes Kribbeln. „Wird das beste sein, mal nach Lütte 'reinzugehen," sagte er schließlich. „Is gut," erwiderte Bublitz nach einem Augenblick, in dem ihm die Gefahr des Unternehmens ins Bewußtsein gedrungen war. Er löste sich von dem Zaun ab und latschte die Dünen hinunter, landeinwärts. Helmke war schon voran mit seinen großen Stiefeln, die in den Sand einsanken, bis sie den festeren Boden einer flachen Wiese hinter den Dünen und bald darauf den Rand des Dehnhagener Föhrenwäldchens erreicht hatten.

Weil ihnen Zweige ins Gesicht schlugen, leuchtete Helmke einmal mit seiner Taschenlampe. „Laß das," sagte Bublitz heftig.

Dann schwiegen sie, zwei kleine, aufglühende und ablöschende Funken, Pfeife und Zigarette, allein im Gestrüpp der Nacht.

Als sie aus dem Wäldchen herauskamen, stehen blieben und die Köpfe nach der Richtung von Lütte über die Ebene richteten, hatte das Signalisieren dort aufgehört. Im Moor rechter Hand von ihnen sangen die Unken wie jammernde Kinder und Glocken. „Die Poggenbiester," sagte Bublitz.

„Die sind schlafen gegangen," setzte er viel später munterer hinzu, sie waren schon nah an Lütte und sahen die einzelnen Föhren trotz aller Finsternis neben dem schwarzen Gebäudeklumpen stehen.

„Im Keller sitzen sie, sagst du?" fragte Helmke und zog die Augen zusammen, um zu visieren. „Ja, ich habe sie reden gehört," erwiderte Bublitz und holte den Revolver hervor, denn nun hatten sie schon den Fußweg erreicht, der um das Haus führte.

„Warum hast du sie nicht hochgenommen, wenn du schon da warst?" fragte Helmke. „Weiß nicht. War mir zu ungemütlich ohne dich," antwortete Bublitz aufrichtig. „Mensch," sagte Helmke darauf. Sie gingen um das Haus herum. „Hier durch," flüsterte Bublitz und warf sich vor Helmke in das Pflanzengewirr, das aus dem Graben aufwucherte, der den Garten abgrenzte. Brennesseln schlugen Helmke ins Gesicht, der Schmerz erfüllte ihn mit einer plötzlichen und wunderlichen Wut, obwohl er nicht der Rede wert war. Die ganze Unternehmung, von der Bublitz nun seit Wochen quasselte, kam ihm mit einemmal sinnlos vor. Gott weiß, was für Sorte von Gesindel hier binnen saß. Mit Schmuggel hatte das alles am Ende gar nichts zu tun und ging nur den Moorwächter an. Aber während er dergleichen Einwände in sich hinuntermurrte, saß ihm eine scharfe Freude und Erwartung im Blut. Bublitz schlich vor ihm her durch den verwilderten Grasgarten und in den Hof, und es war sonderbar, wie lautlos der dicke Mann das zuwege brachte.

Aus dem Ententümpel stieg fauliger Geruch. Haus, Stall und Scheune hockte im Viereck um den finstern Hof und lauerte. Bublitz wandte den Kopf und suchte Helmke, konnte Helmke in der Dunkelheit nicht sehen, spürte nur seine Nähe und seinen Atem als etwas Freundliches hinter sich.

Plötzlich pfiff jemand beim Stall drüben hell auf zwei Fingern. Die Strandwächter standen starr und rissen die Revolver hervor. „Halt!" schrie Bublitz laut. Um die Ecke der Scheune schoß eine niedrige Gestalt hervor, ein Mensch, gebückt, mit vorgestrecktem Kopf, warf sich mit aller Wucht gegen Helmkes

Digitized by Google

Knie und riß ihn zu Boden. „Verdammt," murmelte Helmke und schlug mit dem Hinterkopf hin, griff aber gleich nach dem andern, faßte auch in ein keuchendes Gesicht, konnte es nicht halten. Gleich darauf knallte es zweimal, Bublitz hatte hinter dem fliehenden Schatten hergeschossen. Helmke mit einem klopfenden Summen im Kopf zog sich aus dem Nesselgebüsch hervor, in das er gestürzt war. Der Pulvergeruch regte ihn auf. Er suchte Bublitz, aber Bublitz kümmerte sich nicht um ihn. Helmke, dem es unklar zu Sinn war, leuchtete mit seiner Taschenlaterne einen Kreis in die Schwärze. Der Hof war wieder leer und still. Bublitz stand auf gegrätschten Beinen neben der Scheune und schnaufte laut: „Marsch. Hier 'rein," sagte er atemlos und wies auf das Loch in der Mauer. Es klang wie ein Kommando. ‚Was hast du mir zu kommandieren?' dachte Helmke aufsässig und blieb draußen, während Bublitz wie ein Bohrwurm im Fachwerk verschwand. Er hatte Lust, den davongerannten Kerl zu suchen. Aber Bublitz' Gesicht erschien wieder in der Maueröffnung. „Leucht' mal," flüsterte er laut. „Los, komm doch!"

Helmke hatte keine Lust zu kommen; ihm kam es so vor, als säße drüben auf dem Dach des Wohnhauses einer neben dem zerbrochenen Schornstein. Er nahm die Hand mit dem Revolver aus der Tasche, zielte sorgfältig und schoß. „Knall' nicht, zum Donnerwetter!" flüsterte neben ihm das Gesicht von Bublitz in dem Mauerloch. „Komm 'rein." Helmke bequemte sich dazu, in die Scheune zu kriechen; er lächelte dabei. ‚Hast wohl Bammel, Mensch?' dachte er höhnisch in seinem langsamen Kopf. Drinnen machte er die Lampe an seinem Uniformknopf fest und schaute. Die Scheune war hoch und Helmke richtete seinen brummenden Kopf ganz gerade auf. Weil er das selten tat, schmerzte es ein wenig im Genick und sah merkwürdig aus. Bublitz spähte in das Gesicht seines Kameraden, dessen höhnischer und verbissener Ausdruck ihm unverständlich blieb. Obwohl er große Forsche zeigte, war es ihm ungemütlich ums Herz. „Vielleicht ist gar keiner mehr drinnen," flüsterte er zu seiner eigenen Beruhigung und drückte sich in das zweite Mauerloch, das zur Milchkammer führte. Diesmal folgte Helmke dicht hinter ihm: eine Sekunde lang war es wie im Krieg, der Geruch von faulem Stroh, der Männergeruch ihrer verschwitzten Körper, das enge Beieinander und die Gefahr.

Bublitz pfiff leise und hoch, als sie drüben waren. Mitten in der ehemaligen Milchkammer standen zwei Kisten, die unlängst nicht da gewesen waren. Der Laternenschein holte sie aus der verwischten Dunkelheit hervor. Bublitz klopfte auf ihr Holz. „Mensch, wenn's diesmal keine Zulage gibt —!" sagte er verschnaufend. Er sah so unschuldig aus, als wenn er niemals einem Kameraden zwei Mark fünfzig gestohlen hätte. Helmke hatte draußen in den Brennesseln seine Mütze verloren, die Hosen rutschten ihm und seine Hände waren mit weißen, brennenden Blasen dick bedeckt, auch in seinem hellhäutigen Gesicht brannte es eklig. Bublitz hingegen stand blank und adrett da und wartete auf Zulage. Er klopfte auf die Kisten und tat, als ob es seine wären.

Helmke wandte sich ab, ihn würgte es, er suchte die schmale Kellertreppe, von der Bublitz ihm erzählt hatte, als er von seiner einsamen Inspektion in Lütte berichtete. „Meinst du, da unten sind sie?" fragte er und begann die Leiter hinabzuklettern, die in eine ungewisse Schwärze und Tiefe führte. Aber gleich war Bublitz bei ihm. „Halt. Laß mich voran," flüsterte er hastig, er hatte rote Lippen, die immer naß waren. In der Bewegung, mit der er sich an Helmke vorbei auf die Stufen zwängte, lag etwas wie Schußneid. Helmke empfand es wie Schußneid.

‚Gut. Geh du nur voran,' dachte er, es war etwas Endgültiges in dem Gedanken. Bublitz drehte sich noch einmal zurück und gab Befehle aus. „Bleib hinter mir. Gib acht. Nur knallen, wenn es mulmig wird," sagte er, dann tauchte er unter.

Was dann geschah, dauerte kaum eine Minute. Helmke blieb auf der obersten Stufe der Leiter stehen, er folgte nicht, er atmete auch nicht. Bis zum Zerpressen war er angefüllt mit dem Gefühl des zurückgesetzten, verbitterten, zum Pechvogel geborenen Menschen, des Menschen, den man um zwei Mark fünfzig betrogen hatte, um sein Glück betrogen, um sein Leben betrogen hatte. Er atmete nicht. Plötzlich legte er den Daumen auf die kleine Taschenlaterne und verlöschte das Licht. „Mensch — leuchte — wo bist du?" zischte Bublitz schon weit unten. Helmke lachte im Finstern und rührte sich nicht. Vor seinen Augen sah er viele menschengroße Ameisen laufen, dann wurden in der Schwärze überall Falltüren aufgeklappt und schwarze Männer kamen hervor, aber dies war vielleicht schon Irrsinn —

Im Keller unten schrie es, dann kam Poltern und Knurren wie von kämpfenden Tieren. Helmke stand da, den Revolver vor seinen Magen gestemmt und sein Herz ging mit einem wilden Stoß los. Jemand schoß unten, zweimal, so schnell nacheinander, daß der

Digitized by Google

Knall fast ineinander überging. Dann schrie jemand, schrie mit Bublitz' unkenntlich gewordener Stimme: „Fritz! Fritz! Fritz!" Dann Stille. Dann schoß es noch einmal. Helmke schwamm in einem scharfen und grellen Rauch davon. Die Leiter unter seinen Füßen zitterte unter dem Stoß von jemandem, der sich stöhnend daran heraufzog.

Helmke machte kein Licht. Er schoß blind auf den ersten, der da heraufkam. ‚Herrgott, es ist d e i n e Sache,' dachte er dabei.

Und in dieser Sekunde, in der er Gott die Entscheidung zuschob, war es ihm, als stürze er in einen Abgrund von Klarheit und Helle.

*

„Nein, daß Sie sich noch an mich erinnern!" sagte Fräulein Wehrle zu Herrn Gohde, der sie in der Halle in Empfang genommen hatte und in seiner einsilbigen Weise begrüßte. „Das ist doch schon, — warten Sie mal, — das ist mehr als drei Jahre her, daß ich hier war. Und wo Sie so viele Gäste im ‚Strandheim' haben, daß Sie sich da noch an mich erinnern können —"

Herr Gohde rieb seine höflichen, dünnen Finger ineinander. „Das werde ich mir doch merken," sagte er. Die Dame ist doch die Dame, die einmal die Uhr verloren hat. Das vergißt man doch nicht."

Fräulein Wehrle schaute ihre Armbanduhr an, die auf dem Handgelenk tickte, auf dem stadt- und stubenblassen Handgelenk einer mittleren Büroangestellten. „Die Uhr?" sagte sie. „Nee, die habe ich nie verloren."

„Doch," erwiderte Herr Gohde einsilbig. „Doch."

Fräulein Wehrle runzelte die Stirne und dachte nach. Ganz ferne dämmerte ihr etwas, als hätte sie die Uhr mal ein paar Stunden vermißt, aber sie fand in ihrem Gedächtnis keinen festen Punkt. „Da ist die Dame wieder, die damals die Uhr verloren hat," sagte Herr Gohde zur Mamsell. „Ach ja, du lieber Gott," sagte die Mamsell, „natürlich. Bißchen blaß sieht die Dame aus, muß tüchtig 'rausgefüttert werden. Nein, wenn ich denke, das war ja eine Sache, wie die Dame damals die Uhr verloren hat!"

Fräulein Wehrle schaute sich in der Halle um. Alles war unverändert. Von der Decke hing ein Segelschiff; an der Wand stand ein Spruch: ‚Wer refft, ist feige.' Als das Fräulein diesen Spruch las und die roten Kokosläufer und die Vasen auf den Tischchen sah, gefüllt mit gelben, strohigen Blümchen aus den Dünen, fiel ihr manches wieder ein. „Hier ist es wirklich, als wenn die Zeit still stehen täte," sagte sie. „Ja, jetzt erinnere ich mich an alles. Natürlich habe ich die Uhr mal unten im Strandkorb liegen lassen. Und dann hat jemand sie gefunden, ein Gendarm, nicht wahr?"

„Die Strandwächter," sagte Herr Gohde. Die Mamsell verzog sich in den Speisesaal, hinter die Anrichte, denn es hatte zum erstenmal gegongt und war gleich Essenszeit.

„Wahrhaftig: die Strandwächter!" sagte Fräulein Wehrle und blieb mitten auf der Treppe stehen, während Herr Gohde mit ihrem Koffer weiterwanderte. „Was machen meine Freunde, die Strandwächter?"

„Bublitz haben die Spritschmuggler abgeschossen," sagte Herr Gohde, öffnete Fräulein Wehrles Zimmer, das voll feuchter Salzluft und ein wenig Odol vom vorigen Gast war. Unten lag Düne und Meer und der breite, stille Taktschlag der Ostsee. Fräulein Wehrle lief mit einem kleinen Entzückensschrei gleich auf den Balkon. „Ach — erschossen?" fragte sie zerstreut. „Wie denn?"

„Bei Nacht. In Lütte. Wünscht die Dame noch etwas?" sagte Herr Gohde, im Begriff, sich zurückzuziehen.

„Denken Sie mal an: erschossen. Was das für ein gefährlicher Beruf ist. Und der andere?"

„Der andere ist verrückt geworden. Sitzt bei Rostock in der Irrenanstalt. Der war immer schon komisch," antwortete Herr Gohde, etwas ausführlicher, als es sonst seine Art war. Er machte die Verbeugung eines Lords mit achtzehn Ahnen und schloß die Türe hinter sich.

Fräulein Wehrle schaute in den Spiegel, puderte ihre Nase und hob mit einer mechanischen Bewegung die Armbanduhr an ihr Ohr. Sie ging, sie tickte. Merkwürdige Geschichte mit den Strandwächtern. Zwei starke Mannsleute mit Riesenfüßen, fest und stumm wie die Bäume — und beide kaputt. Und die kleine Armbanduhr war da, sie war vorhanden, ein solides Andenken an eine unsolide Geschichte, aus der dann nichts geworden war. Sie ging, sie tickte, sie lief ein wenig voraus, aber sonst war alles in Ordnung.

‚Ja ja, so ist das Leben,' dachte Fräulein Wehrle in ihrem kleinen, mittelmäßigen Kopf. Unten schlug der Gong zum zweitenmal, und über dem Meer stand eine Wolke mit zinnglänzenden Rändern, so unbewegt, als wenn sie sich die ganzen Jahre hindurch nicht von der Stelle gerührt hätte . . .

Digitized by Google

Weihnachtslied. Von Hans Bethge

Die allersüßesten Glocken
Klingen durch Schnee und Wind:
Es ist das große Frohlocken
Über das holdeste Kind.

Du Kind, du Kind in der Wiege,
Bezauberndste Leuchte der Welt,
Der Menschheit edelste Siege
Wurden durch dich bestellt.

Du hast die Herzen gereinigt
Von Hochmut und falschem Stolz,
Man hat dich dafür gepeinigt
Am grausamsten Marterholz.

Doch das Kind, das Kind in der Wiegen,
Hat noch nichts von den Qualen gewußt;
Es lag so selig verschwiegen
An seiner Mutter Brust.

Die allersüßesten Glocken
Klingen durch Schnee und Wind:
Es ist das große Frohlocken
Über das holdeste Kind.

Patenlegende. Von Alfred v. Kessel

Als verstummt der Engelslippen
Lied vom Kindlein in der Krippen,
War vorm Stall im Sternenschein
Wunderliches Stelldichein:

Hirten kamen aus dem Tale
Auf demütiger Sandale, —
Könige in stolzem Trab
Ritten von der Höh herab.

Ihres Herzens Fülle taten
Sie dem Kindlein dar als Paten,
Schenkte jeder seine Art:
Daß es Hirt und König ward!

Digitized by Google

Die Puppenwelt der Fürstin Augusta Dorothea

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrh.

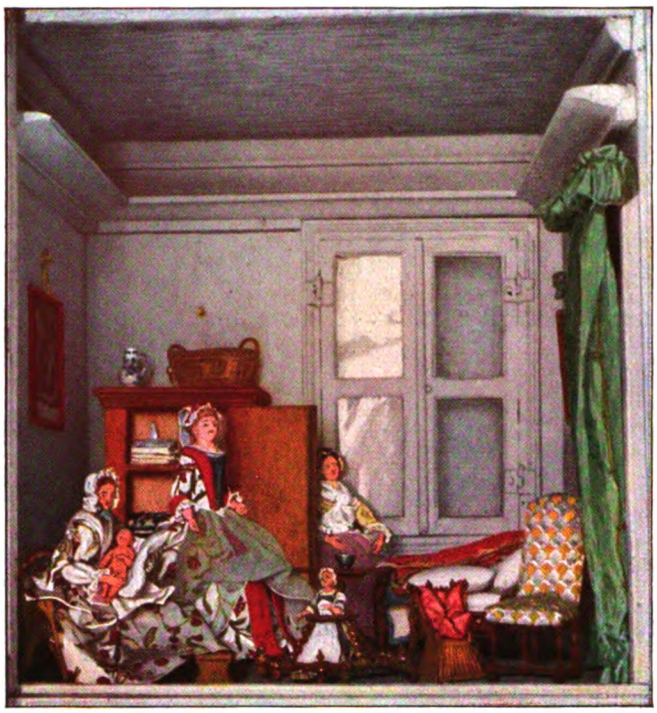
Von Dr. Karl Gröber

Mit Aquarellen von Ursula Brendel-Weimar

Von jeher reizt es den Menschen, einen Blick in das Leben und Treiben vergangener Zeiten zu tun. Man freut sich, wenn man sieht, wie unsere Vorfahren wohnten, wie sie sich kleideten und wie sie ihren Berufen nachgingen. Die Reste alter häuslicher Kultur, von den Möbeln angefangen bis herab zu den einfachsten Gegenständen aus Küche und Haus, werden gesammelt und in Museen aufgestellt. Oft vereinigt man die Einzelstücke zu ganzen Zimmern, in der löblichen Absicht, Räume zu schaffen, wie sie einstmals wirklich eingerichtet und bewohnt gewesen sein sollen. Der Kenner aber weiß, daß es nur in den allerseltensten Fällen gelingt, ein echtes und wahres Abbild des Wohnens vergangener Zeiten nachzuschaffen, und zwar um so seltener, wenn es sich um die bescheidenen Zimmer bürgerlicher Verhältnisse handelt, und beinahe nie, wenn man versucht, Kaufläden oder Handwerkerstuben früherer Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehnte mit alten Möbeln und altem Beiwerk zu rekonstruieren. Kein Museum kann eine Küche, einen Keller, eine Bügelstube oder eine Bodenkammer aufweisen, die sich unberührt bis auf unsere Tage herüber gerettet hat. Wie selten finden wir alte Tapeten, Bettzeug oder Tischwäsche! Einfaches Gebrauchsgeschirr und Glas für den täglichen Tisch ist überhaupt kaum mehr erhalten. Jede Generation brachte neue Möbel und neue Ausstattungsgegenstände in die junge Ehe mit, und das nächste Geschlecht brauchte wiederum Platz für seine eigene neumodische Einrich-

Die Fürstin läßt sich malen
Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren. Entstanden 1714—1740

Digitized by Google



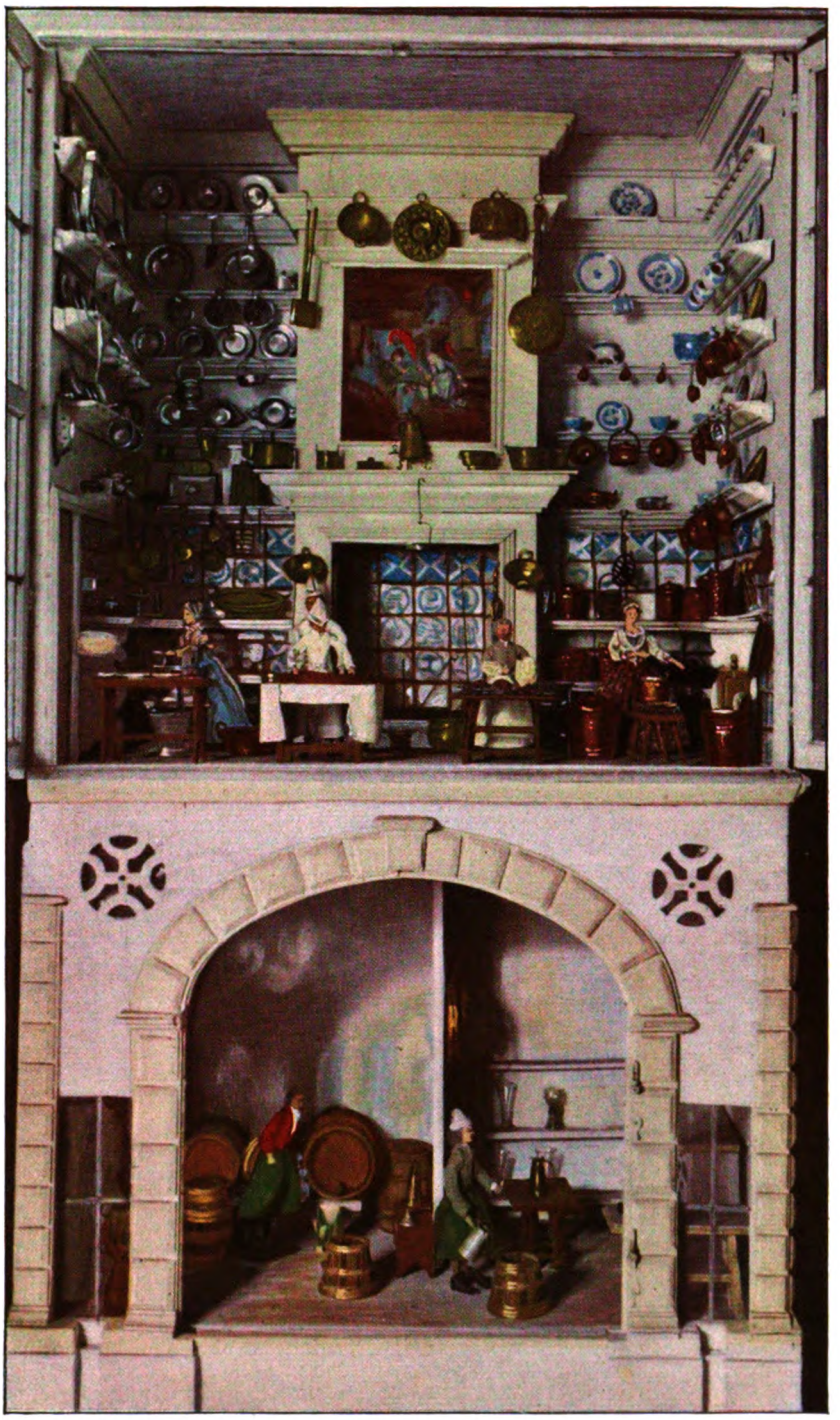
Fürstliche Kinderstube

tung. Zudem waren die Zeiten unserer Väter und Urgroßväter nicht so retrospektiv, daß sie das Alte um seiner selbst willen geschätzt hätten. Ganz im Gegenteil! Das frühe 19. Jahrhundert hatte eine recht feindliche Einstellung gegen alles, was Zopf oder gar Rokoko hieß, und hat fast restlos, wenn es nur irgendwie ging, die Möbel des 18. Jahrhunderts aus seinen Räumen verdrängt. Wie dann in den siebziger und achtziger Jahren mit dem Großväterhausrat der Biedermeierzeit umgegangen wurde, wissen wir ja alle selbst zur Genüge. So wäre unsere Kenntnis des alten Wohnens oft nur ein arges Stückwerk, wenn nicht seit dem 16. Jahrhundert liebenswürdige Nachbildungen alter Wohnräume jeder Art erhalten geblieben wären: die Puppenhäuser. Ein Spielzeug, mehr der Erwachsenen als der Kinder, zeigen sie bis ins letzte Detail die Ausstattung der Häuser und die Tracht ihrer Bewohner vom Herrn bis herab zum letzten Diener.

Deutsche, holländische und englische Museen bergen Köstlichkeiten von größtem kunstgeschichtlichen Wert in ihren Puppenhäusern. Es sind aber immer nur einzelne Häuser, die nur das Heim ihres Besitzers mit Wohn- und Wirtschaftsräumen nachbilden. Das bürgerliche Haus hatte auch nicht den Raum, um weitläufige Schöpfungen dieser Art, die sich über mehrere Häuser erstreckten, aufzustellen. Zudem gehörte recht viel Geld dazu, um schon ein einzelnes Puppenhaus bis ins kleinste getreu dem Vorbild nachzugestalten. Wenn aber der Versuch gemacht und auch bis ins letzte durchgeführt wird, einen ganzen Fürstenhof darzustellen mit all seinen Erscheinungen, von den Prunkräumen der höchsten Herrschaften bis zur Wohnstube des Kammermohren, vom Hofkavalier bis zum Stallburschen, Theater, Kirche und Kloster, Beamte und Handwerker bei ihrer Tätigkeit, Bauer und fahrendes Volk, so entsteht ein Zeitdokument, das mehr Aufschluß geben kann, als Bände mit gelehrten Abhandlungen über das Leben unserer Vorfahren. Es ist ein echtes Kind der Rokokozeit, welchem wir diese Schöpfung verdanken, eine Thüringer Fürstin, die sich die Einsamkeit ihrer Witwenjahre damit vertrieb, ihren ganzen kleinen Hof von der Puppenperspektive aus nachzubilden, und damit unbewußt ein Werk schuf, dessen Bedeutung ihr selbst sicher nicht zum Bewußtsein gekommen ist, auch als es vollendet dastand.

Augusta Dorothea war die Tochter des Herzogs Ulrich von Braunschweig und die Tante der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin Kaiser Karls VI. Sie hatte sich 1684 mit dem Grafen Anton Günther II. von Schwarzburg-Arnstadt, der 1709 den Fürstentitel annahm, vermählt. Die Ehe blieb kinderlos. Das Leben der jungen Fürstin verlief bis zum Tode ihres Gemahls (1716), wie das der meisten kleinen Herrscherinnen der Rokokozeit. Man baute sich ein schönes Lustschlößchen, legte darum stilvolle Gärten an, trieb Musik, freute sich am Theater und gründete, wenn man etwas ganz Besonderes tun wollte, sogar eine Porzellanmanufaktur. So schuf sich auch Augusta Dorothea in der Nähe von Arnstadt Anno 1700 ihr hübsches, nicht sehr weitläufiges Schloß Augustenburg und legte unweit davon in Dorotheental eine kleine Porzellanfabrik an. Dem Beispiel ihres Vaters und ihrer hohen Nichte folgend, trat sie 1715 zum Katholizismus über, was in dem damaligen protestantischen Thüringen nicht gerade gerne gesehen wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls, der 1716 starb, führte sie auf Augustenburg ein den gesellschaftlichen Freuden ihrer Zeit gar nicht

Digitized by Google



Prunkküche und Keller
Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren

Digitized by Google

Die Fürstin bei der Morgentoilette

abholdes Witwenleben, bis es allmählich um sie stiller wurde. 1751 schloß sie hochbetagt im Alter von 85 Jahren ihre Augen.

Schon in den letzten Jahren ihrer Ehe hatte die Fürstin ein Werk begonnen, das Schloß und Porzellanfabrik überdauern sollte. Sie begann mit der genauen Nachbildung ihrer Umgebung, und so groß war die Freude an diesem spielerischen Unternehmen, daß noch die 75jährige Greisin auf den Ausbau ihrer Schöpfung bedacht war, wie Jahreszahlen an einzelnen Gegenständen bezeugen. Monplaisir nannte sie diesen reizvollen Zeitvertreib, und der ganze Hof mußte mithelfen, um das Werk zur Vollendung zu bringen. Die Köpfe und Hände bossierten aus Wachs ihre kunstfertigen geistlichen Berater, zwei Erfurter Kapuzinerpatres. Die Vorbilder für die durchwegs individuell aufgefaßten Gesichter fanden sie an den Herren und Damen des Hofes. Die Fürstin selbst wurde konterfeit. Die Kleider der Puppen schneiderten die nähgewandten Hofdamen, und auch geschickte Bürgermädchen wurden hierzu herangezogen. Alle Handwerker mußten mit ihrer Kunst beisteuern. Der Tischler lieferte die kleinen Möbel, der Kupferschmied und Zinngießer das Küchengeschirr; Dorotheental, das sie vielleicht nur gegründet hatte, um für ihr Monplaisir kleine Köstlichkeiten zu erzeugen, lieferte das Porzellan. Glas- und anderer Bedarf, den man nicht an Ort und Stelle beziehen konnte, wurde von auswärts herbeigeschafft. Man ließ sich Zeit. Jahreszahlen, die überall angebracht sind, geben Kunde vom Fortgang der Arbeiten. Die frühesten datierten Stücke, kleine Servietten mit dem eingestickten Monogramm der Fürstin, stammen aus dem Jahre 1714. Der allmählich herangewachsene sogenannte Albertinische Garten wurde erst 1744 vollendet. 30 Jahre lang hatte die Begeisterung der hohen Dame für ihre Arbeit angehalten. Dabei hielt sich die Darstellung durchweg auf einer beachtenswerten künstlerischen Höhe, die dem zeitgenössischen figürlichen Porzellan in nichts nachsteht. Zum Reiz der Form gesellte sich der Reiz der Farbe. Die Steifheit, die Puppen und Puppenstuben so gerne anhaftet, fehlt völlig. Lebenswahr stehen die kleinen Figuren in ihrer nie gegen die Proportion verstoßenden Umgebung. Jede Bewegung ist scharf beobachtet und wiedergegeben. Man hat oft das Gefühl, als ob sich die höfischen Liebhaberkünstler an italienischen Krippen zuerst geschult hätten, bevor sie an das immerhin gewagte Unterfangen gingen, ihre Umwelt im kleinen wiederzugeben. Von der hohen Qualität des Einzelnen, sowohl wie des Ganzen, zeugen die Bilder. Szenen, wie die Fürstin beim Mahle, die Dame und der Herr bei der Morgentoilette oder auch das höfische Terzett, sind mit einer so unerhörten Sicherheit und Wahrheit gesehen und wiedergegeben, daß man kaum glauben kann, es nur mit nicht zünftigen Künstlern zu tun zu haben. Als das ganze Werk fertig war, umfaßte es nicht weniger als neunzehn mannshohe Schränke, die in mehreren Geschossen die

Digitized by Google

einzelnen Zimmer bargen. Über 110 Stuben zählen wir heute noch, und über 1000 Puppen bevölkern auch jetzt noch die Räume. Da heute das Puppenkabinett „Monplaisir“ nicht mehr die alte Aufstellung zeigt und manches verschwand, so ist eine kurze Beschreibung hier am Platze, die 1820 in den immer interessanten und aufschlußreichen „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser“ in Weimar erschienen ist. Das Puppenkabinett war damals in Arnstadt im Waisenhause aufgestellt und zugunsten der Waisenkinder allgemein zugänglich. Der ungenannte Betrachter „des merkwürdigen Puppenkabinetts zu Montplaisir innerhalb Arnstadts“ fand damals noch folgendes vor:

Schrank Nr. 1 (links vom Eingang). Die Wiederkunft des verlorenen Sohnes. Allerlei Handwerkzeug; Holzarbeiten.

Schrank Nr. 2. Eine Prozession von Geistlichen von mancherlei Orden und Graden zu einer Kirche, wo ein hohes (vielleicht das Fronleichnams-) Fest gefeiert wird. Vor dem Hochaltare knien Betende; es wird an einem anderen Platze gebeichtet; anderswo gepredigt, dort Messe gelesen und dort musiziert.

Schrank Nr. 3. Christus am Berg Tabor. Die ganze Passionsgeschichte. Christi Begräbnis und Auferstehung.

Schrank Nr. 4. Eine Landschaft; ein See; eine Feldwirtschaft.

Schrank Nr. 5. Ein Erziehungs-Institut von Ursulinernonnen im Kloster. Der Nonnen und Zöglinge Beschäftigungen mit ihren Eleven, Unterweisungen und anderes mehr. Kunstarbeiten usw.; ihr Bethaus und ihr Beichtstuhl. Das ganze Innere des Klosters in 5 Etagen und 8 Zimmer abgeteilt.

Schrank Nr. 6. Der 1744 angelegte sogenannte Albertinische Garten, sehr zierlich und fein in Wachsbildungen gearbeitet.

Schrank Nr. 7. Das Innere eines Schlosses. Die Fürstin, auf einem Thron-Kanapee sitzend, gibt Audienz. Die Hofdamen, Kavaliere, Räte, Pagen, Kammerdiener, der Mohr usw., alle in ihren damaligen Uniformen, Livreen und Kostümen nach der Natur. Neben dem Audienzzimmer der Fürstin Schlafgemach. Unten: Kutschen, Kutscher, Bediente usw.

Vorstellung bei Hofe. Aus dem Puppenhaus in Schloß Gehren

Schrank Nr. 8. Die Fürstin gibt einer

Digitized by Google

Herrschaften beim Damespiel

Dame Audienz im Prunkzimmer. Daneben ein Unterhaltungszimmer. Der Musikmeister spielt auf dem Pandor, wozu ein Hündchen tanzt. — Darunter eine wohlbesetzte Apotheke. — Tiefer eine Schneiderei.

Schrank Nr. 9. Die Fürstin läßt sich malen. Der Maler sitzt ihr gegenüber. Das Zimmer hat kleine Bilder und allerlei Schnitzwerk. Durch eine geöffnete Türe sieht man die Bibliothek, den Bibliothekar (in philosophische Spekulationen, bei seinen wenigen Büchern, vertieft, die Witterung ergründen wollend), und an der Seite hängt ein sehr gut gemaltes Bild einer geistlichen Büßerin, zwei Spannen hoch. Darunter eine Konditorei und Küche. Ganz oben darüber eine Komödie, aufgeführt von Zwergen, in den Kleidungen erscheinend als Pantalon, Harlekin, Brighella, Colombine usw. Das Theater ist recht artig dekoriert.

Schrank Nr. 10. Eine Bettmeisterei. Darunter: Die Fürstin sitzt mit einer Dame an der Tafel, bedient von drei Bedienten in grauer, mit Silber besetzter Hoflivree. Darunter: Eine bürgerliche Haushaltung. Tiefer: Eine Stadt, in welcher sich auf dem Markte ein kaiserliches Posthaus befindet, worin die ankommenden Postfuhren, Stafetten, Kuriers usw. expediert und besorgt werden. Im oberen Stockwerk wartet die Frau Postmeisterin ihren Besuch ab; der Postmeister fertigt seine Rechnung im Nebenzimmer. Darunter: Eine Altenburger Bauernhochzeit.

Schrank Nr. 11. Die Fürstin am Stickrahmen. Daneben im Saale Privat-Konzert, in welchem die Fürstin am Klavier sitzend nach Noten singt; ein Pandor akkompagniert. (Hier liegt am Boden ein Ei, in welchem das Leiden Christi in kleinen Wachsfiguren sehr künstlich gebildet zu sehen ist.) In einem anderen Zimmer sitzt die Fürstin beim Schachspiel mit ihrem Geheimrate, der im roten, mit Gold stark besetzten Kleide, einen Stein ziehend, ihr gegenüber sitzt. Daneben: ein Staatszimmer. Die Fürstin auf einem Thron-Sofa, unterhalten von einem Flötisten. Alles damals gewöhnlich möbliert.

Digitized by Google

Kavaliere im Porzellankabinett mit Dorotheentaler Miniaturporzellan

(Bemerkung: Die Fürstin gibt nach und nach ihre Unterhaltungen selbst an.) Darunter: Eine bürgerliche Haushaltung. Tiefer: Bauernhochzeit.

Schrank Nr. 12. Eine sterbende Dame im Bette, an welchem zwei ihr zusprechende Kapuziner sitzen. Darunter: Ein Spiegelzimmer, dekoriert mit Porzellan-Vasen. Tiefer: Allerlei Handwerker.

Schrank Nr. 13. Der Fürstin wird eine Dame vorgestellt, die, eine Rose an der Brust (nach damaliger Sitte), eine Braut zu sein scheint. Darunter: Ein Wohnzimmer; ein Putzzimmer; eine Barbierstube mit diese Kunst ausübenden Figuren.

Schrank Nr. 14. Die Fürstin an der Toilette. Darunter: Eine Raritätenkammer. Tiefer: Ein Jahrmarkt; unweit den Barfüßern zu Erfurt, mit Buden, Puppenspielern, Hanswurst, Wurmdoktor, Ausrufern und dergleichen. Darunter: Eine Seifensieder-Werkstätte.

Schrank Nr. 15. Sessionszimmer. Die Fürstin mit zwei Räten im Konseil. Daneben: Session eines Konsistorii von drei protestantischen Geistlichen. Daneben: Eine Damen-Präsentation bei der Fürstin. Darunter allerlei Trachten, Tiroler, Läufer, Mohren, Bauern usw. Tiefer: Eine vollständige Wagnerei.

Schrank Nr. 16. Ein Konzert ohne die Fürstin. Darunter: Ein Schnittkram-Laden.

Schrank Nr. 17. Assemblée bei Hofe, wo auch Damen der Fürstin vorgestellt werden. Darunter: Eine Wirtschaft und ein Bauernhof.

Schrank Nr. 18. Besuch bei einer männlichen angesehenen Person. In der Mitte sein Billard. Die Herren mit langen Tabakspfeifen; Diener mit Bierkannen usw.

Schrank Nr. 19. Die fürstliche Küche, prächtig aufgeputzt, die Köchin, Küchenburschen . . .

In das Waisenhaus zu Arnstadt war das Puppenkabinett nach dem Tode der Fürstin gekommen. Mit der Aufhebung dieses In-

Digitized by Google

Der Hofmedikus in seiner Studierstube

stitutes, die 1819 erfolgte, verfiel und verstaubte es immer mehr, worüber schon der obenerwähnte Anonymus klagt. Die Puppenhäuser mußten bald auf den Dachboden des Gebäudes wandern, wo sie allmählich ganz in Vergessenheit gerieten. Die damalige Zeit hatte kein Interesse mehr an den Zeugen des Rokokos, das ihr wesensfremd geworden war. Erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde das Puppenhaus wieder entdeckt und aus dem Staube der Vergangenheit gezogen. Die letzte regierende Fürstin von Schwarzenburg-Sondershausen ließ das Kabinett in Stand setzen, verständnisvoll restaurieren und in zwei Sälen auf ihrem Schlosse in Gehren aufstellen.

Die bösen und traurigen Schicksale konnten diesem seltsamen Zeugen der lebensprühenden Rokokozeit keinen Eintrag tun. Die Stuben und Puppen blieben, wie sie waren, und wenn auch manche Herren und Damen sich heute vielleicht auch nicht mehr gerade in dem Zimmer aufhalten, in das die Hand der Fürstin sie gestellt, so ist das Ganze doch unberührt geblieben und atmet heute wie einst den ganzen Charme seiner Entstehungszeit.

Das Vorbild für diese Schilderungen, das Schloß Augustenburg, ist längst verschwunden; kaum fünfzehn Jahre nach dem Tode der Fürstin wurde es bis auf die letzten Mauern eingerissen. Die Porzellanfabrik in Dorotheental war schon 1724 eingegangen und der alte Schloßgarten wurde wieder Ackerfeld, was er einst gewesen. Nichts würde mehr an die alte Fürstin und ihre Zeit erinnern, wenn nicht ihr Lebenswerk, das „Monplaisir", mit beinahe mehr als photographischer Treue das Leben und Treiben ihres Hofes wie verzaubert festgebannt hätte. Die Spielerei der hohen Dame wurde zum Zeitdokument.

Die innere Kultur eines kleinen thüringischen Fürstenhofes, wie er wenig später im nahen Weimar Heimat und Boden zur höchsten Entfaltung für den jungen Goethe werden konnte, tritt hier sinnfällig vor das Auge.

Was Augusta Dorothea in all den kleinen Stuben schildert, ist ja nicht allein ein Bild ihrer eigenen Lebenshaltung, es ist viel mehr, es ist ein Konterfei des deutschen Rokoko überhaupt, einer Zeit der höchsten Lebenskunst, aber auch einer Zeit, die Sebastian Bach, die Lessing und Friedrich den Großen hervorgebracht hatte.

Digitized by Google

Hildegard von Bingen

Lebensbild einer deutschen Nonne

Von Kurt Aram

Zur 750-Jahrfeier der Heiligen

Im Jahre 1098 wurde Hildebert und Mechthild, einem reichen, rheinischen Ehepaar von Adel, eine Tochter geboren, die bei der Taufe den Namen Hildegard empfing. Eltern und Gesinde erschien das kleine, schwächliche Mädchen gar bald als ein ungewöhnliches Kind. Es war ernst, frühreif und galt in der Familie allerhand merkwürdiger Reden wegen als ein wenig absonderlich und geheimnisvoll, vielleicht sogar unheimlich.

Die Eltern gaben die kleine Hildegard schon mit acht Jahren in das Nonnenkloster, das dem Mönchskloster auf dem Disibodenberg benachbart war, wo es unter der Vorsteherin Jutta etwas buchstabieren, in der Hauptsache aber Chorgesang und die Psalmen lernte. Die beiden Mönche Gottfried und Theoderich, die Hildegard persönlich gekannt haben, legen in ihrer kurzen Lebensbeschreibung besonderen Wert auf die Feststellung, daß das junge Mädchen im Kloster weder Sprach- noch Musikunterricht, noch sonst eine irgendwie wissenschaftliche Bildung erhalten hat. Auch für die Begriffe ihrer Zeit war sie nach Erziehung und Unterricht kein gebildeter Mensch. Sie selbst ist sich dessen ebenfalls stets bewußt und betont es immer wieder.

Das macht es ohne weiteres verständlich, weshalb es sie lange Kämpfe und schwere Überwindung kostete, bis sie sich entschloß, was sie erlebte, schaute und grübelte, laut werden zu lassen und aufzuschreiben, wo sie doch weder richtig schreiben noch lesen gelernt hatte. Deshalb war sie sich und ihrer Zeit ein Phänomen oder in der Sprache ihrer Zeit ausgedrückt: ein Wunder.

Als Siebzigjährige schrieb sie in einem Brief über ihre Visionen, von denen manche meinen, Dante müsse sie gekannt und sich von ihnen haben beeinflussen lassen, an den Mönch Wibert von Gembloux: „Seit meiner Kindheit genieße ich bis auf diesen Tag die Gnade solcher Schau. Ich vernehme es nicht mit den leiblichen Ohren, ersinne es nicht in den Gedanken meines Herzens und nehme es nicht durch einen meiner fünf Sinne auf. Ich schaue all das nur in meiner Seele mit offenen Augen wachend während des Tages und der Nacht, ohne jemals eine Ekstase erlitten zu haben. Das Licht, das ich schaue, ist an keinen Ort gebunden, es ist unendlich heller als eine Wolke, welche die Sonne trägt. Ich sehe an ihm keine Höhe, keine Breite, keine Länge. Es wird mir als ‚der Schatten des lebendigen Lichts' bezeichnet. Wie die Sonne, der Mond und die Sterne im Wasser erscheinen, so formen sich mir und erglänzen mir Schriften, Gespräche, Tugenden und mancherlei Werke des Menschen in ihm. Was ich in diesen Gesichten schaue und erfahre, behalte ich lange im Gedächtnis, so daß ich, wenn ich dies Licht sehe und höre, ich mich erinnere und zugleich sehe, höre, weiß und gleichsam in einem Augenblick, was ich weiß, lerne. Was ich aber nicht schaue, das weiß ich nicht, denn ich bin ungelehrt, man hat mich nur unterwiesen, in aller Einfalt die Buchstaben zu lesen. Und was ich in meiner Vision niederschreibe, das sehe und höre ich. Ich schreibe auch keine anderen Worte als die, welche ich höre, nieder und bringe sie in ungefeilten lateinischen Worten vor, wie ich sie eben in der Vision höre, denn ich lerne in den Gesichten nicht, wie ein Philosoph zu schreiben, auch sind jene Worte nicht wie Worte, die von Menschenmund ertönen, es ist vielmehr wie eine blitzende Flamme und wie eine Wolke, die sich in reiner Luft bewegt."

Hildegard von Bingen gehört danach zu den großen Sensitiven, wie auch echte Medien von heute, dazu aber war sie noch eine dichterische Natur von ungewöhnlicher Kraft der Intuition.

Hildegards Eltern haben den gewaltigen Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. erlebt, von dem Gregorovius einmal so treffend sagt, daß damals der Kampf eines Königs mit einem Papst war wie der eines gewöhnlichen Menschen mit einem Magier. In dem Jahr, da Hildegard in das Kloster geschickt wurde, starb Heinrich IV. Gregors Bannstrahl hatte durch Wiederholung nicht an Wirkung gewonnen, und in Klein-Hildegards engerer Heimat hielt das Bürgertum sich weniger an Canossa als an den königlichen Brief des jugendlichen Heinrich, der so anhob: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heiligen Willen König, an Hildebrand, nicht Papst, sondern falscher Mönch. Diesen Gruß hast Du Unruhstifter verdient ..." Und der mit dem Satze

Digitized by Google

schließt: „Ich rufe Dir mit allen Bischöfen zu: Steige herab, steige herab vom apostolischen Stuhl!“ Die rheinischen Bürger und Bauern waren besonders kaisertreu, was damals reichstreu war. Das Geld hatte die Städte mächtig gemacht. Es war die Zeit eines ersten, materiellen, bürgerlichen Aufschwungs in Deutschland und damit eine erste Zeit der „Habsucht“, wie die Chronisten klagen. „Da wurden viel harte Herzen durch silberne Hämmer weich geklopft.“ Die Bürger aber nannten dies Deutschland stolz „wehrhaft und nährhaft“. Mit der Erwerbsgier wuchs die Genußsucht. Der Luxus begann seine Rolle zu spielen. So herrisch man gegen die Slawen war, so liebedienerisch gegen Frankreich, und da Bürgerkriege die deutschen Bildungsstätten in Fulda, Hersfeld und St. Gallen zerstört hatten, wurde zum erstenmal Frankreich auch in allen Fragen der Bildung Mode. Als die Nonne von Bingen 1179 mit 82 Jahren die Augen schloß, hatte sie noch die Hauptzeit Barbarossas und die Kreuzzugsbegeisterung miterlebt. Neben die Zerrüttung des römisch-deutschen Reichs trat die starke deutsche Bewegung nach Osten, sozusagen der erfolgreichste Kreuzzug der Deutschen. In diese Zeit fällt auch die letzte Fassung des Nibelungen-, des Gudrunliedes und des Sagenkreises um Dietrich von Bern. In der Baukunst stand der romanische Stil auf der Höhe (die Dome von Limburg und Bamberg, die Pfalzen von Wimpfen und Gelnhausen). Noch war die Zeit, da Wolfram, edler Herr zu Eschenbach, dichtete, und Walter von der Vogelweide sang. An das alles muß man sich, wenn auch nur flüchtig, erinnern, will man in solcher Zeit unsere Nonne recht verstehen, die hinter Klostermauern nicht weniger reich war als die deutsche Welt rings um sie her.

★

Eine wissenschaftlich befriedigende Biographie über diese Frau gibt es leider noch nicht. Was über sie bei uns und in Frankreich erschien, dient meist nur erbaulichen Zwecken. Ihre Schriften sind gesammelt in der Patrologia Latina von Migne (Paris) und, vor allem ihre Briefe, in den Analecta sacra des Kardinals Pitra (Paris). Deutsch ist bisher nur einzelnes oder in Auswahl im Inselverlag erschienen. Die wenigen Daten, die hier noch angeführt werden können, sind den eigenen Aussagen in ihren Werken entnommen, wonach jedenfalls feststeht, daß sie früh zur Ablegung des Nonnengelübdes zugelassen wurde und dann unter der schon erwähnten Jutta nach den Regeln ihres Ordens in der Zurückgezogenheit des Klosters auf dem Berge des heiligen Disibod viele Jahre verbrachte. Ihr Kloster unterstand den Benediktinern. Nach ihren Regeln hat auch sie gelebt. Meditation, Kontemplation und eine sorgsame, aber keineswegs überspannte Askese wurden geübt. Die Benediktiner, die so viele tief gelehrte Leute zu den Ihren zählen, waren stets für Maßhalten. Es ist bezeichnend, daß die Visionen der Hildegard Früchte der Meditation und Kontemplation waren, aber nicht der Ekstase, wie sie ausdrücklich bezeugt. Unter anderer Zucht wäre diese Übersensitive, deren Nerven außerordentlich empfindlich waren, die z. B. jeder Witterungsumschlag stark beeinflußte wie übrigens auch die heutigen Medien, sicher eine Ekstatikerin geworden. Die Benediktiner waren nie für Hysterie und Gefühlsüberhitzung. Das widersprach durchaus ihrer „discretio“. Kein Wunder, daß diese Nonne, von Kind an ein scheues Wesen und durch das Klosterleben in solcher Scheu vor jedem Aus-sich-heraustreten oder gar vor der Öffentlichkeit noch bestärkt, erst spät von ihren Visionen sprach oder sie gar niederschrieb, und daß es bei ihrer Schreibungewandtheit und Scheu oft jahrelang dauerte, bis eine Vision glücklich zu Papier gebracht war. Ihre seelischen Kämpfe warfen die Sensitive immer wieder auf das Krankenlager, und erst wenn sie sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, dem Zwang zur Niederschrift endlich nachzugeben, wurde sie plötzlich wieder gesund — bis zum nächsten Seelenkampf. Sensitive Dichter machen ähnliche Martyrien durch.

Der Benediktiner Diskretion entsprach es auch, daß ihre visionäre Begabung erst spät selbst innerhalb des Ordens bekannt wurde. Als Seelenkämpfe sie wieder einmal für lange Zeit krank machten und sie zwangen, das Bett zu hüten, offenbarte sie sich endlich ihrem Seelenleiter. Der Benediktiner berichtete darüber seinem Abt. Der Abt berief den Konvent und legte ihm die Sache vor. Die gelehrtesten unter den Konventualen prüften, was Hildegard niedergeschrieben hatte, und der Abt selbst inquirierte Hildegard eingehend auf ihrem Krankenlager. Das alles beendete bei ihr augenscheinlich den Seelenkampf, beseitigte alle Hemmungen, wie wir sagen würden; und die eben noch Schwerkranke war in der nächsten Minute sozusagen wieder frisch und gesund. Dem Abt erschien das als ein Wunder. Da er sich auf sein und seiner Konventualen Urteil allein nicht verlassen wollte, begab er sich mit den Schriften der Nonne nach Mainz zum Erzbischof und zu den Prälaten. Der Erzbischof wandte sich an den Papst, der gerade in Trier weilte. Wir wissen, daß Eugen III. sich hier 1147 oder 48 aufhielt. Hildegard war also inzwischen 50 Jahre alt geworden. Der Papst sandte eine besondere Kommission in das Nonnenkloster auf dem Disibodenberg, welche die ganze Angelegenheit nach allen Seiten hin genau untersuchte und dann mit Hildegards Niederschriften nach Trier zurückkehrte. Die geistlichen Oberen machten es sich also durchaus nicht leicht. In einer Versammlung von Kirchenfürsten, unter denen sich auch Bernhard von Clairvaux befand, las der Papst aus den Schriften vor, und da alle ihm zustimmten, approbierte er sie. Erst

Digitized by Google

damit drang Hildegards Ruhm in die weitere christliche Öffentlichkeit.

Der Zustrom rheinischer Edelfräulein zu dem Disibodenberg wurde jetzt so groß, daß der Raum des Nonnenklosters nicht mehr reichte und der Abt einen Umbau oder gar einen Neubau plante. Da sah die 50jährige Hildegard in einer Vision einen Hügel an der Stelle, wo die Nahe in den Rhein fließt, als Stätte ihrer weiteren klösterlichen Wirksamkeit. Der Hügel hieß damals der Rupertsberg, weil dort einst der Binger St. Rupert, zu dessen natürlichem Erbe der Hügel gehörte, mit seiner Mutter und Wibert, dem Bekenner, in Frömmigkeit gehaust hatte. Hier sollte ihr neues Kloster stehn. Aus leicht begreiflichen Gründen wollte der Abt davon nichts wissen. Sofort wurde die Fünfzigjährige wieder schwer krank. Kaum gab er seinen Widerstand auf, war sie auch schon wieder gesund.

Nun gab es aber wiederum Schwierigkeiten, weil der Bau auf dem Rupertsberg zwar den Kanonikern der Mainzer Kathedrale gehörte, der Grund und Boden aber dem Grafen Bernhard von Hildesheim. Das machte langwierige Unterhandlungen zwischen Mainz und Hildesheim nötig, deren Ende nicht abzusehen war. Wieder wurde Hildegard schwer krank, sie konnte nicht mehr gehen, oft auch nicht mehr sprechen, und je nachdem die Verhandlungen für sie günstig oder ungünstig standen, wurde sie kränker oder fühlte sich wohler, obwohl sie bei ihnen nicht zugegen war. Als dann eines Tages der Abt an ihr Lager trat, auf dem sie wie gelähmt lag, und ihr meldete, es sei alles in Ordnung und sie solle sich zu ihrer neuen Wohnstätte begeben, sprang sie sofort gesund aus dem Bett und übersiedelte mit achtzehn Nonnen unter großem Kummer auf dem Disibodenberg und unter gewaltigem Jubel des Adels und der Bürger- und Bauernschaft von Bingen und Umgegend nach dem Rupertsberg. Wenn Kinder krank werden, weil man ihnen nicht zu Willen ist, nennen wir sie unartig und Papa oder Mama verabreichen eine Ohrfeige. Erwachsene bezeichnet man unter solchen Umständen gerne als hysterisch. Für gewöhnlich mag das richtig sein, denn eine labile Gemütsverfassung, des himmelhoch jauchzen und gleich darauf zum Tode betrübt sein, ist beim Durchschnittsmenschen außer im Zustand jugendlichen Verliebtseins kein normaler Zustand. Die mittelmäßige Seele hält sich, wenn sie zu Jahren kommt, auf einer mittleren Temperatur, die jedem Extrem abhold ist. Die ungewöhnliche Seele aber, ob sie nun größer ist als andere oder wirklich zu einem Hysteriker gehört, verliert immer wieder die Gleichgewichtslage, die aurea mediocritas, bis sie dies Leben hinter sich gebracht hat. Leider können wir die richtige Diagnose für sie meist erst finden, wenn ihr Träger tot ist.

*

Wie war es damit nun bei unserer Nonne, die noch als Greisin, noch als Achtzigjährige immer wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen war und deren Körper darunter immer wieder schwer zu leiden hatte? Von der Äbtissin Hildegard wird eine ganze Anzahl Krankenheilungen berichtet, die als Wunder angesehen wurden und ihren Ruf als Heilige vollendeten. Aberglaube, Hysterie? Die heutige parapsychische Wissenschaft beginnt über derlei auch in Deutschland etwas anders zu denken, nachdem sich endlich auch bei uns Naturwissenschaftler, Physiker und Psychiater rein wissenschaftlich mit Untersuchungen über Levitation, Telepathie und dergleichen befassen. Daß derlei immer auf Aberglaube und Hysterie beruhe, nehmen unter heutigen Fachgelehrten von Ruf eigentlich nur noch jene älteren Damen und Herren an, die aus der materialistisch-mechanistischen Betrachtungsweise durchaus nicht herauskönnen. Gerade die neuere Wissenschaft, soweit sie nicht alte Weisheit des 19. Jahrhunderts unbesehen nachplappert, ist durch ihre einwandfreien Experimente mit Medien sehr zurückhaltend geworden. Wer sich dafür interessiert, dem sei Professor Dacqués, des Münchner Geologen, außerordentliches Buch „Urwelt, Sage und Menschheit" besonders empfohlen, wo er nähere Hinweise findet. Was von unserer Äbtissin nach dieser Richtung erzählt wird, würde ein heutiger Gelehrter nicht als „Wunder" nach Art der Aufklärungszeit ansehn, sondern als Wirkung einer stark medial veranlagten Person, deren es noch heute einige gibt.

Die Äbtissin Hildegard benimmt sich durchaus nicht wie ein lebens- und menschenunkundiger Schwarmgeist, sondern mit sehr viel gesundem, praktischem Frauenverstand, der bei dieser Nonne nicht weniger groß ist als ihre visionäre Begabung. Als es das Verhältnis zwischen ihrem neuen Kloster und den Benediktinern zu ordnen gilt, begnügt sie sich nicht in Ehrfurcht mit vagen Versprechungen, sondern alles muß bis ins Kleinste schriftlich festgelegt werden. In der Ordensdisziplin schließt sie sich der früheren Abtei an. Aber die Mönche für Gottesdienste, Seelsorge und wirtschaftliche Angelegenheiten, soweit Männer dabei nötig sind, bestimmt nicht der frühere Abt, sondern ausschließlich sie als Äbtissin nach eigener, freier Wahl, bei der niemand dreinzureden hat. Als der frühere Abt ihr das alles endlich schriftlich gibt, genügt es ihr immer noch nicht, sondern sie läßt sich die Abmachungen noch Punkt für Punkt vom Erzbischof in Mainz schriftlich bestätigen. Ebenso umsichtig und praktisch sorgt diese große Visionärin auch für eine gesunde wirtschaftliche Grundlage ihres neuen Unternehmens. Auch ein heutiger Wirtschaftsorganisator müßte Respekt bekommen vor diesem resoluten, alten Frauenzimmer, das wahrhaftig nicht nur über den Wolken zu Hause ist. Ebensowenig

Digitized by Google

wird die Äbtissin zur Kopfhängerin oder Duckmäuserin, läßt sie doch ihre Nonnen nur in festlichen Gewändern, mit Kränzen und Schleiern im Haar, zum Abendmahl gehn.

*

Fortan treibt es die Fünfzig-, Sechzig-, Siebzigjährige immer wieder aus den Klostermauern, um vor den Konventen der großen Klöster in Ebersbach, Hirschau, Zwiefalten, Maulbronn, Rodenkirchen, Kitzingen, Krauftal, Herde, Werth, Andernach, Marienberg und Winkel von ihren Visionen Zeugnis abzulegen, ja sogar vor allem Volk auf die Märkte der Städte Köln, Trier, Metz, Würzburg und Bamberg. Erwägen wir nur einen Augenblick, welche großen körperlichen Strapazen das für einen alten Menschen mit sich brachte, denn es gab ja noch keine Eisenbahnbequemlichkeiten, so muß die Diagnose dieses Charakters doch wohl lauten, daß wir es bei dieser Hildegard von Bingen mit einem Menschen großen Formats, ungewöhnlicher Begabung und außergewöhnlicher Energie zu tun haben. Nicht Hysterie, Eigensinn, Unerzogenheit wirft sie aufs Bett, wenn man ihr nicht zu Willen ist. Vielmehr ist ihre Willenskraft so groß, daß jeder ernsthafte Widerstand sie bis zum Sterben krank macht. Und wenn sie noch als Greisin aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht werden kann, ist das kein Beweis einer kindischen oder kranken Seele, sondern das untrügliche Zeichen eines ungewöhnlichen Geistes, der das Mittelmaß menschlichen Durchschnitts weit überragt. Das religiös bestimmte Mittelalter nannte solche Menschen Heilige, wir nennen sie Genies.

Ihre Genialität offenbart sich den heutigen Menschen vielleicht am unmittelbarsten in Hildegards naturwissenschaftlichen Schriften, in denen die Visionärin sich als Naturmystikerin von hohen Graden kund tut. Da sich die Naturwissenschaftler jetzt sogar wieder für Paracelsus zu interessieren beginnen, dessen riesiges Gesamtwerk ein angesehener Mediziner herausgibt, finden vielleicht auch Hildegards „Causae et curae" (Ursachen und Heilungen) und das Buch der „Physika" wieder leichter Verständnis. Uns fesselt neben dem tief dichterischen schweren Ringen um den anschaulichen Ausdruck das persönliche Verhältnis dieser Nonne zur Natur. Es umfaßt alles von Stein, Pflanze, Tier und Mensch bis zu Sonne, Mond und Sternen. Ein so persönliches Verhältnis zur Natur dämmert im Mittelalter sonst erst seit Wolfram von Eschenbach auf. Der Drang des Mystikers, jeden Dualismus zu überwinden, arbeitet in diesen Büchern der Nonne mit gewaltiger Kraft. Dabei bewegt uns immer wieder, wie ihr Verfasser sich in Vergleichen und Bildern als echte Frau zeigt, die in Haus, Hof, Garten und besonders in der Küche genau Bescheid weiß. Auch wimmelt es zwischen allen Naturvisionen bei dieser praktischen Äbtissin von Rezepten gegen allerlei Leiden, über die man recht oft lächelt, wie man in tausend Jahren wohl auch über Rezepte von heute lächeln wird.

Ein Leiden hat die Menschheit offenbar geplagt, seitdem sie existiert, und je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so greulicher muß diese Plage gewesen sein: Zahnschmerzen. Hildegards Rezept lautet:

„Wer gesunde und kräftige Zähne haben will, nehme morgens, wenn er sich von seinem Bett erhebt, reines und kaltes Wasser in seinen Mund und lasse es während einer mäßigen Stunde darin, so daß es faulige Stoffe, die um die Zähne sind, auflöse . . . Benagen Würmer die Zähne eines Menschen, so nehme er zu gleichen Teilen Aloe und Myrrhe, tue sie in ein irdenes Gefäß mit einem engen Schnabel, in dem glühende Buchenkohlen sind, und lasse den Rauch durch den engen Schnabel an den leidenden Zahn hinziehen. Dabei habe man die Lippen offen, die Zähne jedoch fest zusammengepreßt, damit nicht zu viel Rauch in die Kehle komme. Das mache er zwei- bis dreimal am Tage, und hat er es fünf Tage lang getan, wird er geheilt werden. Da nämlich die Wärme der Aloe und der Myrrhe zugleich mit der Wärme und Kühle der glühenden Kohlen erweckt wird, vernichtet deren Rauch die Zahnwürmer."

Man darf annehmen, daß eine Visionärin und Mystikerin, eine Heilige, weil sie auf so praktische Weise, wie sie im Grunde auch heute noch geübt wird, den Zahnschmerzen zu Leibe geht, bei ihren Zeitgenossen auch für andere Schmerzen, selbst seelischer Natur, leichter ein williges Ohr fand.

Als Maria das Kindlein gebar . . .

Als Maria das Kindlein gebar,
Und es zum erstenmal Weihnacht war,
Da ist aus ihren Augen entronnen
Seligen Glückes kristallener Bronnen.
Sie fühlte der heiligen Liebe Strom . . .
Ihr Herz ward ein abseits betender Dom . . .

Als Maria den Knaben wiegte,
Und Strahl sich um ihren Scheitel schmiegte,
Da lief ein Licht in die Welt hinein,
Das jubelte: Weihnacht will Liebe sein,
Und nirgends sollten Wolken und Mauern
Über Weihnacht dauern . . .

Gerty Hau

Digitized by Google

Tiergesichter

Von Prof. Dr. L. Heck

Heute, im 20. Jahrhundert, kommt es mir manchmal so vor, als ob alle Geisteskraft, die der Mensch, insbesondere der deutsche Mensch, neben seiner beruflichen und fachlichen Arbeit etwa noch übrig hat, durch die gewaltigen, im vorigen Jahrhundert noch für unmöglich gehaltenen Leistungen der Technik aufgebraucht würde und für Natur und Naturwissenschaft, insbesondere die Tierwelt, nur noch das Gemüt aufnahmefähig wäre. Oder man muß vielleicht sagen: das Stück Sentimentalität, das in jedem Menschen drinsteckt. Da stellt er sich dann so ein, daß nicht mehr er die Tiere ansieht, sondern vielmehr er sich von den Tieren ansehen läßt. Aber mit menschlichen Augen, menschlichen Gedanken und Empfindungen.

Was wird heute nicht alles in die Tier-

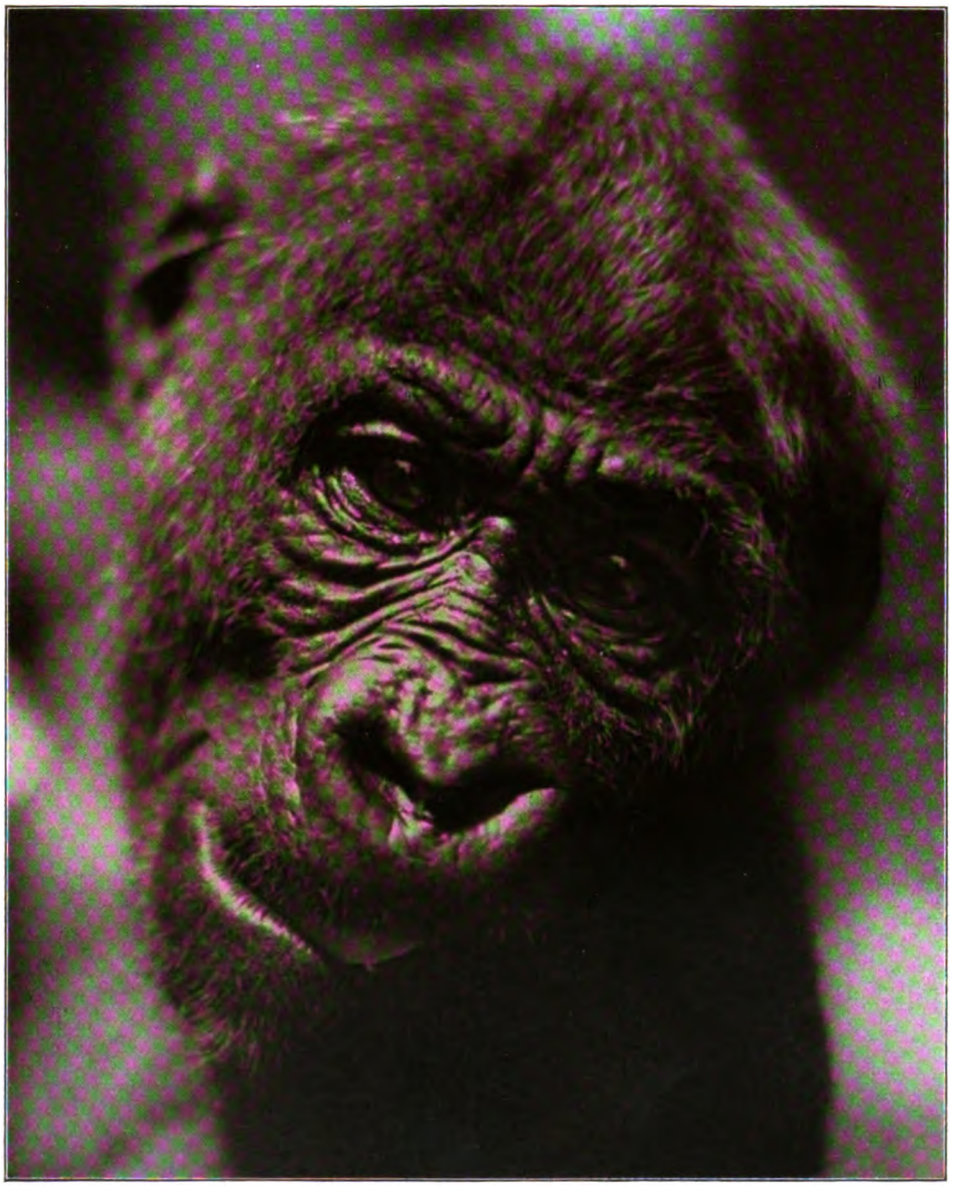
Junger Löwe. (Zoologischer Garten, Berlin.) Aufnahme Hedda Walther

Digitized by Google

Strauß. (Zoologiſcher Garten, Berlin.) Aufnahme Hedda Walther

Weißer Grey-Hund. Aufnahme Hedda Walther

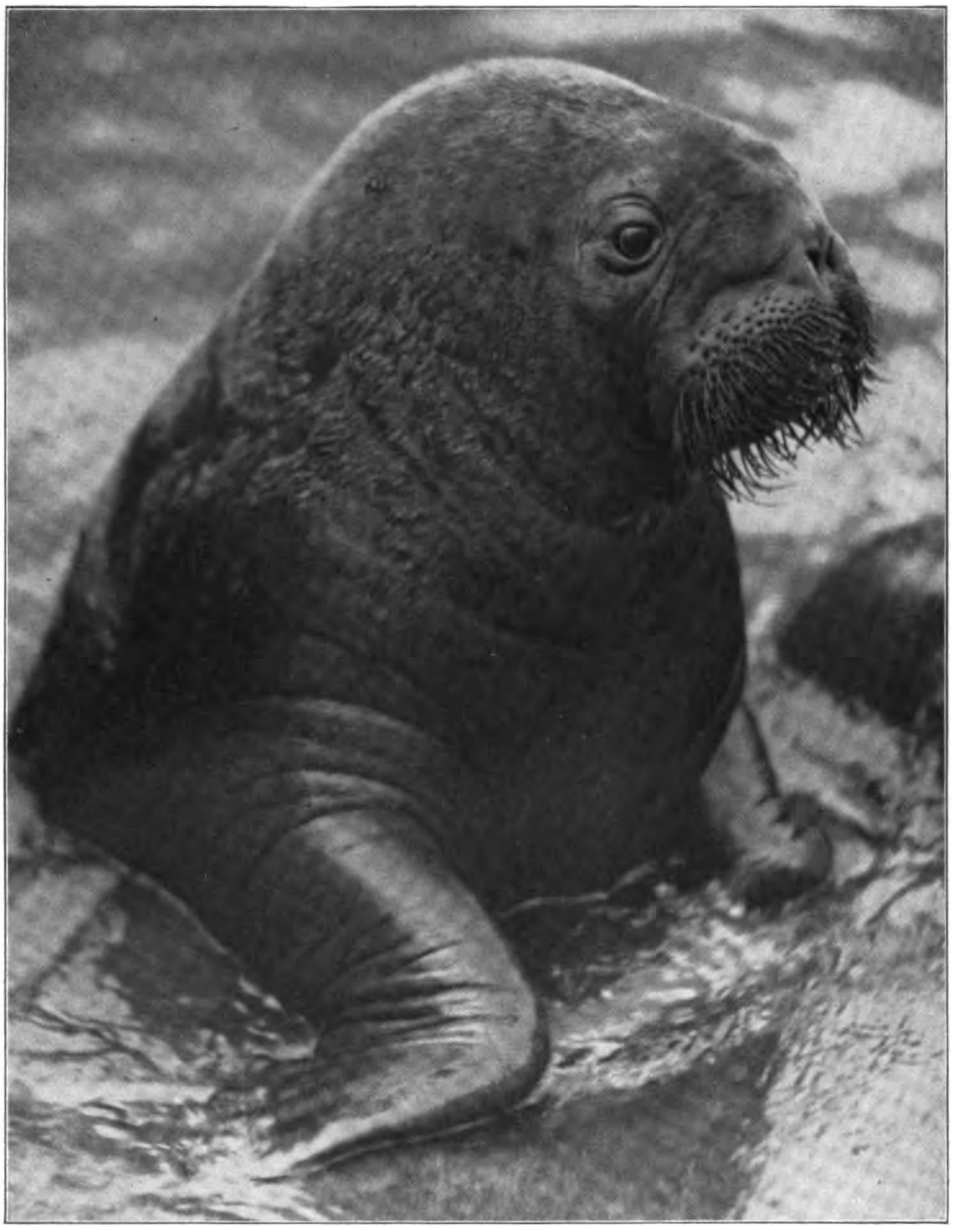
Digitized by Google



Junger Gorilla. (Zoologischer Garten, Dresden.) Aufnahme Hedda Walther

seele hineingeheimnißt! Da liest man, um mit den menschenähnlichsten Tieren, den mit Fug und Recht sogenannten Menschenaffen, anzufangen, von dem rotzottigen hinterindischen Orang-Utan, weil er ein ruhiger, bedächtiger Einsiedler ist und kleine, dunkle Augen hat, über die er die Lider manchmal etwas herabfallen läßt: daß aus seinem Antlitz tiefe Melancholie und Schwermut spreche, daß er gewiß Heimweh habe nach seinem Urwald auf Sumatra. Im Nachbarkäfig turnt und tobt laut und vergnügt, man möchte sagen: quietschvergnügt der schwarze afrikanische Schimpanse umher und müßte doch eigentlich dasselbe Heimweh nach seinen Kongo- und Nigerurwäldern haben. Er ist aber ein lebhaftes, unruhiges, ja etwas fahriges Herdentier, und seine von vornherein mit der Mitleidsbrille bewaffneten Beschauer kommen also bei ihm nicht auf ihre Kosten. Sie vergessen das aber schnell und amüsieren sich köstlich über den

Digitized by Google



Junges Walroß. (Aus Hagenbecks Tierpark.) Aufnahme Hedda Walther

Unband und den Unfug, den er verübt. Wenn man Glück hat, gesellt sich auch noch die dritte und bei weitem seltenste Menschenaffengattung, der gleichfalls schwarze und gleichfalls afrikanische Gorilla, hinzu, der wohl am menschenähnlichsten ist. Körperlich ganz gewiß; denn er hat die kürzesten Arme und die längsten Beine, ist am wenigsten einseitig dem Kletterleben angepaßt. Und geistig, im Benehmen, hält er die Mitte zwischen Orang und Schimpanse, ist nicht so ruhig wie jener, und nicht so unruhig wie dieser. Solange er gesund ist, ist er wohl nur mit besonderer Anstrengung der Schwermut und des Heimwehs zu verdächtigen; wohl aber darf man ihm einen ruhigen, verständigen, beobachtenden Blick nachrühmen. Er hat ihn tatsächlich, beobachtet alles,

Digitized by Google

was um ihn her vorgeht, und das tritt auf unserer ausgezeichneten Aufnahme unverkennbar hervor. Deswegen kann er aber, mindestens, solange er jung ist, sehr lustig und übermütig sein, vor Vergnügen seine Brust beklatschen, und er kann nur deshalb nicht so toll „über Tisch und Bänke" gehen wie der Schimpanse, weil er nicht so flink und gewandt ist wie dieser, mehr Erdentier.

Verglichen mit diesem fast menschlichen Antlitz, glotzt das junge Walroß aus seinen kleinen Knopfaugen scheinbar höchst dämlich in die Welt. Und doch ist es ein sehr kluges, gelehriges Tier, das sich, gefangen, in geradezu rührender Weise an den Menschen anschließt, man möchte fast sagen: anhängt, zumal wenn es keine Art- und Schicksalsgenossen um sich hat. An ihm konnten also von jeher mehr die Spötter ihren Witz üben durch wenig schmeichelhafte Vergleiche mit schnauzbärtigen Mitmenschen, Typen allerdings, die man in unserer „rasierten" Zeit kaum mehr sieht. Bei Hagenbeck in Stellingen, in dessen Polarpanorama seit einigen Jahren eine ganz eigenartige Robbensammlung vereinigt ist, hatte sich gewissermaßen eine Umkehrung des Sprichworts „Wie der Herr, so der Hund" vollzogen, indem der alte jetzt verstorbene Wärter ungefähr ebenso schnauzbärtig aussah wie sein Walroß. Wenn die beiden sich „küßten", das war schon rührend-komisch. Das Walroß blies aber das Horn, allerdings ohne Klappen, und machte noch viele andere schöne Sachen. Es ist überhaupt ein merkwürdig gelehriges Tier, dieses im Alter ganz gewaltige Meeresungetüm, und das gilt für alle Robben. Die dressierten Seelöwen sind ja weltbekannt, und Seehunde sind ebenso dressurfähig, soweit ihre viel geringere Beweglichkeit auf dem Lande das erlaubt.

Ein schönes, großes Auge hat der Strauß. Es spricht aber daraus so wenig Geist und Seele, daß selbst der mitleidgeschwollenste Tierbetrachter da keine Wüsten- und Steppensehnsucht hineinlesen kann. Tatsächlich ist der Strauß wohl eines der dümmsten Tiere. So dumm ist er aber doch nicht, daß er die „Vogelstraußpolitik" triebe, die ihm sprichwörtlich nachgesagt wird: verfolgt, steckt er nicht den Kopf in den Sand, sondern rennt auf seinen langen, oben kolossal bemuskelten Beinen mit solcher Windeseile davon, daß schon ein arabisches Rennpferd dazu gehört, ihm nachzukommen. Daß der Strauß nicht klug sein kann, zeigt schon die einfache Überlegung, wenn man die Größe seines Kopfes und Gehirns mit der Größe des ganzen Körpers vergleicht. Dieses winzige Gehirn hat in seinen verschiedenen Teilen schon so viel damit zu tun, die notwendigsten „niederen" körperlichen Tätigkeiten anzuregen und im Gange zu halten, daß für „höhere" Leistungen nichts mehr übrig bleibt.

Seelenvoll könnte man schon eher das Auge des Windhundes nennen, zumal wenn der Kopf so geschickt gefaßt wird, wie auf unserem Bilde. Tatsächlich gehört der Windhund aber doch zu den weniger klugen Hunderassen. Er ist eben ganz einseitig auf den Schnelläufer gezüchtet, und dieser Leistung ist er geradezu vollkommen angepaßt mit seinen hohen, sehnigen Läufen und dem schmalen, der Luft wenig Widerstand bietenden Körper, der aber für die Lunge einen desto tieferen Brustraum enthält. Das alles schließt natürlich nicht aus, daß der Windhund seinem Herrn sehr treu sein kann. Geschichtlich berühmt sind ja die Windspiele des großen Friedrich, die in Sanssouci begraben liegen. Neuerdings sind Windhundrennen auch bei uns in Deutschland in Aufnahme gekommen. Hinter dem „elektrischen Hasen".

Der Löwe ist ein mehr oder weniger geselliges Steppentier, das seiner Nahrung, den Zebra- und Antilopenherden, nachzieht. Seine Verwandten, die Tiger, Leoparden, Jaguare, Pumas, sind dagegen mehr einzeln lebende Urwald- und Gebirgstiere, gehen wenigstens nie sehr weit in die freie, flache Ebene hinaus. In dieser richtet sich der Blick unwillkürlich in die Ferne, wird die Beute vielfach von weither schon erspäht und dann beschlichen. Das prägt sich unverkennbar im Löwenauge und Löwengesicht aus. Wenn im Zoo von weitem ein Fuhrwerk herannaht, das erregt ihn. Dahin schaut er, hocherhobenen Hauptes, gleichgültig hinweg über die vor ihm stehenden Beschauer, und das macht eben den stolzen, königlichen Eindruck. Die Mähne, die keine andere Katzenart hat, hängt wohl mit dem abweichenden, mehr geselligen Leben des Löwen zusammen. Da gibt es gewiß öfter Streit um die Löwinnen, und dann ist der Löwe mit seinem Paukhemd, der Mähne, ganz vortrefflich gewappnet zum Zweikampf. Die Mähne mildert die Tatzenschläge des Gegners und läßt sein Gebiß nur Haare fassen.

Herbstende. Von Arnt Hochberg

Und immer stärker geht das Mahnen.
Wie stille, tote Vögel wehn
Die großen Blätter der Platanen
Lautlos herab aus den Alleen.

Die Birken rückten schmal zusammen.
Im Stadtteich mit dem feinen Hauch
Spiegelt sich letztes Blätterflammen
Und ein korallenroter Strauch.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Hanns Johst

Erich Brautlacht: Die Pöppelswycker (Greifenverlag, Rudolstadt) — Ludwig Finckh: Urlaub von Gott (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) — Edzard Hellmuth Schaper: Der letzte Gast und Die Bekenntnisse des Försters Patrik Doyle (A. Bonz & Co., Stuttgart) — Jakob Wassermann: Christoph Kolumbus, der Don Quichote des Ozeans (S. Fischer, Berlin)

Es fällt mir oft sehr schwer, über ein Buch zu schreiben, weil ich weiß, daß mit einem einzigen Buch nichts getan ist. Was ist Gottfried Keller mit dem „Grünen Heinrich" allein anderes als eine Hoffnung? . . . Was Goethe mit dem „Werther"? . . . Ein Versprechen! Die Folge . . . die Folge ist alles. Auf die Treue zu einem Leben der Darstellung als Ganzes, zu einer tief atmenden Lebensarbeit, auf diese schlichte und selbstverständliche Treue und ihre Notwendigkeit kommt es an. Die künstlerische Gestalt kostet ein Leben, das siebzig Jahre währt und das, wenn es köstlich gewesen ist, mühselig Arbeit an Arbeit reihte. So kommt es, daß ich in einem Buch immer leidenschaftlich nach dem Kerl Ausschau halte, der dahinter steht, ob er bodenständig ist, ob er eine breite Brust hat und einen guten Blick.

Da sind etwa „Die Pöppelswycker" von Erich Brautlacht. Auf der letzten Seite dieses Buches steht: „Ende des ersten Bandes."

Und ich gehe zu den gesammelten Werken meines geliebten Jeremias Gotthelf, streichle mit der Hand über die Rücken einer Herde von breiten, fruchtbaren Bänden und sage: „Lieber Herr Pastor, dieser Brautlacht, das wäre seit langem wieder einmal ein Kerl von Ihrem Schlag. Einer, der es vermöchte und der es hat, den Himmel und die Scholle seiner Heimat, ohne Ismus und ohne literarische Mode, lebendig der schwarzen Kunst zu schenken. Ob er den Atem besitzt und die Treue, die Ruhe und die Gnade des Lebens, Band an Band zu reihen, bis diese Heimat wie ein Jahrhundert und ein irdisches Evangelium besteht?" Mir ist es, als ob der alte, rechtschaffene, pausbäckige schweizerische Pfarrherr lächelte und von diesem Anfang bestrickt voller Zuversicht sagte: „Er wird es schon schaffen, der Herr Brautlacht. Du mußt ihm Mut machen, denn mit der stillen Demut allein ist es heutigentages nicht mehr zu machen."

Nun, das erste Buch ist wirklich und wahrhaftig ein Anfang, von dem es zu reden lohnt. Der Mittelpunkt der Erde liegt nämlich plötzlich und unzweideutig in Pöppelswyck. Wie immer in der Welt gibt es Konkurrenz. Hier in Form des Ortes: Pöppelswyckerhamm!

Belassen wir die Frage, die Streitfrage nach dem Mittelpunkt der Erde, den Autoritäten dieser zwei Gemeinden. Sicher ist, daß diese zwei Siedlungen Menschen beherbergen und daß diese Menschen runde Beine haben, einen Wirt und einen Pfarrer, den Niederrhein, einen schönen Glauben und einen guten Durst.

Das wäre in großen Zügen das Gemeinsame . . .

Getrennt sind sie durch den Pöppelswycker Bach. Das Interesse aber an der Brücke hinwiederum ist gemeinsam. Während die Kosten dieser Brücke wiederum . . . Nun, jeder ehrliche Deutsche weiß jetzt Bescheid, wie es um die Pöppelswycker und die Pöppelswyckerhammer steht, nicht wahr?

Es würde zu weit führen, wollte ich hier mehr andeuten als die köstliche Liebesgeschichte, die sich auf dieser wunderlichen Gemarkung ereignet. Da ist also der Johannes, der Sohn des Baumeisters zu Pöppelswyck . . . und da ist die Bella, die Tochter des Baumeisters zu Pöppelswyckerhamm . . . Und Johannes . . . ja, das läßt sich nicht so einfach berichten, da kann man nicht nur so sagen: der Johannes liebt die Bella. Das ist alles viel umständlicher und durch die Politik der Gemeinden verstrickter, als daß man das in eine nüchterne Besprechung stecken könnte. Kurz und schlecht, neben der Bella tritt ein Vagabund auf. Ja . . . Vagabund . . . das ist auch wieder nicht das Richtige . . . Jedenfalls schaut die Bella diesem Zugewanderten in die Augen. Die zwei Burschen wollen ein Turnier oder ein Duell, jedenfalls einen Entscheid. Und dann ist Schützenfest. Und da ist der berühmte Lukas, den man mit dem Hammer aufbolzen muß. Da messen sie, ohne großes Federlesen, ihre Kräfte. Fünfmal verneigt sich der Hampelmann vor Johannes, nur viermal vor dem Vagabunden Hannes Pempelforst. Da ging der besiegte Hannes Pempelforst wieder seines Weges, mit einer Träne im Auge.

Aber Johannes hatte gesehen, wie Bella besorgt um diesen Hannes war und bekümmert, daß er verlor. So gab er sich auch verloren und hat auch eine Träne im Auge und geht auch seines Weges und wird nicht mehr gesehen. Und Bella sitzt vor ihrem geweißten Haus und wartet. Und Hannes denkt: ‚Ja, der Johannes, der ist glücklich . . . er war stärker als du . . .' Und Johannes denkt: ‚Ja, der Hannes, der ist glücklich . . .

Digitized by Google

der ist geliebter als du ...' Und Bella wartet ...

Das sind so Geschichten, nicht wahr?

Der Vater vom Johannes sucht die ganze Gegend ab nach seinem Sohn, da findet er den Tyras, den halb verhungerten Hund, der nach Johannes Ausschau hält und auch wartet. Der Vater will ihn nach Hause ziehen. Der Hund läßt sich schleifen und kriecht immer wieder zu der Stelle zurück, an der ihn sein Herr, der Johannes, verließ. Da nimmt der Herr Vater einen Knüppel und schlägt ihn auf die Schnauze und den Dickkopf, und Tyras ist mausetot. Da liegt der Hund begraben, genau an der Stelle, wo ihn sein Herr verließ, und wartet ...

Das sind so kleine Geschichten ... der Wind spielt darüber hin ... Man baut Brücken zwischen Pöppelswyck und Pöppelswyckerhamm und man feiert Feste, wenn die Brücken endlich zustande gekommen sind.

Aber Bella wartet, und irgendwo liegt immer ein alter, treuer Hund begraben, der sich nicht über die neue Brücke schleifen läßt ...

Doch in Pöppelswyck am Niederrhein gibt es nicht nur Schützenfeste, Umtrunk und Liebeskummer, sondern es gibt auch den Schuster, der nicht bei seinem Leisten bleibt, sondern ausgerechnet am Talmud herumtüftelt. Der Schuhmacher Wendelin Wehrhaus. (In Nürnberg heißt er Hans Sachs und wird vom Rat unter dem 27. März 1527 vermahnt, daß er seines Handwerkens und Schuhmachens warte, sich auch enthalte, einig Buechlin oder Reymen hinfür ausgehen zu lassen ... Und in Görlitz heißt er Jakob Böhme ...) Der Schuster vom Niederrhein legt den Talmud aus und gibt hebräische Stunden. Und dann kommt eines Tages die Zunft der Fachleute zusammen. Wer tritt da auf und redet seine Weisheit frisch von der Leber weg? Obgenannter Schuster! Kein Mensch versteht ein Wort, aber das ist ja in der Wissenschaft so, einer versteht den anderen nicht, keiner versteht sogar sein eigen Wort. So nimmt man also anfangs den Schuster sehr ernst. Erst als er deutsch spricht, der Tropf, steckt man ihn in das Narrenhaus. Hätte er weiter hebräisch gefaselt, er säße sicher im Ausschuß oder im Vorstand oder im Komitee oder wie man sonst die Spitzen heißt, die auf jeden Unsinn mit einem Programm hineinfallen.

Auch diese Geschichte ist lebendig erzählt, aus der Freude heraus am weiten Horizont, der wie ein Seil geworfen wurde, die Erde an den Himmel zu festigen. Die Menschen wirken im Flachland bedeutend und überaus behäbig. Sie sind in der weiten Runde, neben ein paar deftigen Bäumen, das einzige, was lotrecht, aufrecht besteht. Dieser Schlag Menschen trägt auch schwer an diesem rechten Winkel zu allem Irdischen, so schwer, daß er pokuliert, bis er umfällt, oder daß er wie der Schuhmacher den Kopf aufbläst wie eine Art Luftballon, mit fixen Ideen vollgefüllt, bis er auffliegt und an der Stubendecke zerplatzt ...

*

Den Rhein hinauf, bis in ein Linzgaunest vor dem Bodensee, führt uns Ludwig Finckh in seinem Roman „Urlaub von Gott".

Seit Friedrich Huchs herrlichem „Pitt und Fox" spuken die Brüder, die der Sturm und Drang als Zwillingsbrüder in das dramatische Leben Deutschlands berief, in epischen Breiten. Ludwig Finckh heißt sie schlagfertig: Potz und Blitz, nach dem fassungslosen Ausruf des Herrn Postmeisters, als man ihm diese seine kleine, jähe Serie von Söhnen unterbreitet.

Die zwei Jungen werden von ihrem Dichter in die Welt geschickt, das Deutschland der ersten Nachkriegszeit zu erleben. Der eine als Landmann, der andere als Arzt. Helfen, ihrer Heimat helfen, das wollen sie beide, und sie finden Genossen und schließlich meistern sie als zwei Ehemännner die schöne Zelle ihres gesunden und beispielfrohen Lebens. Alle Jugendbewegungen werden geschildert, Schule und Klinik, Landwirtschaft und Stadtwirtschaft gestreift. Das Wort: gestreift steht vor mir, und dieses Wort stellt sich gegen die schöne Fabulierkunst dieses dichterischen, frohgemuten Buches. Ein heiterer Optimismus streift allen Ernst, alle Problematik der Zeit.

Das Dichterische, das bunte und schöne Wort des Dichters, das ist schon eine Zauberformel, die viel zu erlösen vermag, gewiß, aber tragische Zeitumstände lassen sich nicht berühren, ohne daß sie mehr fordern als die flatternden Bänder wohlgemuter Schilderungen. Es befriedigt nicht, es hilft nicht, zwei Knaben und deren Liebe zu beschwören, wenn diese zwei Menschen nicht auch zwei Seelen in der Brust haben. Das Leid scheint nur in der Welt, damit Potz und Blitz es aus der Welt schaffen können. Das Leid selbst noch wird mit hellem „Finckhenschlag" gegeben, und an diesen Stellen, den Begegnungen der gegebenen Menschen mit dem Dunkel und dem Leid, versagt das Buch. Wohl hebt Melancholie dann an und legendärer Stil, aber das Leid ist eben nicht nur Stilfrage und Melodie. Das Leid ist Stoff und Sachlichkeit und Gegenspieler. Potz und Blitz werden immer nur vom Leid gestreift. Sie haben dieses tragische Element nicht in sich.

„Herrlich! Herrlich! Endlich ein Buch ohne den verdammten Pessimismus! Ein Buch, in dem sich der Welt zum Trotz noch das Reine rein durchsetzt, das Gute das Schlechte bessert ..."

„Ganz richtig, solch ein Buch!"

„Ha! Endlich! Danach hungere ich!"

„Gut .. Dann kaufen Sie sich sofort das Buch ... Sie werden gut unterhalten. Sie werden ein paarmal lachen, häufiger lächeln. Sie werden wehmütig und übermütig ..."

Digitized by Google

„Ja, was werde ich in Gottes Namen denn eigentlich nicht ...?"

„Vertieft, mein Freund, vertieft werden Sie nicht ..."

★

Die Tiefe und die Weisheit oder wenigstens die Sehnsucht, die dichterische Sehnsucht nach Erweiterung des seelischen Raumes im Menschenleben, das ist nun der schwere Kampf in den Büchern, die Edzard Hellmuth Schaper verlegen ließ.

Da ist zunächst „Der letzte Gast". Ein junger Mensch begräbt den Vater, damit die Jugend, und, durch dieses Begräbnis gereift, sehnt er sich und verzehrt er sich nach der seelischen Heimat der Kindheit, sucht er in den Frauen die Mütter und in dem magischen Bezirk der Liebe: die Mutter. Es ist rührend und im tiefsten Sinne des Wortes romantisch, wie dieser Jüngling, dem das Leben Mutterliebe versagte — sein Vater, der vereinsamte Bildhauer, ließ ihn nie wissen, wer seine Mutter gewesen —, wie dieser nach dem Tode des Vaters also zutiefst Verwaiste die Erde und sein Leben umgräbt und umwühlt, um seiner Mutter, ihrer Liebe und seines Ursprungs teilhaftig zu werden.

Die Schwermut dieses Buches will es, daß Melchior zwei Mädchen liebt, ehe er die dritte findet, zu der er sein tiefstes Liebeswort „Mutter" sagen kann. Diese Frau gibt sich ihm als seine Mutter, um ihn zu töten, als sie ihm gesteht, daß es nur ihre Frauenliebe war, ihre Sehnsucht, ihn ganz zu besitzen, die sie lügen ließ. Die Frau ist natürlich nicht seine Mutter. Als er sich so ohne Weg weiß mutterseelenallein fühlt, überläßt er sich der Weglosigkeit des Meeres, versinkt er in den Abgrund, weil sich ihm die Gründe seines Lebens versagen.

Es ist die Melancholie der Pubertät, die Krise der Jugend, daß sie, ehe sie restlos selbständig wird, zuvor noch einmal Vater und Mutter umarmen und überwältigen will. Versagen sich Vater und Mutter in diesem großen Augenblick, durch Tod, Schicksal oder Zufall, so verlieren sich die Betroffenen in romantischem Geschick, in schmerzlichen Zerwürfnissen, in tödlichem Verfall. „Der letzte Gast" ist ein Roman, der diese Gebärde der Anbetung eines Jünglings verherrlicht. Das Triptychon: Vater, Mutter und Sohn in seiner leidvollen Verwirrung ist ehrlich und edel gestaltet. Die Sachlichkeit des Vortrags — da verrät sich die Hand des Anfängers — wird freilich noch zu häufig durch Erörterungen unterbrochen. Die Nachdenklichkeit des Schreibenden läßt ihre Figuren unvermittelt stehen bleiben, und der Schreiber denkt nach über ihren mehr oder weniger berechtigten Standpunkt. Sätze wie: „Irgendwann aber mußte das Schweben im Rundflug in der erlösenden Zielstrebigkeit nach der Achse des Gesetzes glücken, und dann würde wohl des Höhenwegs ein Ende sein, und der Fall in eine Leere des Raumlosen das Bewußtsein auslöschen" — dergleichen Sätze sind die Gefahren, aus dem dichterischen in das philosophierende Element zu geraten, aus der Gestaltung in das Gerede ...

Das zweite Buch des gleichen Verfassers, „Die Bekenntnisse des Försters Doyle", hat aus dieser Not eine Tugend gemacht, die genannte Gefahr beim Schopf gepackt und das Weltanschauliche berechtigt in den Vordergrund gestellt durch die Wahl der Tagebuchform. Dieser Roman ist die Niederschrift eines Menschen, der abgeschlossen hat mit Europa, mit Liebe und Reichtum, mit Himmel und Hölle. Dieses Buch ist mir ein schönes Erlebnis geworden. Es ist gründlich und es beherbergt trotzdem den Duft unausgesprochener Gefühle. Es ist streng und es bleibt dennoch melodisch.

Patrik Doyle fährt nach Europa, nach Deutschland und erlebt in Kassel das Märchen einer namenlosen Liebe. Und kaum hat das Liebesspiel begonnen, beginnt mit ihm gleichzeitig auch die Lockung des Verzichts. Das Herz des Patrik will Anker werfen, aber die Brust bleibt in voller Fahrt, und so gibt es schmerzlichen Abschied, eine Handvoll Blumen und eine Stirn voller Schwermut ... Damit reist er weiter ... Genf ...

Hier erlebt er einen ekstatischen Musikanten. Der Tod des Vaters und der Beginn des Weltkrieges guillotinieren diese unendlich tolle und tiefe Begegnung. Heimkehr in die Staaten, in das Geschäft. Abkehr von der Heimat und dem Geschäft. Lösung selbst von der Mutter. Selbstbesinnung in den nördlichen Wäldern von Kanada. Patrik Doyle, Förster auf Station II Forst Belly Banks ... Schlaf der Welt und tiefer Traum der eigenen Seele ... Selbstbesinnung! Ein billiger Friede steht dabei nicht in Aussicht, aber die kostbare Offenbarung der Herrlichkeiten Gottes!

Die Lehre von der Askese, die hier männlich, herb, trotzig und unendlich lyrisch ausgesagt wird, ist in ihrer Reinheit und Notwendigkeit so selten, daß ich fürchte, nicht innig genug auf dieses Buch hinzuweisen.

★

Das Abenteuer in geschichtlicher Schau und in einer bedeutenden Sicht auf ein historisches Porträt beschwört Wassermann: „Christoph Kolumbus, der Don Quichote des Ozeans". Der Untertitel sucht eine Gleichung, die, glücklich oder unglücklich, jedenfalls eindringlich die Vision aufzeigt, aus der heraus Jakob Wassermann der Persönlichkeit des Kolumbus naht.

Das Prahlerische, das Schweifende, das Manische, das Heimatlose ist mit dieser Metapher angedeutet: Der Italiener, der als Spanier die Welt um einen Kontinent bereichert, der in Ketten geworfen wird und dessen Sterben ein überlebtes und veraltetes Dasein beendigt. Die Ballade eines großen Lebens ist in dreizehn Kapiteln, in dreizehn

Digitized by Google

Strophen karg und mächtig zugleich eingeschlossen. Und das Porträt dieses ungewöhnlichen Menschen ist nicht phantastisch, freizügig hingeworfen, sondern herausgearbeitet aus dem magischen Stoff der Geschichte, aus dem trockenen Stoff der Pergamente und der Urkunden.

In diesem Buche Wassermanns spüre ich zum erstenmal wieder das Glück der schöpferischen Liebe, einer Liebe, der er sich entfremdete bei der Analyse und Vivisektion von Gesellschaftswerten, denen seine Kunst in den letzten Arbeiten zu erliegen drohte. Das Dilettantische im goethischen Sinne, gibt das Persönlichste frei, und so sehr auch diese Biographie auf der Ebene exakter Forschung steht und besteht, darüber hinaus ist sie ein Bekenntnis zu Größe, Schicksal und Abenteuer. Die Werte der Konventionen, der Individuen, der Gesellschaft verblassen, und der Rausch der ewigen Sterne verklärt menschliche Züge, die unter der Hand ihres Dichters die zufälligen und notwendigen Merkmale des Christoph Kolumbus annehmen. Grandiose Augenblicke sind bewältigt ohne Pathos, ohne Rhetorik. Wir sind alle Namenlose und werden angetrieben an die neue Heimat, die erst Portugal, dann Spanien heißt. Wir sehen den überreifen Mann vor einer Königin stehen und wir erleben, wie er plötzlich und ohne jede Wahrscheinlichkeit Admiral heißt und Vizekönig.

Wir stechen mit in die See, Anfang August, und wir schreien mit: Land! Land! Mitte Oktober. Wir erleben die Heimkehr mit und die unsterblichen Ehren. Und wir erleben die Sterblichkeit dieser Ehren und die erneute Ausfahrt. Wir erschauen die Tragödie der Indios und erfühlen die übermenschliche Komödie des gehetzten Daseins dieses Christoph Kolumbus, dieses Menschen, dessen einzige Berührung mit der Wirklichkeit sein phantastischer Glaube scheint und dessen Wirklichkeit wie eine Fiktion, wie eine Erfindung wie eine Dichtung anmutet.

Dieses Buch Wassermanns, finde ich, muß man lesen, und man soll sich von ihm beunruhigen lassen, auch wenn man, wie ich, aus anderen Voraussetzungen heraus das Leben und die Welt zu sehen sich gewöhnte. Dieses Buch gewinnt Sätze, wie etwa diesen: „Was bleibt letztlich übrig von Schuld? Vergessen." Das sind Gemeinplätze, deren Gegenteil auch stimmt, nicht wahr? Oder die Quintessenz: „Erkenntnis macht feig!" Dabei weiß aber Wassermann auch, daß Ideen unter allen Umständen „mörderisch" sind. So müssen wir also doch die Tapferkeit, die die heutige Mode gern als Dummheit verschreit, auf uns nehmen, um in die Welt der Ideen vorzustoßen? Es ist hier nicht der Raum, in die Grundlagen dieses Denkens einzudringen, es sei nur angedeutet, daß die geschichtliche Auffassung dieses Buches von einer Art ist, die zu solcher Formel vorstößt: „Wäre bisher nicht mit einem zu großen Respekt von den Tatsachen und einer übertriebenen Bewunderung für die sogenannten Tatmenschen Geschichte geschrieben worden, so stünde vielleicht die Menschheit auf einer höheren Stufe des Rechts, der Gesittung und der Kultur." Es ist immer leicht, das Gegenteil einmal unter den Aspekt eines Vielleicht zu stellen.

An einer anderen Stelle vergleicht Wassermann in bezug auf Verbote das mittelalterliche Spanien mit dem „wilhelminischen Deutschland". Dieser Vergleich ist billig und wenig vornehm. Aber lassen wir diese kleinen Bezüge auf sich beruhen, das Werk selbst packt ein großes Thema und bewältigt es!

Kriegsbücher des Auslands. Von Professor Dr. Max J. Wolff

Unmittelbar nach dem Kriege erschien eine Fülle von Memoiren und Aufzeichnungen aus der Feder der führenden Feldherren und anderer Persönlichkeiten, die während der vier Jahre des Kampfes an einer leitenden Stelle gestanden hatten. Sie waren in erster Linie bestimmt, den eigenen Anteil der Verfasser an den Ereignissen darzulegen, sei es, daß die Besiegten sich von der schweren Verantwortung für die Niederlage entlasten, sei es, daß die Sieger ihren Völkern erklären wollten, warum der Erfolg trotz der größten Überlegenheit an Menschen und Material so lange auf sich hatte warten lassen und warum er, als er endlich eintrat, weniger der eignen Aktivität als dem Versagen des Gegners zu danken war.

Diese Schriften machten den Versuch, den Krieg als historisches Ereignis zu würdigen. Für diese Betrachtungsweise fehlte aber und fehlt noch heute der erforderliche zeitliche Abstand. Die Menschheit steht noch zu stark im Banne des Entsetzlichen, das sie durchgemacht hat, und wird außerdem zu sehr von der Sorge gequält, daß sich dies Entsetzliche in noch schlimmerer Form wiederholen könne, um sich zu einer objektiven Beurteilung der Geschehnisse zu erheben. Sie bilden für sie noch keine abgeschlossene Vergangenheit, sondern ein persönliches Erlebnis. Diesem Eindruck wollen die zahlreichen Kriegsbücher in deutscher und fremder Sprache gerecht werden, die von Kriegsteilnehmern geschrieben sind, die nicht auf einer übergeordneten Kommandostelle, sondern an der Front selber in der vordersten Reihe der Kämpfe gestanden haben. Dem Erlebnis der Führer wollen sie das des gemeinen Mannes, allenfalls das des Subalternoffiziers, gegenüberstellen. Zu dieser Art Kriegsliteratur gehören die drei vorliegenden Bücher: „Das Feuer" von dem Franzosen Barbusse (Rascher & Co., Zürich), „Der spanische Pachthof" von dem Engländer Mottram (Inselverlag, Leipzig) und „U. S. A. an der Front" von dem Amerikaner

Digitized by Google

Wartons (im Montana-Verlag, Stuttgart, erschienen).

Alle drei Werke handeln von fingierten Personen, und in das englische ist sogar eine romanhafte Liebesgeschichte eingeflochten; trotzdem ist es die Absicht der Verfasser, die Wahrheit über den Krieg zu sagen. Sie halten sich streng an die historischen Ereignisse, ebenso streng an deren Schauplatz, und die Kämpfe, die vorgeführt werden, sind die aus den offiziellen Heeresberichten bekannten. Die Dichtung ist nach dem klugen Wort des Aristoteles wahrheitsgetreuer als die Geschichte; sie erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, das Zufällige zur Notwendigkeit. Aber dazu müssen die Dichter über den Ereignissen stehen, und wenn sie sich auf den Standpunkt des Frontkämpfers stellen, so liegt darin eine beabsichtigte Einseitigkeit.

Bei dem gewaltigen Umfang, den der Krieg 1914 bis 1918 hatte, konnte der Mann an der Front kein Verständnis für den Sinn und die Bedeutung der einzelnen Kampfhandlung besitzen. Auch die Soldaten Napoleons und Moltkes haben Schweres durchgemacht, aber ihre Anstrengungen wurden durch unmittelbare und augenfällige Erfolge belohnt. Am Abend eines Schlachttages wußten sie, daß sie gesiegt hatten, und konnten auch die Bedeutung des Sieges übersehen. Im Weltkrieg war das nicht der Fall. Die Vorbereitungen einer Offensive nahmen Monate in Anspruch, die Kämpfe mit dem meist unsichtbaren Feind dauerten Wochen, ungeheure Opfer an Menschen und Material wurden gebracht, und das äußere Ergebnis war der Gewinn von einigen Kilometern verwüsteten Geländes. Der Held des englischen Romans berechnet, daß es bei diesen Fortschritten 180 Jahre dauern wird, ehe die Verbündeten den Rhein erreichen.

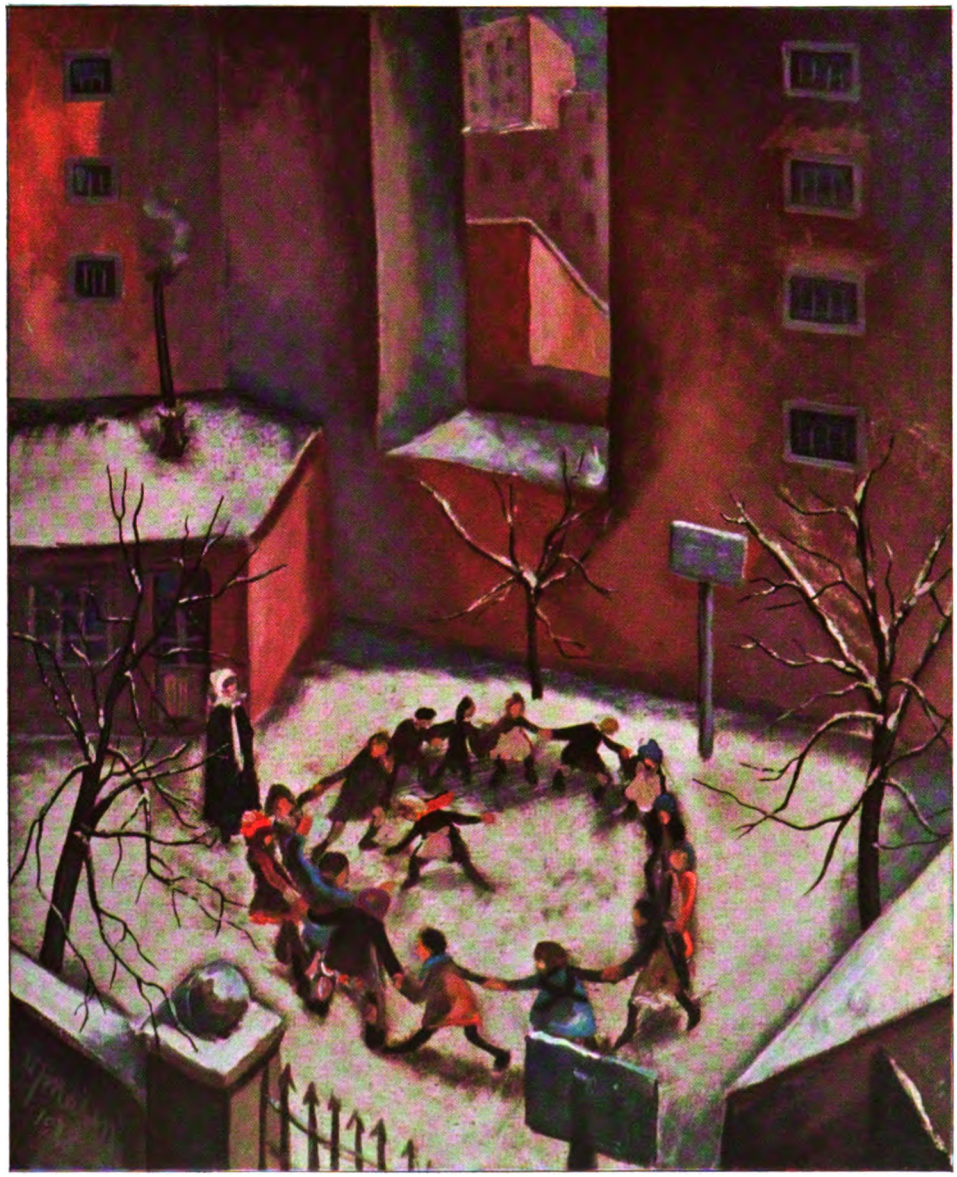
Diese Art des Krieges erscheint in allen drei Büchern den Frontsoldaten als etwas Sinnloses, als ein zum Selbstzweck gewordenes Gemetzel. Sie fühlen sich als Opfer eines Wahnes, der die Menschheit ergriffen hat, und in diesem Gefühl verachten sie alles, was außerhalb der Reichweite der Granaten und der Giftgase lebt, nicht nur die Heimkrieger und die Etappe, sondern auch die höheren Stäbe, die bei ausreichender Verpflegung und in sicheren Quartieren das scheinbar zwecklose Vernichtungswerk organisieren. Diese Verachtung steigert sich zum Ekel und zur Empörung gegenüber den „Patrioten", die die Phrase am lautesten gebrauchen, das eigene Leben aber vorsichtig vor jeder Gefahr bewahren. Die Schilderung des Drückebergers wird bei Barbusse, gerade weil sie gewöhnlichen Soldaten in den Mund gelegt ist, zu einer erschütternden Anklage, während bei dem Engländer und Amerikaner diese dunkle Seite des Krieges mehr zurücktritt, da ihre Front nur in loser Verbindung mit der Heimat steht. Gegen den Feind dagegen verspüren die Leute keinen Haß. Die Deutschen sind in ihren Augen Menschen, die das gleiche Ungemach mit dem gleichen Mute ertragen. Der Engländer fühlt sich nach seinem innersten Wesen sogar mehr zu ihnen hingezogen als zu den verbündeten Franzosen oder gar zu den von den Alliierten aufgebotenen Exoten.

Die Verfasser selber verfolgen mehr oder weniger pazifistische Tendenzen; die Soldaten dagegen — und das spricht für ihre Lebenswahrheit — sind weder Pazifisten noch Kriegsgegner oder Dienstverweigerer. Im Gegenteil, sie tun als tapfere Männer ihre Pflicht, aber diese Pflichterfüllung erfolgt nicht aus innerer Begeisterung, sondern in einer fatalistischen Ergebung in das Unvermeidliche, in einer zum Lebensgefühl gewordenen Gleichgültigkeit gegen den Tod und gegen alle Schrecken des Krieges. Diesen seelischen Zustand hat Mottram am tiefsten erfaßt und erfassen können. Seine Engländer haben sich ja freiwillig zur Fahne gemeldet, sie haben alle Ideale von Freiwilligen. Sie versinken in dem Schlamm Flanderns, versacken in erfolglosen Offensiven, bis ihnen der Krieg zum Handwerk wird wie ihren Verbündeten. Keiner von ihnen empfindet Freude über den Sieg.

Die Bücher der beiden Angelsachsen sind Jahre nach dem Krieg geschrieben. Sie enthalten eine Auffassung der historischen Vorgänge, eine Kritik, die seitdem unzählige Male ausgesprochen und längst literarisch abgestempelt ist. Anders das Buch von Barbusse. Es ist im Dezember 1915 abgeschlossen und erschien schon 1916. Damals, als der Höhepunkt des Völkerhasses erreicht war, gehörte Mut dazu, mit dieser entsetzlichen Anklage des Krieges an die Öffentlichkeit zu treten. Mag man nun seine Tendenz billigen oder nicht, das Werk selbst war eine Tat, es war revolutionär, während der Engländer und der Amerikaner trotz starker Worte und trotz der Schilderung des furchtbarsten menschlichen Elends im Literarischen stecken bleiben. Dazu kommt, daß der Franzose im Vergleich mit ihnen der größere Dichter ist, zum mindesten über eine stärkere Darstellungskraft verfügt. Sein Buch wirkt wie eine mitleidlose Enthüllung menschlicher Dummheit und Böswilligkeit, und diese Wirkung wäre noch gewaltiger und unmittelbarer, wenn sie nicht durch die sozialistische Tendenz abgeschwächt würde.

Die drei Autoren schildern den Krieg mindestens ebenso niederdrückend wie Remarque, aber zum Unterschied von ihm fühlen sich ihre Soldaten nicht als vernichtete Existenzen, nicht als Menschen ohne Zukunft. Bei Barbusse erkennen sie wohl, daß der Krieg die schlechtesten Triebe in ihnen erweckt, sie glauben auch, daß sie ihre Kräfte an die entsetzlichste Dummheit der Menschheit vergeuden und daß sie wegen eines Wahnes die furchtbarsten Leiden bestehen müssen, aber sie wissen, daß sich mit dem Frieden die Vergessenheit über all das Erlittene legen wird.

Digitized by Google



Schulhof. Gemälde von W. Schulz-Matan

Digitized by Google

Digitized by Google

„Hirnloser Quatsch," sagen die Amerikaner Whartons'. „Oder ist noch einer hier, der heut nacht an die Front gehen will, um für sein Vaterland zu kämpfen? Der soll sich's Gehirn untersuchen lassen." Aber sie gehen doch, sie tun ihre Pflicht, und obgleich von der dargestellten Korporalschaft nicht einer am Leben bleibt, lautet das letzte Wort des Verfassers doch: „So'n Krieg muß Männer machen."

Auch das Buch des Engländers klingt in keinen verzweifelten Pessimismus aus. Sein Held ist ein Freiwilliger, der zum Offizier aufgerückt ist. Nach Bildung und Stellung steht er über den Mannschaften, die der Franzose und der Amerikaner vorführen, aber er macht auch vier Jahre lang alle Schrecken der Front durch. Als er nach seiner Entlassung auf die Zeit zurückblickt, sagt er sich, daß er in einen Abgrund der Selbstverachtung versunken wäre, wenn er — „tauglich und im richtigen Alter" — nicht in den Krieg gezogen wäre. „Das war es: Der Ruf war gekommen, und er war ihm gefolgt; sein Lohn bestand darin: Ich war dabei!"

Der Krieg hat die Menschen in zwei Klassen geschieden, in solche, „die dabei waren und die nicht dabei waren". Beide Teile können sich nicht verstehen. Das wird von Mottram als eine psychologische Tatsache ohne jede Bitterkeit, als eine Folge der ungleichartigen Erlebnisse festgestellt, bei Barbusse wird es zur Tendenz, denn bei ihm erscheinen die Leute an der Front als die Opfer, die in der Heimat als die Nutznießer des Krieges. Romain Rolland hat die Verbindung zwischen dem Erlebnis beider Gruppen in seinem „Clerambault" (Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) herstellen wollen. Sein Held erwacht aus dem sinnlosen nationalistischen Taumel, nicht weil sein Sohn gefallen ist, sondern weil ihm allmählich klar wird, daß er den Gefallenen, der ihm bei seinem letzten Urlaub die Stimmung des Frontsoldaten anvertrauen wollte, nicht verstanden und unter dem Einfluß der patriotischen Zeitungsphrase von sich gewiesen hat. Clerambault nimmt den Kampf gegen den Nationalismus auf und unterliegt, aber doch mit einem Ausblick auf den Sieg seiner Ideen und auf eine bessere Zukunft. Freilich wenn der Autor diese Hoffnung mit dem Namen Lenins verknüpft, wie sein Landsmann Barbusse mit dem Liebknechts, so sehen wir, daß das letzte Wort über den Krieg damit noch nicht gesprochen ist.

Noch eine Bemerkung möchte ich machen, die allerdings nicht in diesen Zusammenhang gehört: Übersetzen ist nicht leicht; warum werden zu dieser schweren Tätigkeit so häufig Autoren berufen, die entweder die deutsche oder die fremde Sprache nur mangelhaft beherrschen, oft sogar in beiden versagen? Es ist geradezu eine Kühnheit, einem ein derartiges Deutsch vorzusetzen. Weiß jemand, was futieren ist? Sicher keine Verdeutschung für das französische foutre. Bloody Englishmen sind keine blutigen, sondern verfluchte Engländer. Und so geht es Seite für Seite. Die vorliegenden Bücher sind von sehr angesehenen Verlegern herausgebracht; die Herren sollten sich doch darüber klar sein, daß eine gewisse Kenntnis des Französischen und Englischen sowie der Besitz eines Lexikons zur Anfertigung einer Übersetzung nicht ausreichen.

Velhagen & Klasings Büchertisch 1930

Hugo von Hofmannsthal, der zu den tragischen Opfern des zur Rüste gehenden Jahres 1929 zählt, hat einmal gesagt, man stelle sich den deutschen Menschen mit dem Buch in der Hand vor. Wie er in seiner erlesenen Kultiviertheit zu veralten begann, so ist es auch diesem seinem Ausspruch geschehen. Auch der Gebildete läßt sich heute öfter mit dem Tennisschläger oder einem anderen Sportgerät als mit einem Buch sehen. Und dennoch: ein Tag im Jahre ist dem Buche frei, unwidersprochen und unerschütterlich. Wir meinen damit nicht den „Tag des Buches", der im März, zu Goethes Geburtstag, mit amerikanischen Werbemitteln die Bedeutung des Buches selbst dem Stumpfsinnigsten einzupauken sich müht, sondern das Weihnachtsfest, dessen Glück und Glanz unvollständig wären, wenn unter den Gaben der Liebe Bücher fehlten. Aus einem Buch wird uns die ehrwürdige Wundergeschichte von der Geburt des Heilands alle Jahre wieder verlesen, und alle Jahre wieder suchen neue und gute Bücher den Weg zum Herzen empfänglicher Leser.

Die Freunde dieser Zeitschrift finden in dem vorliegenden Heft eine klare und reizvoll ausgestattete Übersicht über die Bücher, die Velhagen & Klasings Verlag zu diesem Fest mit besonderer Wärme empfiehlt. Der Verlag hat sich nie in den Grenzen eines engen Sondergebiets gefallen. Trotzdem hat er im Laufe vieler Jahrzehnte ein bestimmtes Gesicht gewonnen und bewahrt: seine Bücher wenden sich an das gebildete deutsche Haus. Es sind keine „Saison"- oder „Wochenschlager". Ihre Wirkung ist tiefer und dauerhafter, und wer sie erwirbt, darf gewiß sein, keine flüchtigen Bekannten, sondern gute Freunde zu gewinnen. Das trifft auch auf die

Jugendbücher

zu, die sonst oft schnellem Veralten ausgesetzt sind. Die Werke von Wörishöffer, von Noeldechen, von Hanns von Zo-

Digitized by Google

beltitz, die wir vor dreißig, vierzig Jahren mit roten Backen verschlungen haben: sie wirken noch heute, und unseren Jungen schlägt das Herz, wenn sie von Robert dem Schiffsjungen oder Onnen Visser lesen. In diesem Jahre sind „Die Diamanten des Peruaners" und „Ein Wiedersehen in Australien" von Wörishöffer, „Lambert Hadewart" und „Unter dem roten Adler" von Roeldechen in neuer, geschmackvoller Ausstattung erschienen. Völlig neu ist ein anderes Jugendbuch, von Friedrich Freksa, dem bedeutenden modernen Romandichter: „Der Husar von Rheinsberg", eine friderizianische Geschichte, die Meister Arthur Kampf geistvoll illustriert hat. Dieser „Husar" ist das Muster eines Jugendbuches, wie es Storm vom Dichter fordert: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben." D. h. was dem kleinen Hans behagen soll, muß auch dem großen Peter gefallen. Diese Aufgabe hat Freksa glänzend gelöst. Das gilt auch für viele Beiträge und Bilder der „Arche Noah", des Jugendjahrbuchs des Daheim; sie erscheint zum zweitenmal und steht einzig da in der bunten Fülle ihrer Geschichten und Gedichte, Basteleien und Rätsel, Scherze und Bilderbogen. Wer sie hat, hat Unterhaltung und Anregung für Jahr und Tag.

Zu Weihnachten haben auch in dieser Bücherschau die Kinder, wie unter dem Lichterbaum, den Vortritt. Aber selbstverständlich hat der Verlag den Tisch nicht nur für sie gedeckt. Auch

die Dame des Hauses

findet ihre Bücher. Da ist Velhagen & Klasings Almanach, wohl der einzige unter den vielen „Almanachen", der seinen Namen verdient, denn er ist nicht ein Verlagskatalog mit Kosthäppchen aus neu erscheinenden Büchern, sondern mit seinen spannenden Novellen, seinen glänzenden Aufsätzen, seinen zahlreichen Kunstblättern ein selbständiges Werk mit durchweg unveröffentlichten Beiträgen. Elegant wie der in diesem Jahr besonders abwechslungsreiche Inhalt ist die Ausstattung. Wer dieses Buch auch nur durchblättert, sieht: das Buch gehört in schöne Hände. Frauen sind es auch heute, die am fähigsten und am willigsten sind, Kunst und Dichtung zu genießen. Gern werden sie Martin Frehsens besinnliche Geschichten „Botschaft vom Mars" lesen oder zu Velhagen & Klasings Monographien zur Kunstgeschichte greifen. Diese zuerst haben es verstanden, gründliche Kenntnisse in künstlerischen Dingen auf eine anschauliche und liebenswürdige Weise mitzuteilen, und diese Vorzüge sind geblieben, sind vertieft. Ihre Verfasser sind Fachleute wie Waldmann, der Direktor der Bremer Kunsthalle, der den neuen Leibl-, Knapp, der Würzburger Professor, der den neuen Van-Gogh-Band verfaßt hat, aber Fachleute, die anschaulich und leicht zu schreiben verstehen und den Leser nicht mit ihren wissenschaftlichen Boxerhandschuhen knockout schlagen. Ein echtes Weihnachtsbuch ist die gleich allen andern farbenreich ausgestattete Steinhausen-Monographie von F. Lübbecke, und wer Sport übt und liebt, greift auf das von Toni Schönecker farbenfroh ausgestattete Buch: „Wintersport". Geschrieben hat es P. O. Höcker mit der ganzen Frische seiner gegenwartsfreudigen Kunst.

Selbverständlich freut sich auch

der Hausherr

über alle diese Bücher. Aber es gibt noch ganze Gruppen, die ihn, so scheint mir, besonders nahe angehen. So die Monographien zur Erdkunde, deren stattliche und kostbare Reihe um die Bände „Wien und der Wiener Wald" von Prof. A. Karl Toth, „Berlin und die Mark Brandenburg" von Prof. Dr. F. Lampe und „Berge und Bergsteiger" von Jos. Jul. Schätz vermehrt worden sind. Herrliche Bilderbücher nicht nur, sondern Werke, die in das Wesen einer Stadt, einer Landschaft führen. Ähnliche Ziele verfolgen die kleineren Volksbücher, in jüngster Zeit von namhaften Dichtern wie Zahn, Finckh, Moeschlin geschrieben; in dem neuesten behandelt Rudolf Stratz die oberbayrischen Seen. Wir leben in einer reiselustigen Zeit. Solche Bücher sind besonders willkommen, und wer sich nicht bloß zur Reise Lust machen oder Reiseerinnerungen sammeln will, wem auch die Reise selbst ein Genuß werden soll, der braucht Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende; er wird auf alles hingewiesen, was er vom Abteilfenster sieht, in Deutschland, Österreich, Böhmen, Oberitalien, fast in ganz Mitteleuropa. Willkommene Gaben für den Hausherrn, aber nein,

Standwerke fürs Haus

sind neben Andrees weltberühmtem Handatlas die großen Geschichtswerke des Verlages, alle reich und streng nach den Quellen illustriert: die Kunst- und Stilgeschichten von Haendcke, Knackfuß und Zimmermann, Rosenberg, Ueding, alle auf den Stand von heute gebracht, die politischen und Kulturgeschichten von Oskar Jäger und Eduard Heyck, die Literaturgeschichten von Busse, Oehlke und Koenig. Diese, die älteste und bahnbrechend für zahllose Nachfolger, ist von zwei starken Bänden wieder auf einen handlichen Band gebracht, reich und treu illustriert, von Dr. Paul Weiglin gründlich bearbeitet und fortgesetzt. Dieses Buch gibt dem Freund deutscher Dichtung in spannender Darstellung jenen „nötigen Vorrat" von Tatsachen, den er kennen muß, um die geistigen Strömungen auch der Gegenwart zu verstehen und zu würdigen. Dr. **K. R.**

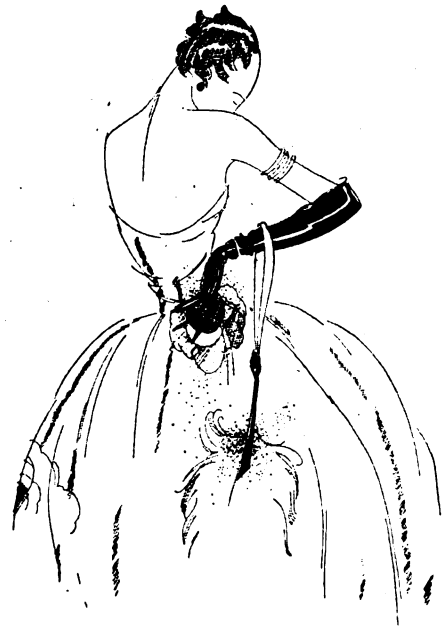
Digitized by Google

Weihnacht. Radierung von Harry Schultz

Illustrierte Rundschau

Die Weihnachtsstimmung hält ihren Einzug nicht mehr mit dem Duft gebratener Äpfel; die Zentralheizung hat der Kachelofenpoesie den Garaus gemacht. Es gibt auch nur noch wenig Großmamas, die ihre Enkelkinder in den Dämmerstunden der Adventszeit um sich versammeln, um ihnen wundersame Märchen zu erzählen, während sie Lebkuchenherzen verzehren. Die Großmama mit dem Bubikopf sitzt am Autosteuer . . . Aber selbst der verhärtetste Großstadtmensch unserer Tage kann sich auf die Dauer dem Zauber nicht verschließen, der von dem großen Lichtfest ausstrahlt, mag er

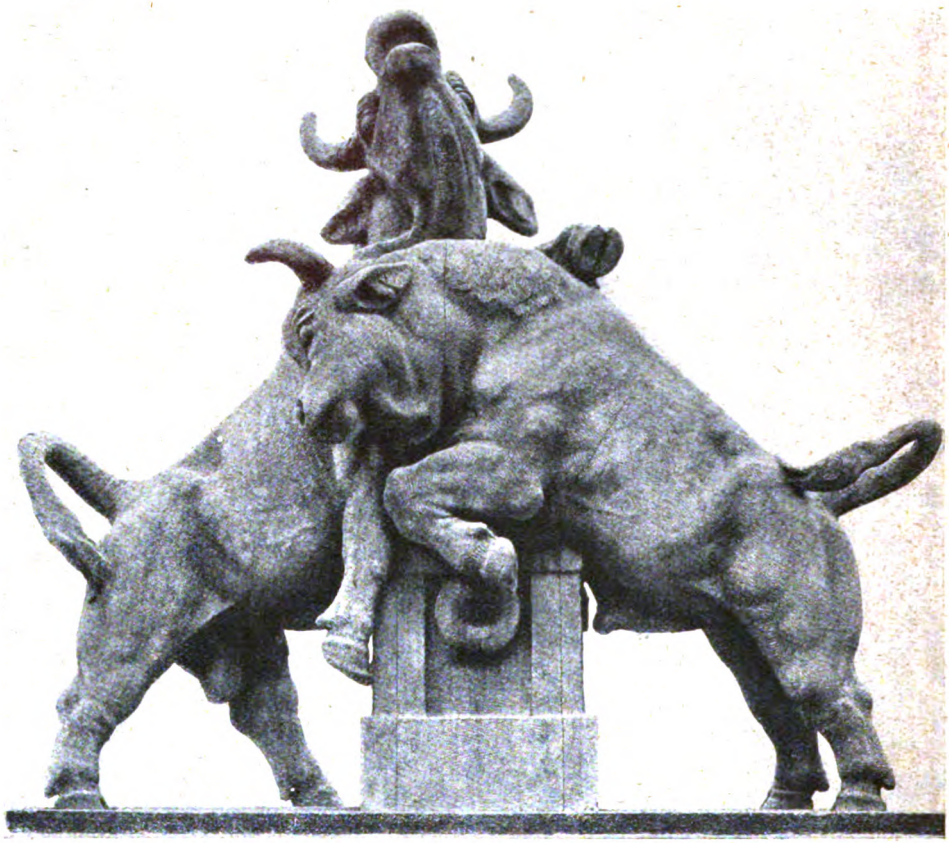
Mode von 1859. Zeichnung von Marlice Hinz



Mode von 1929. Zeichnung von Marlice Hinz

auch noch so oft die Rührseligkeit von Dickens' berühmtem Christmas-Bekehrungs-Geschichtchen belächelt haben. Eine ganz gewaltige Industrie ist aufmarschiert, um Sturm zu laufen gegen gepanzerte Herzen und ängstlich verschlossene Geldbeutel. Die Schaufenster schreien die Wünsche der zu Beschenkenden gut vernehmbar über die lauteste Straße, Weihnachtskataloge flattern ins Haus, der Sammelbeutel für die großen Bescherungen zieht um, die Schulen singen Weihnachtslieder, der Rundfunk erreicht mit seinem Stimmungsprogramm auch den Welt-

Digitized by Google



Stierbrunnen. Steinbildwerk von Prof. Fritz Behn

flüchtigsten ... Und seit dem ersten Adventstag liegen ja Velhagen & Klasings Monatshefte auf dem Tisch des Hauses, das bunte Weihnachtsheft, dessen Titelbild unfehlbar den Blick zum Bescheertisch mit dem Lichterbaum zwingt! Es hilft also alles nichts, man wird die Taschen aufknöpfen müssen, das innere Ohr den Weihnachtschorälen, — und der Kinderjubel wird wie alle Jahre so auch diesmal wieder die Alten aus ihren Sorgen um Politik und Handelsflaute, teures Geld und steigende Kohlenpreise herausreißen. Also halten wir Rundgang durchs Heft und freuen wir uns, allmählich wieder mit jung werdend, an allen Gaben mit, die unmittelbar oder in ihrem Stimmungsgehalt mit der Stillen Nacht zusammenhängen. Unter der feinen Radierung „Weihnacht" von Harry Schultz beginnt dann auch gleich schon die reizendweltliche Betrachtung der graphischen Modemeisterin Marlice Hinz, die diesmal ein überlegenes Lächeln über die Damenwelt von heute zeigt: euer Stilkleid vom Weihnachtsfest 1929 ist ja schon siebzig Jahre alt! Auch der Fächer, der lange Handschuh, den ihr nun wieder in den Salon und in den Ballsaal mitführt! Ach, und wie hättet ihr gelacht, wenn eine Dame vor etwa drei Jahren in diesem „historischen" Kostüm im Wintersporthotel oder auf dem Presseball oder beim Silvesterdiner aufgetaucht wäre! Reizend, diese „neue" Linie, — grauenvoll bloß, wenn man's für möglich hielte, daß unsere Damenwelt, die doch Sport treibt, die Universität besucht und an die Wahlurne tritt, hygienisch noch so unkultiviert sein sollte, daß sie sich wieder zur freiwilligen Folter des Schnürkorsetts verurteilte! Die Weihnachtswünsche unserer gesunden Jugend von 1929 dürften sich kaum mit denen der Pariser Modediktatoren decken, — so hoffen wir vorläufig.

*

Von Fritz Behn, dem großen Gestalter, zeigt unser Heft zwei starke Werke: als Kunstbeilage eine Wiedergabe seines Bronzebildwerks „Bogenschütze" und hier in der Rundschau die seines Steinbildwerks „Stierbrunnen". Professor Behn liebt die Ge-

Digitized by Google

Schachspieler. Holzschnitt von Christian Arnold

walt, liebt Kraft und Machtgefühl in all seinen Gestalten, ob Mensch, ob Tier. Er will nicht gefällig wirken, um alles in der Welt nicht „hübsch". Aber zu einer oft ergreifenden, manchmal erschreckenden, stets mitfortreißenden Schönheit steigert er seine Schöpfungen durch die schlichte, immer edle Wahrheit. Auch der Beschauer, den das Antlitz des Bogenschützen zuerst abstößt, wird sich mehr und mehr gefangen nehmen lassen von der Wucht, der Schwere, dabei der Energie, die in diesem gedrungenen Körper versammelt ist. Der Meister hat das fünfzigste Lebensjahr erst knapp zurückgelegt. In voller Reife rüstet er sich zu neuem Aufstieg. Die härteste, die schwerste Schule hat er hinter sich: das war die, als er das Studium in den zoologischen Gärten verließ, um nach Afrika zu ziehen und das Tier in der freien Wildbahn zu beobachten. Strapazen und Enttäuschungen und Gefahren konnten ihn in seinem Willen nicht beugen, er mußte sehen, wie Wesen und Kraft der ungebändigten, der von Europa noch nicht verkümmerten und versklavten Tiere sich in ihrer Heimat offenbaren. Seitdem kann nichts mehr den Künstler verführen, seine Geschöpfe zu verniedlichen. Und wer ihn hiernach versteht, wird an seinen Schöpfungen doppelten Anteil nehmen.

Digitized by Google

Plakat der Stadt Lübeck von A. Mahlau
(München, Plakat-Ausstellung 1929)

Plakat von H. Pfeil
(München, Plakat-Ausstellung 1929)

Die „Schachspieler" von Christian Arnold zeigen wieder einmal die Technik des Holzschnitts, die seit dem Krieg immer mehr Pflege findet. Im Zusammenhang damit steht es auch, daß Künstler von hohem Ruf sich heute der Plakatkunst zuwenden. Gewiß: es ist eines der wenigen Gebiete, auf denen die Industrie dem freischaffenden Künstler noch Auftrag und Brot verspricht. Aber rein künstlerisch lockt doch auch die Aufgabe: mit wenig Strichen, gewissermaßen monumental, in einer Anordnung der Farbflächen, die auf weite Sicht ihre Wirkung tut, einen werbenden Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Aus der großen Münchner Plakat-Ausstellung sind hier ein paar Proben zusammengestellt, die auch in der gebotenen starken Verkleinerung eine Vorstellung von den ungeschriebenen Gesetzen der neuen Plakatkunst geben.

Bücherplakat des Börsenvereins
der Deutschen Buchhändler zu Leipzig

★

Unter den Porträts, die unser Weihnachtsheft bietet, wird das des jungen Knut Eckener von Paul Rimboeck gewiß sofort das Interesse unserer Leser — vielleicht sogar die Herzen unserer Leserinnen gewinnen. Die meisten kennen ihn aus Filmaufnahmen an Bord des „Grafen Zeppelin", als er am Steuerrad stand, und aus den Berichten über die erste Amerikafahrt seines Vaters, des prächtigen Schwaben, der

Digitized by Google

mit seiner Ruhe und Überlegenheit und Willensfestigkeit dem Ansehen des Deutschtums in aller Welt wieder um ein ganz großes Stück vorwärts geholfen hat. Rimboeck hat auf die Attribute eines Luftbezwingers verzichtet. Ganz undramatisch setzt er den jungen Mann in die Ecke, drückt ihm das englische Tabakspfeiflein in die Hand, — und läßt bloß Knuts gutes deutsches Gesicht mit der klugen Stirn und den zuverlässigen blauen Augen sprechen. — Bei weitem schwerer war die Aufgabe, die Rimboecks Münchner Landsmann, dem Professor Hermann Groeber, gestellt wurde: das große Gruppenbild der Verwaltungsorgane der Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken zu malen. Die ersten Meister sind an solchen Aufträgen oft gescheitert — wenigstens waren die Abgebildeten von ihren Konterfeis nie restlos beglückt, und selbst ein Rembrandt mußte bei seinen Gruppenbildern die schmerzlichsten Vorwürfe anhören. Professor Groeber ist bekannt dafür, daß er naturnahe Ähnlichkeit mit allen Kräften anstrebt — und auch erreicht —, die Bekannten und Verwandten der von

Verwaltungsorgane der Gemeinschaftsgruppe Deutscher Hypothekenbanken
Gemälde von Prof. Hermann Groeber-München

Digitized by Google

ihm hier Porträtierten mögen's bekunden; uns ist die Hauptsache, daß die Verteilung im Raum in wirklich vollendeter Harmonie gelungen ist. Die klugen und charakteristischen Köpfe sind eindrucksvoll, sind sprechend, es liegt keine Starrheit über der Versammlung, und doch scheint sie in einem Augenblick erfaßt, in dem die Bewegung pausiert, — ohne daß man den Verdacht einer Momentaufnahme auch nur aufkommen lassen könnte. Die Dargestellten sind am Tisch im Vordergrund links: D. Dr. de Weerth-Elberfeld (Westdeutsche Bodenkreditanstalt); dann von links nach rechts: Justizrat Thormann-Wismar (Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank); Bankdirektor Dr. Dr. Theusner, Deutsche Bank-Breslau (Schlesische Boden-Kredit-Aktien-Bank); Justizrat Dr. Albert Katzenellenbogen, Mitteldeutsche Kreditbank, jetzt Kommerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft-Frankfurt a. Main (Meininger Hypothekenbank); Geheimer Finanzrat Dr. Hartmann, Vorsitzender des Gemeinschaftsdirektoriums, stehend; Bankdirektor Michalowsky, Deutsche Bank-Berlin (Preußische Boden-Kredit-Aktien-Bank); Geheimer Justizrat Dr. Dr. Oswalt-Frankfurt a. Main (Frankfurter Pfandbrief-Bank Aktiengesellschaft); Oberbürgermeister Dr. Dr. Rothe-Leipzig (Leipziger Hypothekenbank); im Vordergrund rechts: Bankdirektor Harter, Commerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft-Berlin (Norddeutsche Grund-Kredit-Bank).

★

Maja Serger van Panhuijs, von der das Bildwerk „Trabendes Pferd" stammt, ist eine Schülerin von Tuaillon, der unsterblich verbunden bleibt mit seiner „Amazone". Man darf das harmonisch empfundene Werk natürlich nicht etwa mit der Kunst Fritz Behns in Vergleich setzen, denn die Künstlerin hat sich — im Sinne ihres Meisters — ganz andere Aufgaben gestellt. Aber unter den Pferdekennern und Reitern wird es eines starken Beifalls gewiß sein. Es ist in Bronze ausgeführt und befindet sich im Besitz des Kunsthistorischen Instituts in Rom. Am bekanntesten ist das Marmorbildwerk einer tanzenden Nymphe geworden, das die Künstlerin in Lebensgröße geschaffen hat.

Der Schluß der Rundschau ist hübschem Kunstgewerbe gewidmet. Wir zeigen neben dem ansprechenden Toilettentisch von Prof. F. A. Breuhaus in Düsseldorf eine reizende künstlerische Spielerei: Puppenfigürchen aus Krepp-Papier und Draht von Frau E. von Pezold-Berlin. Mit Geschmack und Laune, mit geschickter Schere und graziösen Fingern ist hier gearbeitet worden — und wir können uns denken, daß heuer auf vielen, vielen

Trabendes Pferd. Bildwerk von Maja Serger van Panhuijs

Digitized by Google

Tänzer

Verliebter Tänzer

Bildwerkchen aus Krepp-Papier und Draht von Elmir von Pezold-Berlin

Weihnachtstischen so kleine Bildwerkchen, Zwillingsbrüder oder Vettern der hier zum Muster dienenden, als Wächter und Begleiter hübscher Weihnachtsgaben die Beschenkten überraschen werden ... Das Schlußgemälde „Der Gärtner" des Wieners Dr. Franz Sedlacek bedarf in seiner sinnigen, von leichtem Humor durchwehten Auffassung und Darstellung keines erklärenden Worts. Der Raum wird auch schon so knapp, daß kaum der Kunstblätter mehr im Zusammenhang gedacht werden kann.

★

Als eine Art Weihnachtsköstlichkeit ist in der Reihe der Kunstbeilagen auch eine Photographie in Tiefdruckwiedergabe wieder einmal geboten. Renger-Patzsch hat uns eine besonders schöne Winteraufnahme gegeben. Da ist Einfühlung in die Waldlandschaft. Man riecht den Schnee und riecht die Baumrinde. Und wie ist die Weite dieses Waldes unserem Blick erschlossen!

So recht den stärksten Kontrast empfinden wir, wenn wir uns dem Farbenrausch überlassen, in den uns Augusto Giacometti versetzt: seine Schilderung der Bar Olympia gibt Klang und Parfüm, die Phantasie erfüllt diese pomphaft rot erglühenden Räume mit dem ganzen lustig-leichtsinnigen Gesindel einer großstädtischen Winternacht ... Und es wirkt wahrhaftig dann wie ein innerliches Bad, wenn wir vor die Staffelei treten, auf der Wenks dramatisch bewegtes Mittelmeerbild steht. „Meereswalten" nennt er's. Es tönt aus diesem gigantischen Spiel der Wogen eine ganze Sinfonie mit ihren Sätzen: dem Allegro, dem Largo, dem Scherzo und der an Bach gemahnenden Schlußfuge!

Toilettentisch. Entwurf von Prof. F. A. Breuhaus, Düsseldorf

Digitized by Google

Der Gärtner. Gemälde von Dr. Franz Sedlacek-Wien

Schulz-Matans „Schulhof" schließt die Reihe unserer Kunstbeilagen. Der Künstler ist unsern Freunden längst vertraut. Seine Lebensgeschichte schilderten wir, als wir im Septemberheft des abgelaufenen Jahrgangs das charakteristische Gemälde veröffentlichten: der Maler an der Staffelei, die Bildleinwand aufziehend. Die Wehmut, die uns erfaßt, wenn wir die ärmliche Kinderfreude auf dem winterlichen Spielplatz mit dem Künstler miterleben, hat etwas Weihnachtliches: inniges Mitleid rührt ans Herz!

Weihnachtsstimmung, ins Festliche gehoben und gesteigert, Weihnachtsstimmung, die sich dem Alltag entzieht und in den grauen Winter einen hellen Sonnentag zu zaubern weiß, wünschen wir allen unsern Lesern und rufen ihnen zu: auf Wiedersehn im neuen Jahr!

Unsere Hefte sollen im neuen Jahr unsern Lesern ja so viel künstlerische und literarische Überraschungen bringen — Schübe und Kasten und Mappen harren segenschwer wie die reichsten Weihnachtsstuben! **H. G.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Der gesunde weiße

Chlorodont-Zahn

war auf der Pressa in Köln a. Rh.

Dieses künstlerisch ausgeführte Monstrum-Modell wiegt 10 Zentner und hat einen Umfang von 4 Metern sowie eine Höhe von 2 Metern.

Chlorodont-Zahnpaste	Chlorodont-Zahnbürsten	Chlorodont-Mundwasser
Tube 60 Pf. und 1 Mk.	1.25 Mk., für Kinder 70 Pf.	Flasche 1.25 Mk.

Man verlange **nur echt** Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück.

Digitized by Google

ANKER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHLD.

STAATLICHE
PORZELLAN
MANUFAKTUR
BERLIN
KPM
BERLIN W9
LEIPZIGER STRASSE 2
BERLIN NW87
WEGELY-STRASSE 1
Boehland

Nr. 167. Mod. Klubsessel mit losem Sitzkissen i. Patentfederung u. Daunenauflage.

Eine Überraschung zum Weihnachtsfest

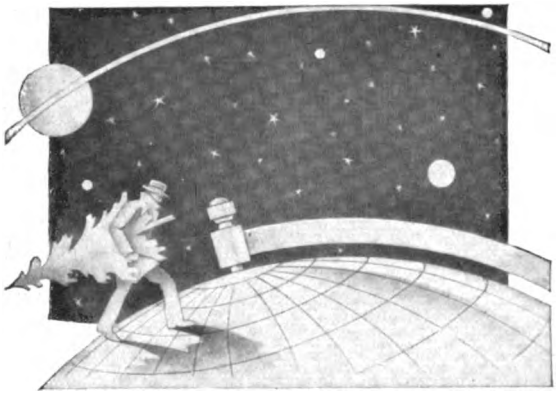
erzielen Sie bestimmt mit einem schönen Klubsessel. — Verlangen Sie bitte sofort meinen Katalog „M". Ich biete Ihnen viele geschmackvolle Modelle mit Stoff- und Lederbezug. Meine Preise sind vorteilhaft und die bequemen Zahlungsbedingungen erleichtern Ihnen die Anschaffung.

Gustav Panhorst
Werkstätten feiner Klub- u. Polstermöbel
Hemelingen bei Bremen

Digitized by Google

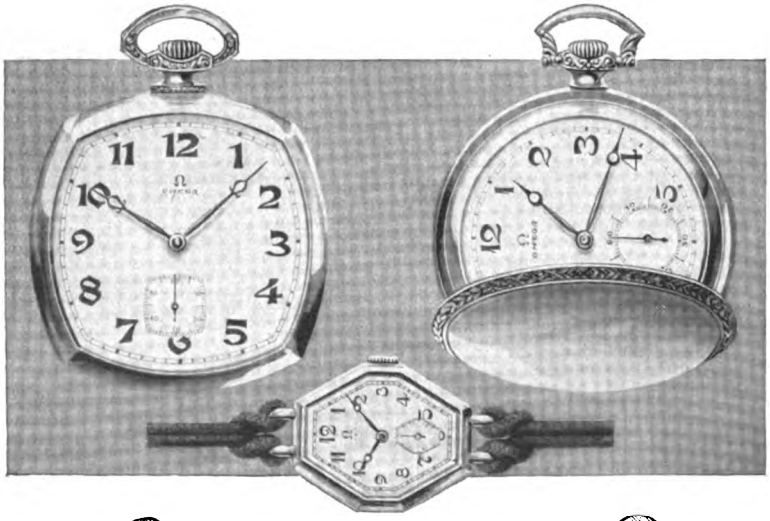
Digitized by Google

Denken Sie jetzt schon an Weihnachten



Schenken Sie nützlichen Luxus

Indem Sie eine Omega-Uhr schenken, schenken Sie eine Uhr und einen Schmuck zugleich. Sie befriedigen das Bedürfnis nach Nützlichkeit, indem Sie die Sehnsucht nach Luxus erfüllen. – Die Omega-Uhr war im letztjährigen internationalen Genauigkeitswettbewerb in Teddington (England) wieder erste und erhielt ausserdem den zweiten Platz. – Kostbar wie das Werk der Omega-Uhr ist die Form, die es umschliesst. Sie besitzt das Geheimnis, immer von neuem zu entzücken. Sie wirkt stets so schön und zeitgemäss wie das Kleid einer eleganten Frau, so dezent und vornehm wie der Anzug eines kultivierten Mannes.



Die Ueberdrehung der Triebfeder wird bei der Omega-Uhr durch einen automatisch wirkenden Sperrkegel unmöglich gemacht.

OMEGA

Digitized by Google

Der Beobachter

Schallplatten-Rundschau

Die Veröffentlichung von vollständigen Opern auf Platten schreitet fort. Man kann sich bald schon eine Opernbibliothek einrichten. Aber die großen Firmen sollten sich darin besser ergänzen und nicht einander mit denselben Werken Konkurrenz machen. So sind nunmehr schon Verdis „Aida" und Puccinis „La Bohème" doppelt zu haben, auf Columbia (Lindström A.-G.) und auf Electrola, jedesmal in vorzüglicher Mailänder Besetzung. Die Deutsche Grammophon-Gesellschaft hält fest an ihrem Grundsatz, mit sogenannten Kurzopern die wesentlichsten Stücke aus berühmten Werken in dramatisch verständlichem Zusammenhange zu bieten. Diese Vierplatten-Serien sind natürlich beliebt, weil sie bei aller Güte preiswert bleiben. Zuletzt erschienen zwei komische Kurzopern, Nicolais „Lustige Weiber" und der „Barbier" von Rossini. Die Ausführung beider Werke ist erstklassig.

Auf dem Gebiete der symphonischen Musik müssen wir schon zur engeren Auswahl des Guten schreiten. Von Haydn erhält man in prächtig durchsichtiger Gestaltung die Symphonie in D-Dur, dirigiert von keinem Geringeren als A. Toscanini (Electrola). Zwei Neuaufnahmen von Beethoven mit der Berliner Staatskapelle sind gleichfalls empfehlenswert: die Eroica dirigiert Max v. Schillings, die Fünfte wird von Josef Rosenstock geleitet (Parlophon). Einige Doppelaufnahmen zur Auswahl: Otto Klemperer sowohl (Parlophon), wie der Komponist Richard Strauß selbst (Grammophon) führen uns das prächtige Schelmenrondo „Till Eulenspiegel" vor. Ferner läßt sich musikkritisch schlecht entscheiden, ob man von dem modernen Komponisten Igor Strawinsky lieber die Ballettsuite „Petruschka" (Electrola) oder die vom Autor selbst dirigierte Suite „Feuervogel" (Columbia) dem Leser ans Herz legen soll. Auf Ouvertüren und kleinere Orchestersachen näher einzugehen, ist bei der Fülle der Neuerscheinungen ganz unmöglich.

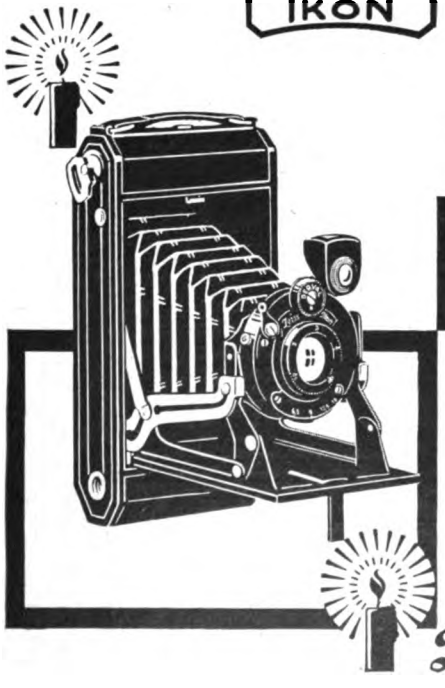
Die überaus reichhaltigen Vokal-Novitäten können wir ebenfalls nicht einzeln anführen. Aber die von der Berliner Singakademie gesungenen schönsten Chöre aus dem Brahmsschen „Requiem" (Electrola: vier Platten) und die herrliche Schumann-Serie „Frauenliebe und Leben" von Lotte Lehmann (Odeon) dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Karl Westermeyer.

Geschichten um Wilhelm Gumprecht

* Der Berliner Sammler Wilhelm Gumprecht, der um 1900 in einer alten dunklen Wohnung des Berliner Tiergartenviertels wohnte, hatte eine eigene Manier, Kunstwerke zu erwerben. Seine dunklen Zimmer waren angefüllt mit Bildern und Kunstgewerbe, das vor seinem Tode vielleicht in diesen dunklen Zimmern niemals jemand völlig würdigen konnte außer ihm selbst. Er schlürfte zwischen seinen Kunstwerken gewöhnlich in Filzpantoffeln herum und versuchte ihre Schönheiten dem

ZEISS IKON



Nicht nur zu

Weihnachten!

zu jeder Zeit

Freude mit der

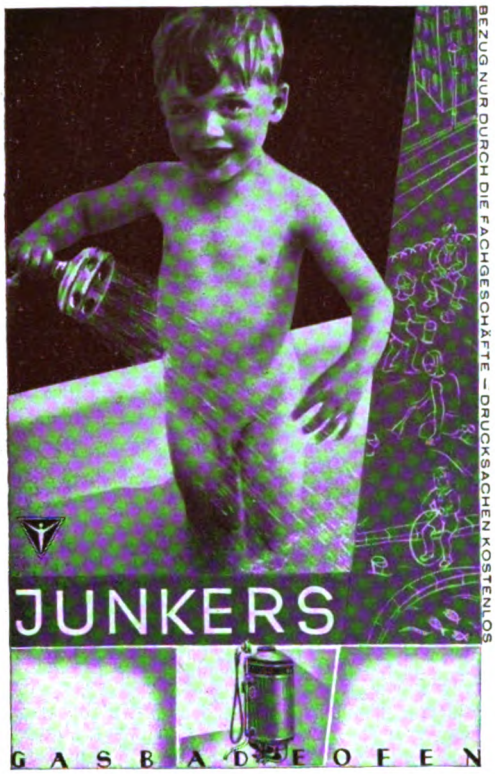
IKONTA

der hochwertigen Zeiss Ikon-Camera. Prüfen Sie sie selbst unverbindl. in einer Photohandlung, dann wissen Sie, dass es endlich eine Camera gibt, die Sie mit gutem Gewissen und berechtigtem Stolz schenken können. Optik **1:6,3** (Novar-Anastigmat) Preis: **Rm. 48.–**

Prospekt mit hübschen Bildern kostenfrei in jeder Photohandlung oder von der

Zeiss Ikon A.G. Dresden 68

Digitized by Google



Besucher vermittelst eines etwas wackligen Scheinwerfers deutlich zu machen.

Seine Art zu kaufen war merkwürdig genug. Wenn ihn ein Gebiet zu interessieren begann, so kaufte er zunächst auf, was er davon erreichen konnte und was ihm gefiel, und magazinierte das in einem Zimmer, das zu diesem Zwecke leerstand. Erst wenn sein Interesse nachzulassen begann, interessierte er sich für die kunsthistorische Ordnung der erworbenen Schätze. So hatte er seine wundervollen Porzellangruppen abgestoßen, als ihn die damals noch gar nicht verbreitete Liebe zur alten deutschen Holzplastik packte, und innerhalb weniger Jahre füllte sich das leere Zimmer chaotisch mit Holzfiguren, die ungeordnet herumlagen und herumstanden, ohne daß sich Gumprecht um ihre kunsthistorische Herkunft irgendwie kümmerte. Es waren Dinge allerersten Ranges darunter, wie der kniende Johannes vom Meister des Thalheimer Altares und die stehende Heilige des Hans Leinberger, prachtvolle Stücke deutscher und Brüsseler Kunst, aber Gumprecht hatte sich beim Kauf nicht im geringsten um ihren Stammbaum gekümmert. Ebensowenig wie die Händler, von denen er zu kaufen pflegte.

Um diese Zeit gab Marcus Kappel, der unter den Berliner Sammlern die meisten Rembrandts besaß, seinen großen von Bode geschriebenen Katalog heraus, schickte ihn Gumprecht und lud ihn zur Besichtigung ein. Gumprecht ging hin, bewunderte Kappels schönen Oberlichtsaal und hörte respektvoll mit an, was ihm Kappel über seine Bilder aus Bodes Katalog vorlas. Bescheiden sagte er, er hätte allerdings eine kleinere und gemischtere Sammlung, aber wenn sie Kappel interessiere, würde er sich freuen, ihn einmal Sonntag vormittags begrüßen zu können.

Feuerfestes Jenaer DURAX Glas-Backgeschirr

zum Backen, Braten, Schmoren und für die feine Tafel.

Lassen Sie sich in Ihrem Fachgeschäft die hübschen

Geschenkpackungen

zeigen, enthaltend Schmortopf mit Deckel, Kuchenform, Auflaufschüssel, Bratpfanne und Gewürzfleischförmchen — alles aus blitzblankem, feuerfestem Jenaer Glas. Die schönste Weihnachtsgabe für die Hausfrau.

Erhältlich in den guten Haushalt- und Glaswarengeschäften. Rezeptbuch „DURAX 53" kostenfrei mit Preisliste und Bildern sowie Bezugsquellen-Nachweis von den Herstellern

Jenaer Glaswerk Schott & Gen., Jena

Digitized by Google

Am nächsten Sonntag erschien denn Kappel, ging kopfschüttelnd in den dunklen Zimmern umher und wurde schließlich auch in das Zimmer mit den Holzfiguren geführt. Und hier ergriff Gumprecht angesichts seiner letzten Lieblinge lyrische Begeisterung. Er zog die eine oder andere Holzfigur aus dem dicken Staub hervor, wischte sie ab und versuchte Kappel ihre Vorzüge zu erklären. Aber Kappel fragte immer nur: „Von welchem Meister ist sie?"

Und Gumprecht mußte antworten: „Ich habe keine Ahnung."

Schließlich wurde es Kappel zu viel, und er sagte: „Aber woher wissen Sie denn, Herr Gumprecht, daß diese Figuren so wertvoll sind, wenn Ihnen das kein Fachmann bestätigt hat?"

Gumprecht antwortete nachdenklich: „Ich kann es nicht genau sagen. Ich weiß selbst nicht, wie ich kaufe. Wenn ich irgend etwas auf meinen Reisen oder Spaziergängen sehe, packt mich eine Leidenschaft, die große Ähnlichkeit mit der Liebe hat. Ich wehre mich dagegen, ich rechne und rechne, aber es zieht mich immer wieder zu der Stelle zurück, und ich habe nicht eher wieder Ruhe und Befriedigung, als bis ich das Ding zu Hause habe. Ich habe nie anders denn aus Leidenschaft gekauft."

— — — — — — — — — — — —

Gumprechts persönlichste Leidenschaft waren die kleinen Porzellanzwerge, jene keramischen Nachbildungen der unglücklichen Hofspaßmacher des 18. Jahrhunderts, die alle irgendwie verkrüppelt waren. Er sammelte diese kleinen Ungeheuer mit einem wahren Fanatismus, kannte genau alle alten Kupferwerke, in denen sich die Vorbilder befanden, und amüsierte sich und seine Freunde am liebsten damit, daß er stundenlang die grotesken Humore der alten Werke über seine Zwerge vorlas.

Seine Marotte war bei den Berliner Händlern um so mehr geschätzt, als niemand sonst diese Häßlichkeiten kaufte. Sah man solches Scheusal in einem Laden, so flüsterte einem der Händler spöttisch zu: Das hebe ich für Herrn Gumprecht auf. Herr Gumprecht kam denn auch, der Händler forderte zehn Mark, Gumprecht bot sieben, und das Geschäft war abgeschlossen. Aber Gumprechts Neffen und Nichten, die schon seit einem Jahrzehnt auf das Vermögen des Onkels warteten, fluchten heftig, daß dieser Onkel dieses Vermögen auf solche Nichtigkeiten verschwendete. Sie machten ihm sogar häufiger Vorhaltungen. Der alte Narr wollte aber nichts hören.

Auf der Auktion Gumprecht waren die größte Sensation die Porzellanzwerge. Als allererste Seltenheiten brachten sie bis 10 000 Mark für das Stück. Die Händler, die so viel gelacht hatten, saßen in der ersten Reihe. Sie fluchten. Die Neffen und Nichten, die so viel geflucht hatten, saßen genau in der Mitte des Saals. Von Zeit zu Zeit brachen sie in ein schallendes Gelächter aus. Sie fanden die Sache zu komisch. Lothar Brieger.

Das Ende des Goldes

* Viel schneller als man denkt, wird die Zeit kommen, in welcher nach den Worten von Alexander v. Humboldt ein wichtiges Metall, das Gold, wohl noch fortfahren wird, die Zierde der Wohlhabenden zu sein, aber aufhören wird als das allgemeine Tauschmittel der Welt zu dienen. Wenn das infolge der Erschöpfung seiner Lagerstätten eintritt, wenn der zu 2790 Mark für das Kilo festgesetzte Standardpreis des Goldes ins Wanken gerät und so dessen weitere Verwendung als internationales Münzmetall und allgemeiner Wertmesser für Besitz und Arbeitsleistungen unmöglich

Digitized by Google

macht, so muß dadurch eine Katastrophe in der ganzen Weltwirtschaft herbeigeführt werden. Dieses aber wird in weniger als hundert Jahren der Fall sein, wenn die jährliche, 500 000—700 000 Kilogramm umfassende Metallproduktion an Gold nicht ganz erheblich eingeschränkt wird.

Gold wird durch Waschen oder Seifen, die verhältnismäßig leicht auszubeuten sind, gewonnen, wogegen der Berg- oder Tiefbau auf das gelbe Edelmetall recht großen Aufwand an Geld und Arbeit erfordert. Nun hat die goldhungrige Menschheit die Erde in allen irgendwie zugänglichen Teilen im Laufe der Zeit so gründlich nach dem hochgeschätzten, edlen Metalle abgesucht, daß selbst für den Tiefbau keine derartig großen Erfolge mehr zu erwarten sind, daß dadurch die Erschöpfung der noch im Boden ruhenden Goldreserven der Erde wesentlich hinausgeschoben wird, wenn man mit dem bisherigen Standardpreise des Edelmetalles rechnet. Größere Hoffnungen setzt man nur noch auf die Waschgoldlagerstätten von Sibirien, die nach dem Urteil maßgebender amerikanischer Fachleute noch für 40 Milliarden Mark Gold liefern können. Viel mehr können nach sorgfältigen Berechnungen einer Autorität wie Lionel Philipps die berühmten Goldbergwerke von Transvaal, welche schon seit Jahren die Hälfte des ganzen Goldbedarfs der Welt decken, auch nicht weiter abgeben. Die Vereinigten Staaten sind an der Weltproduktion von Gold nur noch mit 20 bis 30 Prozent beteiligt und auch die Goldausbeute von Australien geht ganz erstaunlich zurück.

Die Lagerstätten von Nickelerzen, welche durchweg an sehr alte Olivingesteine gebunden sind, gehen ebenfalls einer schnellen Erschöpfung entgegen. Hat man doch bis jetzt trotz vielem Suchen nur in Kanada und auf Neu-Kaledonien (Austra-

Die verborgene Blume

zur Entwicklung zu bringen und zu erhalten, ist die Kunst des Weinpflegers. Die Aufgabe des Weingenießers ist es, die Blume zu finden. Die hundertjährige Erfahrung meines Hauses in der Pflege des Weines aus Gütern am Rhein und an der Mosel sichern meinen Kunden ganz besondere Vorteile. Ich empfehle den Bezug folgender Probekiste Nr. 5222, enthaltend: je zehn Fl. 1927er Edenkobener Riesling, 1927er Trintinger Riesling, 1927er Liebfraumilch, je 5 Fl. 1921er Pölicher schwarze Liese Riesling, 1921er Liebfraumilch, 9 Fl. 1921er St. Emilion supérieur, 1 Fl. Trimborn Weinbrand, sehr alt, insgesamt 50 Fl. mit Glas, Kiste und Verpackung für RM. 116.30. Ausführl. Preisliste Nr. 5222 auf Verlangen. Bitte gewünschte Zahlungsbedingung. angeben. Christian Jos. Trimborn, Weingutsbesitzer, Köln a. Rh. **Seit dem Jahre 1832.** Ausfuhr nach allen Ländern.

Digitized by Google

lien) wirklich reiche Nickelvorkommen gefunden. Keine hundert Jahre wird es mehr dauern bis diese Lagerstätten abgebaut sein werden, falls sie wie bisher jährlich 25 000—30 000 Tonnen von dem wertvollen Metalle an den Weltmarkt abgeben. Sicherlich wird man es dann in der Weltwirtschaft als Münz- und Legierungsmetall, vor allem aber auch bei der Herstellung von Edelstahl sehr vermissen. Letzteres gilt vor allem auch für die Erze des Mangans und ebenso für die des Chroms und Wolframs, welche gleichfalls schnell zur Neige gehen. Dr. Emil Carthaus.

Ein merkwürdiger Wahlaufruf

* Im Jahre 1848 stellte Alexander Dumas (Vater) seine Kanditur für die Deputiertenkammer auf. Er wurde aber trotz seinem gewiß originellen Aufruf „Aux Travailleurs", in dem er berechnete, wieviel Geld er durch 400 Bände und 33 Dramen unter die Arbeiter und Geschäftsleute gebracht hatte, nicht gewählt. Der sonderbare Aufruf lautet:

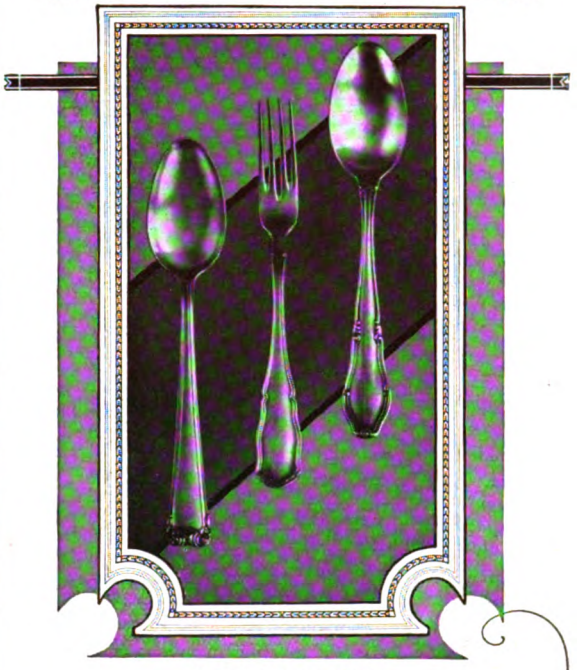
„An die Arbeiter!

Ich kandidiere für einen Abgeordnetensitz. Ich bitte um Eure Stimmen. Ohne 6 Jahre Erziehung, 4 Jahre im Notardienst, 7 Jahre Bürodienst zu zählen, habe ich 20 Jahre hindurch täglich 10 Stunden gearbeitet, also 73 000 Stunden. In diesen 20 Jahren verfaßte ich 400 Bände und 33 Dramen. 400 Bände, in einer Durchschnittsauflage von 4000 und zu 5 Franken pro Stück verkauft, ergaben 11 853 600 Fr., die 33 Dramen, die je hundertmal aufgeführt wurden, zusammen 6 360 000 Fr. Meine Bücher trugen ein: Den Setzern 264 000 Fr., den Druckern 528 000 Fr., den Papierfabriken 633 000 Fr., den Buchbindern 120 000 Fr., den Buchhändlern 2400 000 Fr., den Agenten 1 600 000 Fr., den Kommissionären 1 600 000 Fr., den Spediteuren 100 000 Fr., den Lesekabinetten 4 583 000 Fr., den Zeichnern 28 600 Fr., zusammen 11 853 600 Fr. Meine Dramen trugen ein: den Direktoren 1 400 000 Fr., den Saalbesitzern 700 000 Fr., den Statisten 350 000 Fr., den Aufsehern und Feuerwehrmännern 70 000 Fr., den Holzhändlern 70 000 Fr., den Schneiderinnen 50 000 Fr., den Ölhändlern (damals war noch Ölbeleuchtung in den Theatern) 525 000 Fr., den Kartenfabrikanten 20 000 Fr., den Versicherungsanstalten 60 000 Fr., den Kontrolleuren und Angestellten 140 000 Fr., den Maschinisten 150 000 Fr., den Friseuren 93 000 Fr., zusammen 6 360 000 Fr. Wenn man den Taglohn mit 5 Fr. und die Zahl der Arbeitstage im Jahre auf 300 festsetzt, so haben meine Bücher während 20 Jahren den Lohn von 692 Personen gesichert. Meine Dramen haben in Paris 347 Personen während 10 Jahren erhalten und dreimal soviel in der Provinz, also 1041. Dazu kommen Logenschließerinnen, Chefs der Claque, Droschkenkutscher, 70 Personen, zusammen 1458 Personen. Dramen und Bücher haben durchschnittlich die Arbeit von 2160 Personen bezahlt, — dabei sind die belgischen Nachdrucker und fremden Übersetzer nicht mitgezählt. Alexander Dumas."

Anekdoten um Autogramme

* Der große Tennyson erhielt eines Tages einen Brief, in dem er um seine Unterschrift gebeten wurde. Der Bittsteller wollte es recht schlau anstellen. Er schrieb: „Der Lord möchte ihm doch mitteilen, welches der beiden englischen Wörterbücher er für besser hielte, das von Webster oder das von Ogilvie?"

Neben anderen guten Mustern:
Echt Silber mit Marke »Adler« / Versilbert mit Marke »Lokomotive«
Links: Entwurf Professor Karl Groß, Dresden
Mitte: Sogen. Sächsisches Hofmuster / Rechts: Reicheres Barock



SILBERNE
BRUCKMANN BESTECKE
BRUCKMANN A.-G. / HEILBRONN a. N. Gegr. 1805
Prospekte zu Diensten
IN DEN FACHGESCHÄFTEN ERHÄLTLICH

Wenn zwei Recht behalten wollen,

gibt es Streit. Auge und Fuss sind *auch* oft nicht einig und hätten es doch nicht nötig. Muss denn ein dem Auge angenehmer Schuh dem Fuss immer Ungelegenheiten machen und ein bequemer das Auge beleidigen? Es gibt doch auch hier die goldene Mittelstrasse, die zu kennen wertvoll ist. In jahrelangem Bemühen um einen schönen und bequemen Schuh ist es uns gelungen, etwas zu schaffen, das allgemeinen Beifall fand. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, auch Sie zum Kennenlernen unserer Schuhe einzuladen. Nennen Sie uns Ihre Anschrift und Sie erhalten einen interessanten Aufsatz über die Erzielung eines leichten, schönen Ganges. Bei der Gelegenheit lernen Sie auch unsere neuen Schuhmodelle in naturgetreuen Bildern kennen und können in aller Ruhe daheim sich Ihr Urteil bilden. Wenn Sie danach meinen, etwas Ihren Erwartungen Entsprechendes zu finden, dann erst gehen Sie zu einer unserer Verkaufsstellen, um sich zu überzeugen.

Nicht wahr, Sie möchten sich doch in Ihren Schuhen wohlfühlen — wie wichtig ist dies für die kältere Jahreszeit — Sie möchten auf Ihre Schuhe stolz sein und für Ihr Geld den denkbar grössten Gegenwert erwerben. Das können Sie im Stephan-Schuh. Unser Unternehmen setzt seinen Ehrgeiz darein, den schönsten und passendsten, dabei aber preiswerten Schuh zu erzeugen. Schreiben Sie uns deshalb bitte, damit wir Ihnen Näheres mitteilen können. Haase & Russ, Schuhfabrik, Nowawes 513.

Digitized by Google

erzeugt den dauerhaften Haargarn- und Wollteppich für jedermann,
den fast unverwüstlichen Möbelbezug in Plüsch- und Nadelgewebe

Achten Sie auf die Marke „WEHRA"

Tennyson nahm eine Schere, einen Pinsel und Klebstoff, dazu ein kleines Stück weißes Papier, schnitt Buchstaben sauber aus, klebte und antwortete: „Ogilvie."

*

* Alfred de Musset war ein unverbesserlicher Träumer. Nach einer reichen Jugend voll Erfolgen begann seine schöpferische Begabung zu versiegen; der Meister der zarten, formvollendeten Lyrik lebte, fast vergessen, oft in großer Not.

Zu dieser Zeit traf ihn einmal ein Herr von B., der ihm früher befreundet gewesen war.

„Nun, mein lieber Musset, was tun Sie? Woher kommt Ihr ätherisches Aussehen?"

„Sehr einfach," sagt der Dichter; „seit drei Wochen habe ich kein Geld und seit zwei Tagen nichts gegessen."

Herr von B. ist entsetzt. „O! Lieber Freund! Vor allem schnell in ein Restaurant."

„Ober, bitte, Tinte und Papier!" Dann zu Musset: „Sie schreiben sofort an den Minister Ich werde ihm Ihren Brief selbst vorlegen. Verlassen Sie sich auf mich, der Staat wird einen seiner Besten nicht hungern lassen."

Musset schrieb. Ein Meisterwerk, ein harmonischer Schmerzenslaut!

„So," sagt B., „ich bringe Ihnen bald Antwort."

Und da man nichts weiter bestellt hatte als Tinte und Feder, stand man zwei Minuten später wieder auf dem Boulevard, und Musset durfte seine Promenade fortsetzen. Bis ein Freund ihn traf — und ihn rettete.

Drei Monate später begegnet Musset wieder Herrn von B.

„Wissen Sie," sagt der Dichter, „daß der Minister mir damals nicht geantwortet hat?"

„Mein Freund!" ruft B. „Klagen Sie ihn nicht an. Ihr Brief war so herrlich, so beredt und er-

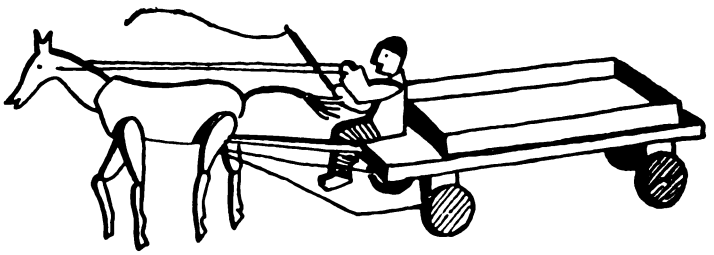
Waldorfschul-Spielzeug —

originalgetreue Nachbildungen von Schülerarbeiten aus dem Werkstattunterricht der Freien Waldorfschule —

das pädagogische Spielzeug!

Denn es regt die Gestaltungskräfte im Kinde an und fördert seine Entwicklung!

Unser neuer Katalog ist ein Bilderbuch! — Versand desselben an Interessenten gratis.



STUTTGART
Postfach 586

Digitized by Google

greifend, daß ich ihn für meine Sammlung von Autogrammen behalten habe."

*

* Eines Tages saß H. G. Wells mit ein paar Freunden in seinem Garten. Da wird ihm ein Brief gebracht. Er öffnet, liest, beginnt zu lachen und gibt ihn den andern; es ist eine Bitte um seinen Namenszug. Aber in so naiv begeisterter Weise vorgebracht, daß die Freunde den Dichter einmütig bitten, von seiner Gewohnheit abzugehen und den Wunsch zu erfüllen.

„Gut!" sagt Wells und greift zu Tinte und Papier.

Er schreibt: „Herr H. G. Wells hat mich beauftragt, auf Ihr liebenswürdiges Schreiben zu antworten. Er bedauert, da er prinzipiell keine Autogramme gibt, Ihrer Bitte nicht nachkommen zu können. H. K. Baxter, Sekretär."

*

* Shaw kann die Autogrammjäger nicht ausstehen. Wenn er immer seinem ersten Gefühl folgen wollte, würde er alle Leute zum Teufel jagen, die ihn um seine Unterschrift angehen. Weil er aber im Grund seines Herzens ein guter Kerl ist, geht er meist in sich und gibt nach.

Neulich bekam er einen Brief aus Neu-Seeland, riß ihn neugierig auf — und fand eine Bitte um sein Autogramm.

Shaw schäumt vor Wut und schreibt: „Die Autographensammler sind die Geißel der Berühmten. Da sie aber ebenso lange bei ihrer gräßlichen Gewohnheit bleiben werden, als wir Prominenten ihnen nachgeben, glaube ich mich verpflichtet, zum Heil meiner Kollegen und meiner selbst, Ihrem Ersuchen, geehrter Herr, eine Weigerung entgegenzusetzen. Herzlichst der Ihre . . ."

Und . . . unterzeichnete: „Bernard Shaw."

Eine glückliche Weihnachtsüberraschung

die bestimmt mehr Freude macht, als die sonst üblichen Geschenke, ist

ein Klepperboot

Wohl jeder hat schon Gelegenheit gehabt, die eleganten, flinken und sicheren Klepperboote auf unseren Flüssen, Strömen und Seen zu bewundern. Der Wunsch, auch so ein Klepperboot zu besitzen, um Wochenende, Urlaub und sonstige freie Tage damit gesund, reizvoll und billig zu verleben, erfüllt heute jeden Freund von Natur und Sport. Was liegt näher, als Weihnachten mit der Erfüllung dieses Wunsches zu betrauen.

Das Klepperboot ist als das beste und sicherste Faltboot weltbekannt. Zerlegt führt man es in Rucksack und Stabtasche als Handgepäck mit. Wählen Sie je nach Bedarf den bequemen, eleganten Klepper-Wanderzweier oder den rassigen Vagabund-Sporteiner. Lieferung auch gegen Teilzahlung auf 6 oder 12 Monate.

Lassen Sie sich, bitte, sofort unseren hübschen, reichillustrierten 40 Seiten starken Katalog V. 11

kostenlos zusenden

Klepper

Fal. boot-Werke, Rosenheim N.B.

Größte Faltbootwerft der Welt

Eigenheim des G. d. F.-Bausparers Ober-Inspektor Simon Zettler, Kreßbronn/Württ.

Warum ewig in Miete wohnen?

Monat für Monat zahlen Sie Ihr Leben lang Mietzins und haben am Ende nichts. Wenn Sie Bausparer der Gemeinschaft der Freunde werden, sind Sie in absehbarer Zeit Eigentümer eines schuldenfreien Eigenheims, denn auch Sie erhalten von der Gemeinschaft der Freunde nach Erfüllung Ihrer Sparpflicht

unkündbares Baugeld zu nur 4% Zins.

Die Bausparkasse der Gemeinschaft der Freunde ist die älteste, größte u. erfolgreichste Bausparkasse Deutschlands u. Österreichs.

Sie hat in kaum 5 Jahren

109,5 Mill. M. Baugeld

***für 7305 Bausparer** zur Verfügung gestellt. Die Ergebnisse beweisen, daß auch der kleinste Sparer zum Eigenheim gelangt. Machen auch Sie sich frei von der Mietzinslast, nehmen Sie sich die kleine Mühe und verlangen Sie Prospekt 11 bei der*

Bausparkasse der

Gemeinschaft der Freunde

Gemeinnützige Gesellschaft m. b. Haftung

Wüstenrot-Ludwigsburg

Württemberg.

Digitized by Google

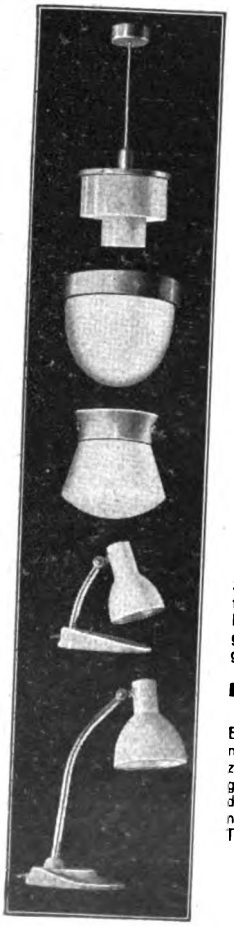
KANDEM

HEIM-LEUCHTEN

KANDEM
LICHT
BLENDET
NICHT

Lösung der Kandem-Preisfrage Nr. 4

Wenn die Schreibtischleuchte direkt vor dem Arbeitenden steht, werden die auf glänzendem Papier reflektierten Strahlen direkt in das Auge geworfen — es entsteht Spiegelung —, während bei links seitlich stehender Leuchte die zurückgeworfenen Strahlen rechts am Kopf des Arbeitenden vorbeigehen.



Kandem-Doppelzylinderleuchte
Zweckmäßigkeit und Schönheit sind bei der Kandem-Doppelzylinderleuchte aufs glücklichste vereint. Keine Blendung und denkbar günstigste Lichtausnutzung, keine Staubablagerung. — Matt vernickelte Metallteile von gediegener Ausführung tragen die mattglänzenden Opalgläser.

Kandem-Deckenleuchte
Eine mild und gleichmäßig leuchtende Opalglasglocke schützt das Auge gegen Blendung. Nirgends kann sich Staub ablagern.

Kandem-Haushaltleuchte
Sie hat vorwiegend tiefstrahlende Lichtverteilung, ergibt bei bestmöglicher Lichtausnutzung eine gleichmäßige, nicht blendende Beleuchtung.

Kandem-Nachttischleuchte
Sie ist die ideale Nachttischleuchte für das moderne Heim, für Hotels, Krankenzimmer usw. Bei heruntergeklapptem Reflektor gibt sie ein angenehmes Dämmerlicht.

Kandem-Schreibtischleuchte
Ermüdung und Kopfschmerz ist oft nur auf eine blendende Lampe zurückzuführen. Wie angenehm aber ist dagegen eine Schreibtischbeleuchtung durch eine blendungsfreie, lichttechnisch richtige, moderne Kandem-Tischleuchte.

Millionen von Kilowatt werden allabendlich in elektrisches Licht verwandelt. Wieviel von diesen gewaltigen Energiemengen werden wohl heute noch durch falsche und unrichtige Lichtanwendung ungenützt verschwendet!
Das ist unserem technisch-wissenschaftlichen Zeitalter unwürdig. Nicht nur Licht machen, sondern technisch richtig beleuchten! Überall, auch in den Wohn- und Wirtschaftsräumen des eigenen Heimes.
Unsere vier Kandem-Preisfragen sollten Anregungen geben, einmal über Beleuchtungsfragen nachzudenken.
Unsere Kandem-Leuchten sollen Ihr Heim verschönern und es lichttechnisch richtig beleuchten.

Kandem-Leuchten u. Druckschriften im Fachgeschäft.
Körting & Mathiesen A.-G., Leipzig-Leutzsch.

Inhalt des Dezemberheftes

(Monatlich ein Heft zum Preise von RM. 2.40)

Seite

Die sieben Stufen. Roman von Paul Oskar Höcker 353
Stresemann und Weimar. Von Frhr. v. Rheinbaben 390
Rheinische Malerei im 19. Jahrhundert. Von Univ.-Prof. Dr. Karl Koetschau. Mit 17 farbigen Wiedergaben von Gemälden 393
Der Weg nach dem Pol. Von R. Samoilovitch. Mit 1 Karte 409
Marias Wiegenlied. Komposition von Gottfried Huppertz 413
Mosait oder die große Hilflosigkeit. Novelle von Heinz Liepmann 414
Revue der leichten Muse in den Berliner Bühnen. Von M. E. Schlosser. Mit 9 Abb. .. 416
Die Strandwache. Novelle von Vicki Baum 425
Weihnachtslied. Von Hans Bethge. — **Patenlegende.** Von Alfred Kessel 440
Die Puppenwelt der Fürstin Augusta Dorothea. Von Dr. Karl Gröber. Mit 8 Aquarellen von Ursula Brendel 441
Hildegard von Bingen. Von Kurt Aram .. 449
Als Maria das Kindlein gebar ... Gedicht von Gerty Hau 452
Tiergesichter. Von Prof. Dr. L. Heck. Mit 5 Abb. 453
Herbstende. Gedicht von Arnt Hochberg 457
Neues vom Büchertisch. Hanns Johst: Romane und Novellen. — Prof. Dr. M. J. Wolff: Kriegsbücher des Auslands. — Velhagen & Klasings Büchertisch 458
Illustrierte Rundschau 465
Neuigkeiten vom Büchertisch (im vorderen Anzeigenteil) 18. 20
Der Beobachter (im rückwärt. Anzeigenteil): Schallplatten-Rundschau. — Geschichten um Wilhelm Gumprecht. — Das Ende des Goldes. — Ein merkwürdiger Wahlaufruf. — Anekdoten um Autogramme .. .. 5—11

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Weihnachtsbaum im Abendlicht. Gemälde von Prof. Aloys Hänisch .. .. Titelbild
Bar Olympia. Gemälde von Augusto Giacometti .. .. zw. S. 376/377
Meereswalten. Gemälde v. A. Wenk zw. S. 432/433
Schulhof. Gemälde von W. Schulz-Matan .. .. zw. S. 462/463

Kunstbeilagen in Tief- und Tondruck:

Winter. Aufn. von Renger-Patzsch zw. S. 360/361
Knud Eckener. Gemälde von Max Rimboeck .. .. zw. S. 368/369
Bogenschütze. Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn .. .. zw. S. 384/385

Anzeigenteil:

Weihnachtsbüchertisch .. .. 1—12
Vorderer Anzeigenteil einschl. „Neuigkeiten vom Büchertisch" .. .. 1—28
darunter folgende Abteilungen:
Unterrichtsanstalten 12
Töchterpensionate .. .. 12—13
Saison 1929/30 · Wintersport u. Winterkur 14—17
Hotels und Pensionen 16
Heilanstalten .. .. 16—17
Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter" .. .. 1—12
Umschlag .. .. 2—4

Digitized by Google

Sechzig Jahre

L. Staackmann Verlag

Am 1. Oktober konnte unser Verlag auf eine 60 jährige Vergangenheit zurückblicken. Es ist uns eine besondere Freude und Genugtuung, einem literarisch interessierten Publikum gerade in diesem Jahr eine Reihe wertvoller Neuerscheinungen vorlegen zu können.

Auf dem begrenzten Raum dieser Ankündigung ist es leider nicht möglich, Näheres über Inhalt und Art der einzelnen Werke zu verraten. Wir begnügen uns daher nachstehend mit einer titelmäßigen Aufführung aller Neuerscheinungen und verweisen auf unseren ausführlichen Weihnachtsprospekt »Das gute Buch«, den wir Interessenten gern kostenlos zur Verfügung stellen.

Wir empfehlen die anhängende Bestellkarte zur angelegentlichen Benutzung.

L. Staackmann Verlag, Leipzig

Digitized by Google

Verzeichnis der Neuerscheinungen dieses Jahres

Rudolf Hans Bartsch: **Der große alte Kater**
Eine Schopenhauergeschichte
Leinen M. 7.50, Halbleder M. 12.—

Max Dreyer: **König Kandaules**
Roman. Leinen M. 6.50

Emil Ertl: **Das Lattacherkind**
Ein Roman aus den Bergen. Leinen M. 6.—

Georg v. d. Gabelentz: **Das Rätsel Chorlander**
Roman. Leinen M. 4.50

Friedrich von Gagern: **Die Straße**
Roman. Leinen M. 10.—, Halbleder M. 14.—

Franz Karl Ginzkey: **Der Wundervogel**
Roman. Leinen M. 5.50

Oskar Gluth: **Unser Christl!**
Ein Schalk auf Gottes Straßen. Roman
Leinen M. 6 —

Rudolf Greinz: **Golgatha der Ehe**
Roman. Leinen M. 7.50, Halbleder M. 12.—

Rudolf Greinz: **Versunkene Zeit**
Romantische Liebesgeschichten aus Tirol
Leinen M. 6.50

Rudolf Haas: **Triebl-Streiche**
Geschichten vom freudigen Leben. Leinen M. 6.—

Hans Heyck: **Deutschland ohne Deutsche**
Ein Roman von übermorgen
Leinen M. 6.—, Halbleder M. 9.—

Emil Hadina: **Geheimnis um Eva**
Ein Frauenreigen. Leinen M. 6.50

Robert Hohlbaum: **Sänger und Könige**
Der „Unsterblichen" dritte Folge. Leinen M. 3.50

Alfred Huggenberger: **Liebe Frauen**
Erzählungen. Leinen M. 5.—

Theodor Heinrich Mayer: **Minister Bruck**
Roman. Leinen M. 7.50, Halbleder M. 11.—

Fritz Müller-Partenkirchen: **Frauenlob**
Geschichten. Leinen M. 4.50

Fritz Müller-Partenkirchen: **Halbkatz überzwerch**
Fröhliches. Leinen M. 4.50

A. De Nora: **Giorgione**
Roman. Leinen M. 7.50

Gustav Renker: **Die Stadt der Jugend**
Ein Studentenroman aus Österreich. Leinen M. 5.50

Karl Hans Strobl: **Die Fackel des Hus**
Roman. Leinen M. 9.—, Halbleder M. 12.—

Hans Watzlik: **Die Fräulein von Rauchenegg**
Roman. Leinen M. 5.—

Anton Wildgans: **Das Buch der Gedichte**
Leinen M. 7.—, Vorzugsausgabe, signiert M. 20.—

Staackmanns Almanach deutscher Erzähler
Jubiläumsausgabe 1930
Herausgegeben von Rudolf Greinz. Geb. M. 1.—

Bei der Buchhandlung .....

.....

bestelle ich hiermit zur sofortigen Lieferung (aus L. Staackmann Verlag, Leipzig)
(Betrag ist nachzunehmen — in Rechnung zu stellen)

..... **„Das gute Buch"**. Literarischer Jahresbericht des Verlages L. Staackmann in Leipzig — kostenlos

..... **„Staackmanns Almanach deutscher Erzähler"**. Jubiläums-Ausgabe 1930. 308 Seiten Umfang. Geb. nur M. 1.—

Neuerscheinungen des Verlages (Titel und Einbandart angeben)

.....

.....

.....

.....

Name und Adresse:

.....

.....

Digitized by Google

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. IN LEIPZIG

Gute und nützliche Bücher von dauerndem Wert

(Die Neuerscheinungen des Jahres 1929 sind mit * versehen.)

(Ausführliche Ankündigungen über Wand- und Tischregale auf Wunsch kostenfrei)

MEYERS LEXIKON

Siebente, völlig neubearbeitete Auflage

Über 160000 Artikel und Verweisungen auf etwa 21000 Spalten Text mit rund 5000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text, dazu etwa 750 Bildertafeln (darunter über 100 farbige), 280 Kartenbeilagen und Stadtpläne sowie 200 Text- und statistische Übersichten

12 Halblederbände etwa 363 RM.

Die Bände I bis X sind sofort lieferbar. Band XI* wird Weihnachten 1929, der XII. (Schluß-) Band im Sommer 1930 vorliegen.

Der neue Meyer ist das erste große, nach dem Kriege von A–Z neugeschriebene Lexikon und 1930 vollständig. Der Meyer enthält alles Wissenswerte vom frühesten Altertum bis in die jüngsten Tage. Der Meyer verzeichnet und erläutert mehr als 160000 Wörter, Dinge, Ereignisse, Namen und Begriffe, deren Ursprung und Wesen oft auch dem Gelehrten nicht geläufig sind, und veranschaulicht sie vielfach noch durch zum Teil farbige Bilder. Der Meyer ersetzt Tausende von Büchern. Der Meyer ist

das vollkommenste Buch der Gegenwart

Der neue Meyer stärkt, erweitert und vervollkommnet ständig das Wissen seines Benutzers. Der Meyer beantwortet jede Frage und gibt stets die richtige Antwort. Der Meyer gehört deshalb in jedes Haus, in jede Bücherei und in jedes Büro. Er erweist seinem Besitzer unschätzbare Dienste und schützt ihn vor Irrtümern. Der Besitz des neuen Meyer verleiht wohltuende Sicherheit. Der neue Meyer ist daher für jeden, der strebt und im Kampf des Daseins vorwärtskommen will, ebenso notwendig wie das tägliche Brot. Der neue Meyer ist für jedermann

das unentbehrliche Nachschlagewerk

Die angezeigten Werke sind durch jede Buchhandlung zu beziehen

Digitized by Google

Geographie

Allgemeine Länderkunde, begründet von Wilhelm Sievers, herausgegeben von Hans Meyer. 9 Bände. Bis jetzt sind erschienen:

***Australien und Ozeanien.** Dritte Auflage, völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. Walter Geisler. Mit 2 farbigen Tafeln, 28 schwarzen Tafeln, 4 farbigen Kartenbeilagen und 40 Textabbildungen. 1929. In Leinen . . . . . 20 RM.

Eine auf eigener Anschauung des Verfassers beruhende völlige Neugestaltung des Kükenthalschen Werkes, das dem Wissenschaftler wie dem Laien, dem Kaufmann, Lehrer usw. ein zuverlässiges Bild dieses so anziehenden Erdteils vermittelt.

Afrika. Dritte, völlig neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. Fritz Jaeger. Mit 3 farbigen Tafeln, 24 schwarzen Tafeln, 5 Kartenbeilagen und 40 Karten, Profilen und Diagrammen im Text. 1928. In Leinen . . . . . 20 RM.

Europa. Dritte Auflage, **Europa außer Deutschland,** gänzlich neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Philippson. Mit 3 farbigen Tafeln, 36 schwarzen Tafeln, 7 Kartenbeilagen und 40 Kärtchen und Profilen im Text. 1928. In Leinen . . . . . 22 RM.

Deckert, Nordamerika. Vierte Auflage, neubearbeitet von Prof. Dr. Fritz Machatschek. Mit 2 farbigen Tafeln, 12 schwarzen Doppeltafeln, 3 Kartenbeilagen und 33 Kärtchen, Profilen und Diagrammen im Text. 1924. In Leinen . . . . . 14 RM.

Die Polarländer. Von Prof. Dr. Ludwig Mecking. Mit 1 farbigen Tafel, 6 schwarzen Doppeltafeln, 2 Kartenbeilagen und 17 Kärtchen und Profilen im Text. 1925. In Leinen 9.50 RM.

Meyers Geographischer Handatlas. Siebente, neubearbeitete u. vermehrte Auflage mit 101 Haupt- u. 115 Nebenkarten sowie alphabetischem Namenverzeichnis mit Nachtrag. 1928. In Leinen 26 RM., in Halbleder . . . . . 32 RM.

Geographischer Bilderatlas von Europa. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Walther Gerbing. I. Deutschland in 250 Bildern, II. Europa (außer Deutschland) in 314 Bildern. Revidierter Neudruck. 1920–23. In Halbleinen . . . . . 10 RM.

Naturkunde

Brehms Tierleben. Vierte, neubearbeitete Auflage. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. V. Franz, Prof. Dr. G. Grimpe, Prof. Dr. L. Heck, Prof. Dr. F. Hempelmann, Prof. Dr. R. Heymons, Dr. M. Hilzheimer, Prof. Dr. W. Marshall, Dr. L. Nick, Prof. Dr. H. Simroth, Prof. Dr. O. Steche, Dr. E. Wagler und Prof. Dr. F. Werner herausgegeben von Prof. Dr. Otto zur Strassen. Mit 279 farbigen Tafeln, 346 schwarzen Tafeln, 13 Kartenbeilagen und 3231 Abbildungen. Neudruck 1924–27. 13 Bände, in Leinen 234 RM., in Halbleder . . . . . 299 RM.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule. Dritte, neubearbeitete Auflage von Dr. Walther Kahle. Mit 142 farbigen und schwarzen Tafeln und 587 Abbildungen im Text. Neudruck 1927–28. 4 Bände, in Leinen 64 RM., in Halbleder . . . . . 84 RM.

Brehms Tierleben in Einem Bande. Nach der neuesten (vierten) Auflage des Hauptwerkes frei bearbeitet von Prof. Dr. Georg Grimpe. Mit 19 farbigen, 40 schwarzen Tafeln, einer Kartenbeilage und 21 Abbildungen im Text. 1928. In Leinen . . . . . 25 RM.

Der Vogelbrehm. Durch zahlreiche Tafeln erweiterte Sonderausgabe des Bandes Die Vögel aus Brehms Tierleben, Kleine Ausgabe für Volk und Schule von Dr. Walther Kahle. Mit 93 farbigen und 46 schwarzen Tafeln sowie 125 Abbildungen im Text. 1927. In Halbleder-Prachtband. . 38 RM.

William Marshalls Bilderatlas zur Tierkunde mit beschreibendem Text. Zweite Auflage. Mit 1349 schwarzen Abbildungen. 1923–27. 4 Teile in einem Halbleinenband mit farbigem Deckelbild . . . . . 20 RM.

Daraus einzeln in Halbleinen:

1. Teil: **Die Wirbellosen.** Mit 515 Abbildungen 8 Rm.
2. Teil: **Fische, Lurche u. Kriechtiere.** Mit 262 Abb. 6 Rm.
3. Teil: **Die Vögel.** Mit 246 Abbildungen . . . . . 6 Rm.
4. Teil: **Die Säugetiere.** Mit 326 Abbildungen . 6 Rm.

Haeckel, Kunstformen der Natur. Zweite, verkürzte Auflage in 30 Tafeln. Niedere Tiere. 1924. In Leinen . . . . . 16 RM.

Digitized by Google

Meyers Klassiker-Ausgaben

Kritische Bearbeitung / Holzfreies Papier / Schöne Ausstattung

	Bde.	Ganzleinen RM.	Halbleder RM.
Arnim, herausgegeben von A. Schier	3	10.50	18.—
Brentano, herausgegeben von M. Preitz	3	10.50	18.—
Bürger, herausgegeben von A. E. Berger	1	3.50	6.—
Byron, herausgegeben von Fr. Brie	4	14.—	24.—
Chamisso, herausgegeben von H. Tardel	3	10.50	18.—
Die Edda, herausgeg. von H. Gering	1	3.50	6.—
Eichendorff, herausg. v. A. v. Grolman	2	7.—	12.—
Freiligrath, herausgeg. von P. Zaunert	2	7.—	12.—
Geibel, herausgegeben von W. Stammler	3	10.50	18.—
Gellert, herausgeg. von A. Schullerus	1	3.50	6.—
Gogol, herausgegeben von A. Luther	2	7.—	12.—
Goethe, Festausgabe, s. unten!			
— **Kleine Ausgabe,** herausg. v. R. Petsch	10	35.—	60.—
— ° **Epen,** herausgegeben von E. Boucke	1	2.80	5.—
— ° **Faust,** herausgegeben von R. Petsch	1	5.—	7.—
— ° **Italienische Reise,** herausgeg. von R. Weber	1	4.50	6.75
— ° **West-östlicher Divan** nebst den Noten und Abhandlungen, herausgegeben von R. Richter	1	3.20	5.50
Grabbe, hrsg. v. A. Franz u. P. Zaunert	3	10.50	18.—
Grillparzer, herausgeg. von R. Franz	5	17.50	30.—
Gutzkow, herausgegeben von P. Müller	4	14.—	24.—
Hauff, herausgegeben von M. Mendheim	4	14.—	24.—
Hebbel, herausgeg. von F. Zinkernagel	6	21.—	36.—
Heine, Kleine Ausg., hrsg. von E. Elster	4	14.—	24.—
Herder, herausgegeben von Th. Matthias	5	17.50	30.—
E. T. A. Hoffmann, herausgeg. von V. Schweizer und P. Zaunert	4	14.—	24.—
Hölderlin, hrsg. von H. Brandenburg	2	7.—	12.—
Homer, Ilias, hrsg. von P. Brandt	1	3.50	6.—
— **Odyssee,** herausgeg. von P. Brandt	1	3.50	6.—
Immermann, herausg. von H. Mayne	5	17.50	30.—
Jean Paul, hrsg. von R. Wustmann	4	14.—	24.—
Gottfr. Keller, hrs. v. M. Nußberger	8	28.—	48.—
H. v. Kleist, herausgeg. von E. Schmidt	5	17.50	30.—
Körner, herausgegeben von H. Zimmer	2	7.—	12.—
Lenau, herausgegeben von C. Schaeffer	2	7.—	12.—
Lermontow, herausgeg. von A. Luther	1	3.50	6.—
Lessing, herausgegeben von G. Witkowski	7	24.50	42.—
Ludwig, herausgegeben von B. Schweizer	3	10.50	18.—
Luther, herausgegeben von A. E. Berger	3	10.50	18.—
Meisterwerke der russ. Bühne, herausgegeben von A. Luther	1	3.50	6.—
Mörike, herausgegeben von H. Mayne	3	10.50	18.—
Nibelungenlied, übersetzt von K. Simrock, herausgegeben von G. Holz	1	3.50	6.—
***Novalis,** im Verein mit R. Samuel herausgegeben von P. Kluckhohn	4	14.—	24.—
Puschkin, herausgegeben von A. Luther	2	7.—	12.—
Reuter, herausgeg. von W. Seelmann	7	24.50	42.—
Rousseau, Bekenntnisse, herausgeg. von K. Wolter u. H. Bretschneider	2	7.—	12.—
Rückert, herausgegeben von G. Ellinger	2	7.—	12.—
Saltykow, Geschichten u. Märchen, herausgegeben von A. Luther	1	3.50	6.—
Scheffel, herausgegeben von Fr. Panzer	4	14.—	24.—
— ° **Ekkehard,** hrsg. von Fr. Panzer	1	3.75	6.50
Schiller, Kleine Ausgabe, herausgeg. von L. Bellermann	9	31.50	54.—
— **Große Ausgabe,** herausgegeben von L. Bellermann	15	52.50	90.—
— ° **Gedichte,** hrsg. von L. Bellermann	1	3.—	5.50
Shakespeare, herausg. von A. Brandl	10	35.—	60.—
Sophokles, Tragödien, herausgeg. von P. Brandt	1	3.50	6.—
Storm, herausgegeben von Th. Hertel	6	21.—	36.—
Tieck, herausgegeben von G. L. Klee	3	10.50	18.—
Turgenew, herausgeg. von A. Luther	1	3.50	6.—
Volkslieder der Slawen, herausgegeben von P. Eisner	1	4.25	7.50
Wieland, herausgegeben von G. L. Klee	4	14.—	24.—

° In Liebhaber-Leinenband bzw. Halbleder-Prachtband mit Goldoberschnitt.

Goethes Werke Festausgabe zum hundertjährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts, Leipzig 1826—1926. Im Verein mit Fritz Bergemann, Ewald A. Boucke, Max Hecker, Rudolf Richter, Julius Wahle, Oskar Walzel, Robert Weber herausgegeben von Robert Petsch. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Einleitungen und Erläuterungen sowie zahlreichen Handschriftwiedergaben, Bildern und Karten. 1926–27. 18 Bände in blauem Liebhaber-Leineneinband . . 86.40 RM., in Halbleder-Prachteinband mit Goldoberschnitt . . . . . 135 RM.

Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Vierte Auflage. Mit 30 farbigen und schwarzen Tafeln, 2 Buchdruck- und 38 Handschriften-Beilagen und 182 Abbildungen im Text. 3 Bände. Neudruck 1926. In Leinen 36 RM., in Halbleder . . . . . 48 RM.

Geschichte der Russischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Arthur Luther. Mit 5 farbigen und schwarzen Tafeln, 7 Handschriften-Beilagen und 102 Abbildungen im Text. 1924. In Leinen 16 RM., in Halbleder . . . . . 19 RM.

Digitized by Google

[illegible]-, Welt- und Kunstgeschichte

Geschichte der Deutschen Kultur. Dritte, völlig neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Mit 4 farbigen und 11 schwarzen Tafeln sowie 151 Abbildungen im Text. 1929. In Leinen . . . . . 26 RM.

Das Werk Steinhausens ist recht eigentlich die Geschichte des deutschen Wesens, es ist heute die deutsche Kulturgeschichte, auch in dem Sinne, daß sie nicht nur die Wurzeln der Kultur der Gegenwart bloßlegt, sondern daß sie diese selbst in ihrem Wesen charakterisiert und so aus der Vergangenheit bis in die unmittelbare Gegenwart führt.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1930. 33. Jahrgang. Als Abreißkalender eingerichtet. 376 Blätter mit 12 erläuterten Sternkarten und 353 Bildern sowie Gedenktagen, astronomischen Notizen, Sprüchen usw. . . . . 4 RM.

Helmolts Weltgeschichte. Zweite, neubearbeitete Auflage, unter Mitarbeit von über 40 bekannten Geschichtsforschern, herausgegeben von Armin Tille. Mit mehr als 100 Karten und 400 Bildern auf 278 bunten und schwarzen Tafeln und Beilagen und 1047 Abbildungen im Text. Neudruck 1922–24. 9 Bände, in Leinen 153 RM., in Halbleder . . . . . 189 RM.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von Prof. Dr. K. Woermann. Mit 381 farbigen und schwarzen Tafeln und 2028 Abbildungen im Text. Neudruck 1925–27. 6 Bände, in Leinen 90 RM., in Halbleder-Prachtband mit Goldoberschnitt 120 RM.

Memoiren und Briefe

Mit Einleitungen, Erläuterungen und Handschriftenwiedergaben

Der Alte Kaiser, Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I. Ausgewählt von Karl Pagel. Mit 3 Tafeln. 1925. In Leinen 4.50 RM., in Halbleder 8 RM.

Friedrich der Große, Briefe und Schriften. Ausgewählt von Richard Fester. Mit 6 Tafeln. 1927. 2 Bände in Leinen 10 RM., in Halbleder . . . . . 18 RM.

Alexander von Humboldts Natur- u. Kulturschilderungen. Ausgewählt von Karl H. Dietzel. Mit 8 Tafeln. 1924. In Leinen 3.50 RM., in Halbleder 6.50 RM.

Gottfried Keller, Briefe. Ausgewählt von Max Nußberger. Mit 4 Tafeln. 1927. In Leinen 5.30 RM., in Halbleder . . . . . 9.50 RM.

Königin Luise, Briefe und Aufzeichnungen. Ausgewählt von K. Griewank. Mit 3 Tafeln. 1925. In Leinen 4.80 Rm., in Halbleder . . . . . 8.50 RM.

Moltkes Briefe. Ausgewählt von Willy Andreas. Mit 6 Tafeln. 2 Bde., in Leinen 10 RM. in Halbleder 18 RM.

Moritz von Schwind, Briefe. Herausgegeben von Otto Stoessl. Mit 16 Tafeln, 10 Textbildern. 1924. In Leinen 5.50 RM., in Halbleder . . . . . 10 RM.

Stein, Briefe und Schriften. Ausgewählt von Karl Pagel. Mit 6 Tafeln. 1927. In Leinen 4.80 RM. in Halbleder . . . . . 8.50 RM.

Leo Tolstoj, Ein Leben in Selbstbekenntnissen. Tagebuchblätter und Briefe. Herausgegeben von Arthur Luther. Mit 4 Tafeln. 1923. In Leinen 5 RM., in Halbleder . . . . . 9 RM.

Richard Wagners Briefe. Ausgewählt von Wilh. Altmann. Mit 11 Tafeln. 1925. 2 Bände. In Leinen 12 Rm., in Halbleder . . . . . 20 RM.

Richard Wagner, Mein Leben. Kritisch durchgesehen von Wilhelm Altmann. Mit 5 Tafeln. 1923. 2 Bände, in Leinen 10 RM., in Halbleder . . . . . 18 RM.

***Der große Duden.** Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Mit Unterstützung des Deutschen Sprachvereins, des Deutschen Buchdruckervereins, des Reichsverbandes Österreichischer Buchdruckereibesitzer, des Schweizerischen Buchdruckervereins sowie der deutschen und österreichischen Korrektorenvereine nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln bearbeitet v. Dr. Th. Matthias. Zehnte, neubearb. u. erweiterte Aufl. 1929. In Leinen 4.50 RM.

Bestellschein
(Das Nichtgewünschte wolle man durchstreichen!)

Unterzeichneter bestellt hiermit bei

.....

.....

.....

.....

.....

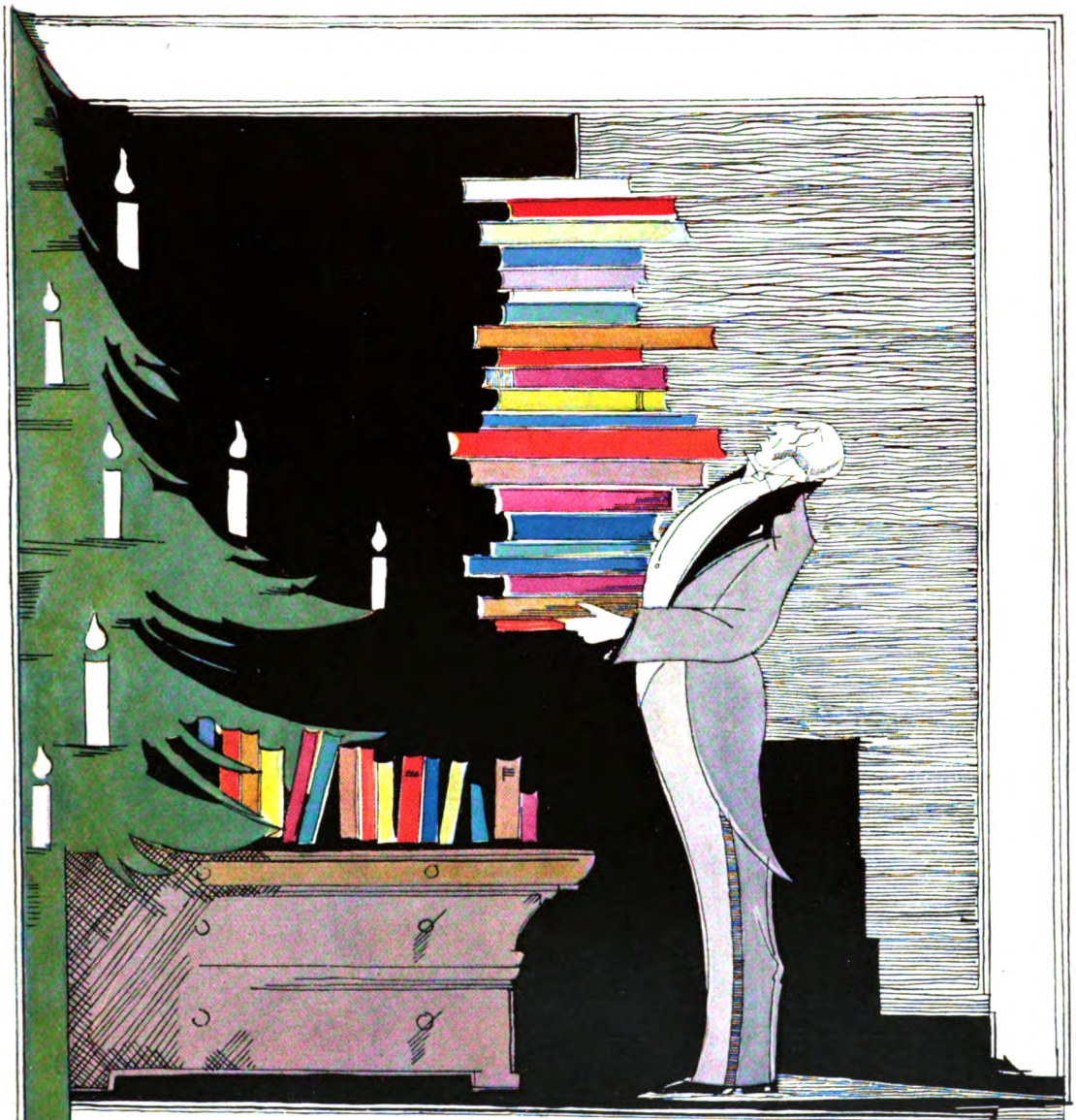
Betrag ist nachzunehmen / folgt gleichzeitig mit Bankscheck / Postanweisung / durch Postscheck / Postsparkasse wird mit monatlich ..... RM. unter Anerkennung des Eigentumsvorbehalts beglichen. Erfüllungsort für beide Teile ist der Sitz der Lieferfirma.

Genaue Anschrift: .....

1928. VIII. 29. 850 T.

Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Digitized by Google



Velhagen & Klasings Büchertisch

1929–1930

Unsere Bücher sind in jeder guten Buchhandlung vorrätig

Digitized by Google

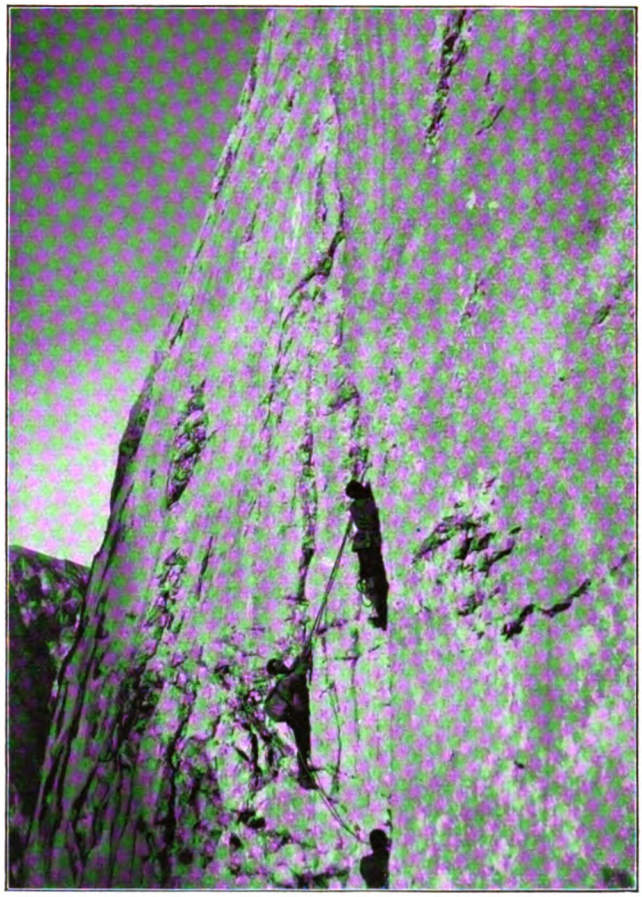
Velhagen & Klasings

1929 Büchertisch 1930

Ein Mensch ohne Kultur braucht keine andre geistige Nahrung als seine Leib- und Magenzeitung. Es gibt reiche Häuser mit allen Luxuseinrichtungen, Marmorbädern, kostbaren Einbaumöbeln, und mit Bewohnern, deren jährlicher Verbrauch an Kleidern, seidener Wäsche, Parfüms und Zigaretten ein Vermögen verschlingt, reiche Häuser, in denen der ganze Bücherbedarf mit ein paar trostlosen Allerwelts-Saisonschlagern gedeckt wird. • Und dann wieder treten wir in das wohnliche, aber äußerlich bescheidene Heim eines Mannes, einer Frau von regem geistigem Leben und staunen über die Fülle von gediegenen Werken, die auf dem Bücherbord sich aufreihen oder auf dem Schreibtisch, dem Wohnzimmertisch liegen. Dies eine Buch auf dem Fenstersims, schon stark benutzt, enthält ein Lesezeichen – das andere dort ist aufgeschlagen. Hier weht es den Besucher heimatlich an. Der Blick geht sogleich in weite Bezirke. Hier ist man um Gesprächsstoff nie verlegen. Dem Tagesklatsch weit entrückt vertieft man sich in Fragen, die sofort spannen und den Geist aufrütteln. Wunder der Welt sprechen zu uns, wenn wir diesen Band hier aufschlagen. Und jener dort verrät schon aus seinem Titel lockende Geheimnisse oder rührt selige Erinnerungen auf. Das Zimmer, in dem ein aufgeschlagenes Buch liegt, lebt. Eine Wohnung ohne Bücher aber ist wie ein Sargmagazin. • Vor einem so vollbesetzten Büchertisch nun, wie ihn Velhagen & Klasing alle Jahre um die Weihnachtszeit herum für alle der deutschen Sprache mächtigen Menschenkinder aufbauen, erfaßt jeden Beschauer etwas wie Festfreude. Er begrüßt viel alte Freunde, mit denen er schon zahlreiche wertvolle Stunden verbracht hat. Und Neuankömmlinge schauen ihn mit blanken Augen an. Es ist, als ob sie ihm die Hände entgegenstreckten und ihn willkommen hießen: „Da bin ich – kennst du mich – so viel, so viel hab' ich dir zu erzählen!" • Es gibt keine Einsamkeit, keine Zwietracht mehr, wenn das geistige Leben des aufgeschlagenen Buches dich umfängt! Es gibt mehr für dich! Du verkürzest das Leben um alle Mißklänge, du verlängerst es, bereicherst es um unzählige Feierstunden, wenn du dich deinen teuersten Freunden widmest: deinen Büchern! • „Was soll ich mir zum Feste schenken?" „Was soll ich der Liebsten mitbringen?" „Was stelle ich den Kindern auf den Gabentisch?" „Alle sollen sie etwas von mir bekommen, das bleibenden Wert hat; das kann keine Schachtel Pralinees sein, keine Seidenkrawatte, kein Stepphandschuh; das Buch, das ich dem Fünfzehnjährigen schenke, begleitet ihn vielleicht durch sein ganzes Leben!" • Bücher auswählen, Bücher als Geschenk einkaufen, bietet einen doppelten Genuß: neben der Freude des Beschenkten auch noch die Möglichkeit, das Geschenk selbst vorher in Besitz zu nehmen. Aus der Schachtel Pralinees darfst du nicht einmal naschen – aber den reizenden neuen Almanach, den Velhagen & Klasing soeben herausgebracht haben, den kannst du von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen, bevor du ihn auf den Geschenktisch einer verwöhnten Dame legst, kannst die Bilder betrachten, kannst dir die ganze reiche Sammlung origineller Beiträge vertraut machen, – und frisch und hell und lockend schlägt er dann die Augen zu seinem neuen Besitzer auf. • Wer diese neue Bücherliste durchblättert, dem wird es rasch klar werden, daß der Verlag Velhagen & Klasing einem wohldurchdachten Programm in seinen diesjährigen Neuheiten gefolgt ist. Noch nie war der Drang des deutschen Menschen, die weite Welt zu sehen, so stark entwickelt wie heute. Die Monographien zur Erdkunde haben daher eine besonders starke Bereicherung gefunden. Es sind, in neuzeitlicher Anordnung, unter Berücksichtigung des allgemeinen Verlangens nach großen photographischen Aufnahmen, neu herausgekommen: Wien und der Wiener Wald. Von Karl Toth. – Berge und Bergsteiger. Von Jos. Jul. Schätz. Berlin und die Mark Brandenburg. Von F. Lampe. – Und auch die als Volksbücher gedach-

Digitized by Google

ten knapperen Darstellungen von Land und Leuten haben einen weiteren Ausbau erfahren. Da erzählt in einem reich illustrierten Band der Romanschriftsteller Rudolph Stratz aus seiner Wahlheimat: das schmucke Bändchen „Die oberbayrischen Seen" ist mehr als ein Reisebuch, es dringt in die Seele des Landes ein; und W. Norbert schildert dichterisch „Helgoland". Die altberühmten Künstler-Monographien haben einen neuen Gewinn aufzuweisen: F. Knapp hat Vincent van Gogh behandelt, und zum erstenmale sind in diesem Bande so zahlreiche, farbige Wiedergaben von Werken dieses Künstlers versammelt, der jetzt erst, ein Menschenalter nach seinem Tode, den Weg zu den Herzen der Deutschen gefunden hat! Und Altmeister Leibl ist erschienen, eingeführt von Emil Waldmann. F. Lübbecke hat Steinhausen bearbeitet. •



Wandkletterei, Totenkirchl-Südostwand, Kaisergebirge • Aus der Monographie: Schatz, „Berge und Bergsteiger"

Ein Standwerk des Verlages ist Koenigs reichillustierte Literaturgeschichte. Das Werk beanspruchte bisher zwei starke Bände. Der Verlag glaubt sich den Dank weiter Kreise zu sichern, indem er das berühmte Buch nunmehr in einer sorgfältig bearbeiteten, vorsichtig gekürzten, aber von kundiger Hand bis auf den heutigen Tag ergänzten Neuauflage in einem einzigen Bande herausbringt: Dr. Paul Weiglin hat die Bearbeitung mit feinem Takt besorgt! • Völlige Neugestaltung hat auch Sohnreys „Kunst auf dem Lande" bei der Herausgabe einer neuen Auflage erfahren. Das Buch ist handlicher – und billiger – geworden und wird in allen Kreisen, in denen Heimatkunde getrieben wird, mit warmer Herzlichkeit aufgenommen werden. • Und natürlich durfte auch der wohlbekannte Freund des deutschen Hauses, der Daheim-Kalender, nicht unter den Weihnachtsneuheiten des Verlages fehlen! • Weihnachten, das Fest der jungen Welt, ohne Büchergaben für Kinder und die reifere Jugend wäre undenkbar. Neben der „Arche Noah", dem Jugendjahrbuch des „Daheim", Neuauflagen vertrauter Wörishöffer-Bände wie „Die Diamanten des Peruaners" u. „Ein Wiedersehen in Australien", Noeldechens „Unter dem roten Adler" sowie Frehsees „Botschaft vom Mars" bietet der Verlag eine ganz besondere Gabe, zu der Meister Arthur Kampf den Bildschmuck beigesteuert hat: Freksas Erzählung aus fridericianischer Zeit „Der Husar von Rheinsberg". Das ist eines jener Bücher, das der beschenkte Sohn des Hauses auch immer wieder Vater, Mutter, Onkel und Tante, ja auch den Großeltern ausleihen muß, weil sie sich alle an der Erzählung festlesen, wenn sie auch nur die erste Seite begonnen haben!

Digitized by Google

Kunstbeilage aus Velhagen & Klasings Almanach

(Einzelkunstblätter in Ludwig Möllers Kunstverlag, Lübeck)

Nordost-Passat. Gemälde von Prof H. Schnars-Alquist

Velhagen & Klasings Almanach

Auch dieses neueste schmucke Jahrbuch enthält nur neue Originalbeiträge: es ist kein verschämter Verlagskatalog mit Kosthappen, wie sie sonst unter der Marke Almanach auf dem Weihnachtstisch auftauchen. Kunstbeiträge mit zahlreichen Bildern, auch farbige Kunstbeilagen von Hans Meid, Ludwig Bartning u. a.; Novellen von F. A. Beyerlein, A. Todee, V. von Kohlenegg, G. Hirschfeld, H. H. Ehrler; Gedichte von W. v. Molo, K. v. Berlepsch, Karla Höcker, E. Lissauer, Paul Zech; Aufsätze und Plaudereien aus Weltgeschichte, Natur und modernem Reiseleben.

Reizende Ausstattung. Ein festliches Geschenk für geschmackverwöhnte Damen!

Preis fein gebunden 7 RM.

Velhagen & Klasings neueste Monographien zur Kunst

Mit zahlreichen Textbildern und Kunstbeilagen, zum Teil mehrfarbig

Vincent van Gogh. Von F. Knapp. **Wilhelm Leibl.** Von E. Waldmann

Steinhausen. Von F. Lübbecke. 2. Auflage

Die Sammlung umfaßt 118 Bände mit 100 bis 175 Abbildungen. Die nachgenannten Bände sind zur Zeit lieferbar:

Raffael	7 RM.	Ludwig Richter	8 RM.	Giotto	7.50 M.
Rubens	8 RM.	Holbein d. J.	8 RM.	Liebermann	7 RM.
Rembrandt	8 RM.	Terborch, Steen	7 RM.	Hans Thoma	7 RM.
Michelangelo	8 RM.	Botticelli	7 RM.	Veit	7 RM.
Dürer	8 RM.	Tizian	8 RM.	Donatello	7 RM.
Menzel	8 RM.	M. v. Schwind	8 RM.	Arnold Böcklin	7 RM.
Murillo	7 RM.	Leonardo da Vinci	7 RM.	Segantini	7 RM.
Frans Hals	7 RM.	Klinger	8 RM.	Prell	7 RM.
van Dyck	7 RM.	Franz Stuck	7 RM.	Luca della Robbia	8 RM.

Digitized by Google

Feuerbach	8 RM.
Siemering	7 RM.
Angelico da Fiesole	6 RM.
Geselschap	8 RM.
Perugino	8 RM.
W. H. Hunt	7 RM.
Goya	8 RM.
Andrea del Sarto	7 RM.
Lukas Cranach	7 RM.
Guido Reni	7 RM.
Franz Krüger	7 RM.
Anders Zorn	8 RM.
Schnorr v. Carolsfeld	7 RM.
Bernini	7 RM.
Corinth	7 RM.
Matthias Grünewald	7 RM.
Spitzweg	7 RM.
Fritz Erler	8 RM.
Arthur Kampf	7 RM.
Baldung-Grien	7 RM.
Otto Greiner	7 RM.
Albrecht Altdorfer	8 RM.
Max Slevogt	8 RM.
Van de Velde	6 RM.

Kunstgeschichte in Einzelbetrachtungen

Ein Hilfsbuch der Kunstbetrachtung von Dr. Paul Ueding, Studienrat in M.-Gladbach

4 Teile. Mit 112 bis 140 Seiten und 43 bis 68 Abbildungen, auch Farbtafeln

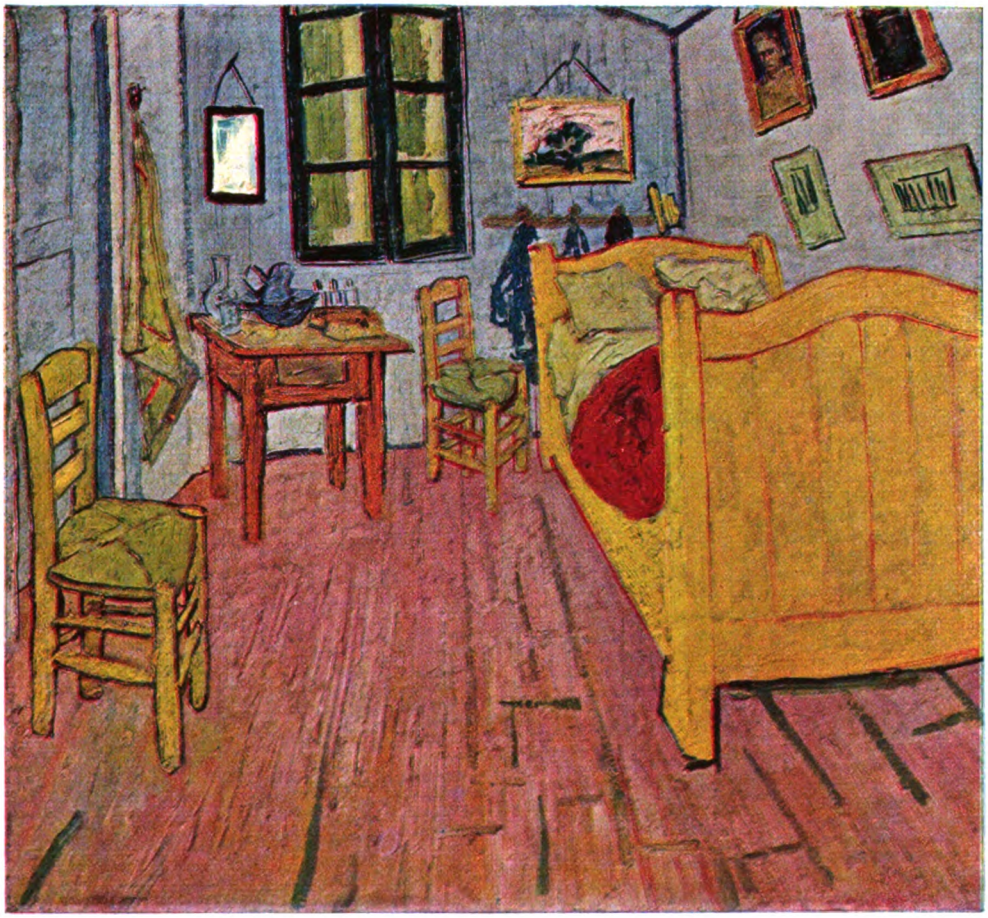
Altertum und Mittelalter . . . Gebunden 7.20 RM.

Das Zeitalter der Renaissance. Gebunden 8.80 RM.

Barock, Rokoko, Klassizismus . Gebunden 7.— RM.

Die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts . . . . . Gebunden 6.20 RM.

Zahlreiche glänzende Urteile bezeichnen dieses Werk als „eine pädagogische Tat ersten Ranges."



Schlafzimmer des Künstlers in Arles. Gemälde von Vicent van Gogh vom Jahre 1888
Aus der Monographie über den Künstler von Univ.-Prof. Dr. Fr. Knapp

Digitized by Google

B. Haendcke

Entwicklungsgeschichte der Stilarten

Ein Handbuch. Zweite neubearbeitete Auflage. 650 Seiten mit 416 Abbildungen, darunter 29 farbige Einschaltbilder. In Ganzleinen gebunden 25 RM. • Eine Ergänzung der Kunstgeschichte, ihre Vertiefung im Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte des Stils und eine erschöpfende Darstellung der Verschiedenartigkeit des Stils in Malerei, Architektur und Kunstgewerbe. Reiche illustrative Erläuterung d. Textes.

H. Knackfuß u. M. Gg. Zimmermann

Allgemeine Kunstgeschichte

Erster Band: Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters bis zum Ende des romanischen Zeitalters. Dritte Auflage. Gebunden 15 RM. Der zweite Band ist vergriffen. Dritter Band: Kunstgeschichte des Barock, Rokoko und der Neuzeit. Zweite Auflage. Gebunden 20 RM.

Adolf Rosenberg

Handbuch der Kunstgeschichte

Vierte Auflage. Bearbeitet von Hans Rosenhagen. In Ganzleinen gebunden . 25 RM. Nahezu 950 Abbildungen und 48 Einschaltbilder geben einen vielseitigen Überblick über die Epochen der Kunst: Altertum, Mittelalter, Renaissance, 17. und 18. Jahrhundert und die moderne Zeit. Eine einbändige und doch erschöpfende Darstellung, die in der vorliegenden Neubearbeitung und Ergänzung durch Hans Rosenhagen auch die neueren Entwicklungen würdigt.

Dr. Carl Busse

Geschichte der Weltliteratur

In zwei Halbfranzbänden. Erster Band: 235 Abbild. im Text, 22 Einschaltbilder 25 RM. Zweiter Band: 439 Abbildungen im Text, 25 Einschaltbilder 35 RM. • Dieser Geschichte der Weltliteratur kann auf dem deutschen Büchermarkt nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt werden. Die Darstellung ist voller Leben und in einem Stil geschrieben, der auch eine vorübergehende Ermüdung ausschließt.

Waldemar Oehlke

Geschichte der deutschen Literatur

Zweite Auflage. Mit 24 farbigen Einschaltbildern. In Halbfranz gebunden . . . 20 RM. Einer der Vorzüge der Oehlkeschen Literaturgeschichte ist die Beigabe von Proben aus den Werken der Dichter. Die chronologische Gliederung des gewaltigen Stoffes ist durch große Übersichtlichkeit ausgezeichnet. Eins der besten Werke unter den weniger umfangreichen Geschichten der deutschen Literatur.

Monographien zur Geschichte

Mit je 100 bis 190 Abbildungen

Florenz und die Medici	8 RM.
Königin Elisabeth von England und ihre Zeit	8 RM.
Wallenstein	7 RM.
Bismarck	8 RM.
Maximilian I.	7 RM.
Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum	8 RM.
Die Wiedertäufer	7 RM.
Venedig als Weltmacht u. Weltstadt	9 RM.
Die Blütezeit des Pharaonenreiches	10 RM.
Die Kreuzzüge	8 RM.
Mirabeau	7 RM.
Friedrich I.	7 RM.
Friedrich der Große	8 RM.
Ninive und Babylon	9 RM.
Die deutsche Hanse	8 RM.
Der falsche Demetrius	7 RM.
Die Römer in Deutschland	9 RM.
Napoleon	8 RM.
Das Zeitalter der deutschen Erhebung	7 RM.
Wilhelm von Oranien	7 RM.
Zwingli und Calvin	7 RM.
Clemens August Kurfürst von Köln	6 RM.
Kaiser Friedrich II.	7 RM.

Die Monographien sind in Bibliothekseinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden.

Digitized by Google

Monographien zur Kulturgeschichte

Mit je 120 bis 180 Abbildungen

Der Wein	7 RM.	Reklamekunst	8 RM.
Die Deutsche Karikatur	7 RM.	Der Fächer	7 RM.
Exlibris	8 RM.	Der Kupferstich	7 RM.
Die moderne Malerei in Deutschland	8 RM.	Meister der Reitkunst	8 RM.

Die Monographien sind in Bibliothekseinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden.

Kunst auf dem Lande

Ein Wegweiser für die Pflege des Schönen und des Heimatsinnes im deutschen Dorfe

Herausgegeben von Prof. Dr. Heinrich Sohnrey

2. neubearbeitete Auflage mit 183 ein- und mehrfarbigen Abbildungen. Preis 9 RM.

Oskar Jäger

Weltgeschichte in fünf Bänden

Neubearbeitung

I. Band: Geschichte des Altertums

Mit 271 Abbildungen im Text und 17 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck

II. Band: Geschichte des Mittelalters

Mit 272 Abbildungen im Text und 22 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck

III. Band: Geschichte der neueren Zeit 1517—1789

Mit 302 Abbildungen im Text und 30 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck

IV. Band: Geschichte der Zeit von 1789—1871

Mit 320 Abbildungen und 28 Beilagen in Schwarz- und Farbendruck

Jeder Band in Halbleder gebunden 20 RM. In Halbleinen gebunden 17 RM.

V. Band: Geschichte der Zeit von 1871 bis zur Gegenwart

(In Vorbereitung)

Deutsche Geschichte

Volk · Staat · Kultur · Geistiges Leben

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Mit vielen Abbildungen, Kunstblättern in Schwarz- und Buntdruck, Faksimiles, Karten usw. Vollständig in 3 Bänden in Halbleder gebunden. Band 1 bis 3 (auch einzeln lieferbar, je 21 RM. Das umfassendste und bilderreichste Werk der letzten 20 Jahre, in seiner wissenschaftlichen Bedeutung unbestritten. In der Fülle der Illustrationen ist es besonders eine Reihe von Abbildungen, die in Originalwiedergaben nach Dokumenten aus den verschiedenen Zeitabschnitten den Wert des Textes erhöht.

Digitized by Google

Monographien zur Erdkunde:

* Neu! *

Wien und der Wiener Wald

Von K. Toth. Preis 7 RM.

* Neu! *

Berge und Bergsteiger

Von Josef Julius Schätz.

Preis 7 RM.

* Neu! *

Berlin und die Mark Brandenburg

Von F. Lampe. Preis 7 RM.

Früher erschienene Bände:

Thüringen	8 RM.
Cuba	7 RM.
Norwegen	9 RM.
Tirol und Vorarlberg	9 RM.
Die Schweiz	9 RM.
Bayerns Hochland und München	7 RM.
Der Harz	7 RM.
Am Rhein	8 RM.
Genua u. die beiden Rivieren	9 RM.
Rom und die Campagna	9 RM.
Der Schwarzwald	8 RM.
Dresden und die Sächsische Schweiz	8 RM.
Neapel, seine Umgebung und Sizilien	8 RM.
Die Lüneburger Heide	7 RM.
Das Riesen- und Isergebirge	7 RM.
Palästina	8 RM.
Das Frankenland	8 RM.

Digitized by Google

Die Kärntnerstraße in Wien. Von L. Kasimir. Aus der Monographie „Wien und der Wiener Wald"

Die Oberitalienischen Seen	8 RM.	Sturmsee und Brandung	9 RM.
Das Weserbergland und der Teutoburger Wald	8 RM.	Der Böhmerwald und der Bayrische Wald	8 RM.
Die Eifel	7 RM.	Ostpreußen, Memelgebiet und Danzig	8 RM.
Die Norddeutschen Moore	8 RM.	Klima und Landschaft	7 RM.
Die Niederelbe	7 RM.	Die Niederweser	7 RM.
Schwabenland	8 RM.	Spanien	7 RM.
Westfalen	8 RM.	Die deutsche Nordsee	7 RM.
Alte Kulturstätten	8 RM.		
Die Nordseemarschen	8 RM.		

Die Monographien zur Erdkunde sind in Bibliothekseinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden.

Jeder Band enthält 100 bis 185 Abbildungen u. mindestens eine Karte.

Digitized by Google

Berge und Bergsteiger

Von Josef Julius Schätz

Mit 48 Abbildungen in Tiefdruck. Preis 7 RM.

Aus dem Inhalt: Große Bergsteiger haben das Wort:

Oskar Erich Meyer

Geh in eine Gruppe der Alpen, die einsam ist. Wo Sonne und Sturm, knirschendes Eis und stäubendes Wasser am Werke sind; wo du allein auf dich gestellt bist, daß du die Sprache der Berge lernst, die dich führen werden, besser als alle Weiser der Menschen. Bis du wirst wie ein Baum im Walde, ein Gras auf der Alm oder ein lebender Fels auf dem lichten Grat: kein fremder Zuschauer mehr, der in fremden Zungen redet, sondern ein Glied der großen Natur wie Baum und Fels und Gras ...

Arnold H. M. Lunn

Der junge Bergsteiger, der gleich mit dem Matterhorn beginnt, dem fehlt das Beste, was die Berge uns geben können, das innere Verhältnis, das Verständnis, das nur aus jahrelanger Bekanntschaft, aus allmählicher Eroberung, aus Sehnsucht nach den Bergen und schwer erworbenen Siegen erwachsen kann.

Ludwig Purtscheller

Wir betrachten die Touristik nicht als Sport, nicht als eine Modesache, sondern als eine Art Naturkultus, als einen Ausdruck der Gottesverehrung.

Emil Zsigmondy

Man lernt es, mit unbeugsamer Energie ein gefaßtes Ziel festzuhalten und ungeachtet der größten Schwierigkeiten eine einmal begonnene Arbeit auch ihrem gedeihlichen Ende zuzuführen. Das Hochgebirge besitzt einen ewigen Reiz, welcher jeden umstrickt, der seine Schwierigkeiten und Gefahren erkannt und ihnen fest ins Auge geblickt hat.

Eugen Guido Lammer

Ich kenne kein menschliches Tun, das in tausend immer neuen Verwicklungen alle Kräfte des Körpers und sehr viele des Geistes oft bis auf ihre letzten Reste so vielseitig anspannt wie der Einzelkampf mit schwierigem Hochgebirge. Er überragt nicht nur alle anderen Sporte und Spiele, bei denen entweder der Einsatz nicht so hoch oder der Gegner nicht so würdig ist, oder die nur gewisse Muskelgruppen oder gewisse Geisteskräfte oder den Körper allein oder den Geist allein zum Kriegesdienst einberufen, sondern er bietet auch einem humanen und doch kräftigen Zeitalter edlen Ersatz für den einstigen ritterlichen Kampfsport oder die blutige Jagd, indem hier der niedergetretene Gegner kein Mitmensch und kein wehrloses Tier ist, sondern die gigantische rohe Naturkraft in ihrer Urwildheit, und dieser Kampf hundertmal mehr abwechselnd und vielseitig ist als jener.

G. Winthrop Young

Alle Nichtbergsteiger, die den Reiz der Berge irgendwie auf sich wirken lassen, sollen erkennen, daß die heutige Bergsteigerei kein Anlaß für rohe Kraft ist und noch weniger ein selbstsüchtiges Spiel, dem nur zu oft wertvolle Leben zum Opfer fallen. Sie sollen begreifen, daß es sich um eine mit echter Begeisterung betriebene Kunst handelt, um eine Schule der Selbstzucht, die große und vielseitige Anforderungen an Gemüt, Willen und Ausdauer stellt, um eine Prüfung des Menschen, die langjährige, geduldige und wissenschaftliche Vorbereitung fordert. Der Lohn besteht in Gesundheit, Selbsterkenntnis, Naturgenuß und Abenteuerfreude.

Walter Schulze

Der Alpinismus ist kein Kinderspiel. Wer mit zu großem Vertrauen auf seine ursprüngliche Begabung an die Riesen der Alpen herantritt, der wird bald schmähliche Niederlage erleiden.

Paul Güßfeldt

Sicherer ist es zu Hause zu bleiben. Wen aber nach den Freuden des heimkehrenden Kriegers gelüstet, der muß zuvor auf den Kampfplatz gegangen sein.

Ernst Jenny

Möge es immer wieder Männer geben, bei deren Eintreten in ein Bergsteigerasyl der Lärm sich dämpft und die ungefragte Frage geht: Wer ist es? und die ungesprochene Antwort: Ein Seltener, horcht auf, wenn er spricht; denn er geht ungewöhnliche Pfade, und seht, wie seltsam seine hellblauen Augen leuchten, und hört, wie weich und schön seine Stimme tönt, und laßt uns schweigen, wenn er schläft. —

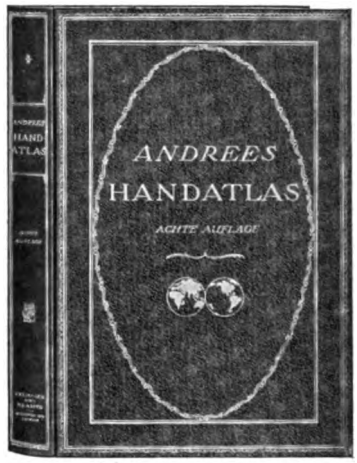
Julius Kugy

Fragt man mich, wie der Bergsteiger sein soll, so möchte ich sagen, er müsse wahrhaft, vornehm und bescheiden sein.

Davidis-Holle: Praktisches Kochbuch

für die gewöhnliche und feinere Küche. Achtundfünfzigste Auflage. Mit 21 farbigen Beilagen und zahlreichen erläuternden Abbildungen im Text. In Ganzleinen gebunden. Preis 8.50 RM. Diese einzige Original-Ausgabe Davidis-Holle hat ihren Wert als hervorragendes Kochbuch in unzähligen Küchen bewiesen. Es ist nach wie vor die zuverlässige, nie versagende Hilfe für kleine und große Haushaltungen. Das berühmte Werk steht an der Spitze aller ähnlichen Veröffentlichungen.

Digitized by Google



Verkleinerte Abbildung des Einbandes

Andrees Allgemeiner Handatlas

Herausgegeben v. Dr. Ernst Ambrosius

442 Haupt- und Nebenkarten auf 272 Kartenseiten. Fünfter verbesserter und vermehrter Abdruck der achten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage, nebst alphabetischem Namenverzeichnis in besonderem Bande. Kartenband in Halbleder, Namenverzeichnis in Ganzleinen Preis 98 RM. • Alte Atlanten werden von jeder Buchhandlung mit 20 RM. in Zahlung genommen.

Durch die technisch vollendete Wiedergabe der einzelnen Blätter, die vorzügliche Auswahl der Karten und die Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung behauptet der „Andree" seinen Ruf als bestes wissenschaftliches Kartenwerk der Welt, das in jeder Beziehung auf der Höhe steht.

Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende

mit erläuterndem Text u. einem Ortsverzeichnis

Herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzler

3. verbesserte Aufl. In biegs. Ganzleinenb. 8 RM.

Diesem Atlas, der einem Bedürfnis des reisenden Publikums begegnet, war ein rascher Erfolg beschieden. Die Darstellung in dem großen Maßstab 1:750000, die ganz Deutschland und weite Auslandsgebiete berücksichtigt, ist so übersichtlich, daß alle sich auf der Reise ergebenden Fragen rasche Beantwortung finden. Kurze, klare Texte geben einen Überblick über die Bedeutung der dargestellten Gebiete. Ein besonderes Ortsverzeichnis erleichtert die Handhabung

Velhagen & Klasings Kleiner Handatlas

Herausgegeben v. Dr. Ernst Ambrosius

108 Kartenseiten. Fünfte, verbesserte Auflage. In Ganzleinen gebunden . . . . . 36 RM.

Eine sorgfältige Auswahl der wichtigsten Karten aus dem Großen Andreeschen Handatlas, die für den Gebrauch in Haus und Kontor unbedingt erforderlich sind.

Naturforscher und Erfinder

Biographische Miniaturen von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter. Mit 16 Tafeln und 22 Textabbild. Fein geb. in Ballonleinen 10 RM.

Eine biographische Sammlung plastischer Köpfe, die der bedeutende Gelehrte und greise Forscher aus der Fülle seiner Erinnerungen und Erfahrungen in kurzen Strichen aufgezeichnet hat. Zahlreiche zeitgenössische Abbildungen und Bildnisse!

Erinnerungen aus meinem Leben

Von D. Ernst Dryander. Neue, vierte, erweiterte Auflage. Mit einem Bilde des Verfassers. In Halbleinen gebunden . . . . . 8 RM.

Eines der anschaulichsten Bilder der protestantischen Kirche und ihrer bedeutenden Führer-Persönlichkeiten wird hier dem Leser erschlossen. Die geistigen Strömungen der Zeit von 1861 bis 1921 finden ein Spiegelbild in dem erstaunlichen Reichtum dieses Lebens.

Schiller

Dem Deutschen Volke dargestellt von Jakob Wychgram. Siebente Auflage. Mit 12 Lichtdrucken, 40 Beilagen und 214 Abbildungen im Text. In Ganzleinen gebunden . . . 15 RM.

Aus der Charakteristik der damaligen Zeit ist hier das Leben Schillers, seine Umgebung und die Bedeutung seines Werkes zu einem einheitlichen Ganzen gestaltet. Wychgram hat nach jahrelangem Forschen in mühevoller Arbeit und in großer Liebe eine Lebensbeschreibung und ein Zeitbild entworfen, die unübertroffen sind. Zahlreiche Entwürfe, Tagebuchblätter, Theaterzettel und mehrere hundert Bilder erhöhen Lesbarkeit und Anschauung.

Digitized by Google

Obstverkäuferin. Gemälde von A. Roeseler. Aus dem neuen Daheim-Kalender

Daheim-Kalender auf das Jahr 1930

Herausgegeben von der Schriftleitung des Daheim. In Ganzleinen geb. 4 RM.

Einiges aus dem reichen Inhalt: Erzählungen von Wilhelm Kotzde, Otto Schreiber, Magdalene Kind, Agnes Harder u. a.; Aufsätze über Technik, Sport, Küche, Garten, Hausschneiderei, Verkehr, Preisrätsel, Genealogie der Fürstenhäuser; zahlreiche Bilder und farbige Einschaltbilder. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk in allen Zweifelsfällen des täglichen Lebens. Ein Buch zur Sammlung und Unterhaltung. Der beste, treueste Hausfreund.

Robert Königs Deutsche Literaturgeschichte

Neue Ausgabe in einem Band

Herausgegeben, neubearbeitet u. bis zur Gegenwart fortgeführt v. Dr. Paul Weiglin

Mit 45 zum Teil farbigen Beilagen und über 300 Textbildern. In Halbleder geb. etwa 25 RM.

Die volkstümlichste, die begehrteste, aber auch die gewissenhafteste aller deutschen Literaturgeschichten!

Ein nie versagender Ratgeber und Helfer in allen literarischen Fragen und das Standwerk für alle Quellen der Geschichte der deutschen Literatur.

Digitized by Google

Aus Noeldechen, Lambert Hadewart

Illustration von K. Mühlmeister

Velhagen & Klasings Volksbücher

der Kunst · Geschichte · Erdkunde · Literatur · Technik und Naturwissenschaften

Neu erschienen:

Helgoland. Von Willy Norbert

Die oberbayrischen Seen. Von R. Stratz

Das Engadin. Von Felix Moeschlin

Der Vierwaldstätter See. Von E. Zahn

Der Bodensee. Von Ludwig Finckh

Alpenpflanzen. Von A. Scharfetter

Der Sternhimmel. Von J. Plaßmann

Über hundert schmucke und handliche Bändchen, mit wertvollem Bilderschmuck, geschrieben von den bekanntesten Fachleuten, sind in ähnlicher Ausstattung erschienen und für den Preis von 2—4 RM. noch im Buchhandel zu haben. Darunter die besonders beliebten Volksbücher: Rembrandt, Tizian, Schiller, Beethoven, Der Schwarzwald, Bismarck, Wagner, Friedrich d. Große, Der Gardasee, Rubens, Nibelungenlied, Goethes Faust, Hauptmann, Brahms, Goethes Frauengestalten, Thüringen, Die Mosel, Der Harz, München u. Oberbayern, Reuter, Goethe, Salzkammergut, Kino, Spitzweg, Die künstlerische Photographie, Das Kleinhaus, Gellert, Hamburg, Finnland, Das Ruhrgebiet, Der Sachsenwald, Franz Schubert, Max Reger, Bach, Potsdam, Cassel, Mörike, Nordsee, Görres, Palästina, Goethe und Rom, C. Maria von Weber.

Digitized by Google

Wintersport. Von Paul Oskar Höcker. Mit farbigen Abbildungen von Toni Schönecker. Preis in Leinen gebunden . . . 7 RM. Der bekannte Romancier weiß in diesem Buche von den Schönheiten des Wintersportes unterhaltend zu erzählen. Er gibt eine Darstellung des Wintersportes in allen seinen Abarten, Kunstlauf und Langlauf, Eisschießen und Hockey, Ski, Rodeln, Eissegeln und Bob. Der Reiz und die Eigenart des Stoffes haben den Dichter in der Mannigfaltigkeit seines Könnens lebendig werden lassen. Der Bildschmuck ist überaus reizvoll.

Farbige Meisterbilder

Eine neue Folge farbiger Kunstblätter
Deutsche Bauerntrachten. 32 farb. Bilder mit einer Einführung v. Prof. Dr. H. W. Singer.
Deutsche Landschaft. 32 farbige Bilder mit einer Einführung v. Prof. Dr. Schmidt-Burgk.
Das deutsche Bildnis. 32 farbige Bilder mit einer Einführung v. Prof. Dr. M. Wackernagel.
Bühne, Ball und Bänkel. 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Oskar Bie.
Das Tierstück. 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Friedrich Haack.
Die deutsche Stadt. 32 farbige Bilder mit einer Einführung v. Prof. Dr. Aug. Grisebach.
Das Meer. 32 farbige Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Max Semrau.
Das Hochgebirge. 32 farb. Bilder mit einer Einführung von Prof. Dr. Fr. Knapp.
Jeder Band in Halbleinen gebunden 4.50 RM.
In Ganzleinen gebunden . . . . . 5.50 RM.

Schattenspiel um Goethe

Von Ludwig Sternaux. Zweite Auflg. Mit 49 Federzeichnungen von Dorothea Hauer. Ganzlein. geb. 6 RM. • Hier war es der Wunsch, die Stimmung verrauschter Jahre festzuhalten und als guter Goethekenner die Gestalten der damaligen Zeit dem Leser menschlich nahe zu bringen, der diese geistvollen Aufsätze entstehen ließ.

Die deutsche Romantik

Von Paul Kluckhohn. 286 Seiten. In Ganzleinen gebd. 6.50; karton. 4.40; brosch. 4 RM. Eine mit großem Geschmack und sehr klar geschriebene Darstellung der deutschen Romantik; als Einführung in das gewaltige Gebiet von außerordentlichem Wert!

Frauenleben

Königin Luise. Von Archivrat Dr. Herm. v. Petersdorff. 7. Aufl. 4 RM. - Annette von Droste-Hülshoff. Von Carl Busse. 3. Aufl. 4.50 RM. - Corona Schröter. Von Heinr. Stümcke. 2. Aufl. 4 RM. - Charlotte von Schiller. Von J. Wychgram. 4. Aufl. 4 RM. Maria Stuart, Königin v. Schottland. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. 2. Aufl. 4 RM. - Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. (Die Pfälzer Liselotte.) Von Prof. Dr. Jakob Wille. 4. erweiterte Aufl. 4 RM. - Die Jungfrau von Orleans. Von Charlotte Lady Blennerhassett. 2. Aufl. 4.50 RM. - Bettina von Arnim. Von Karl Hans Strobl. 2. Aufl. 4 RM. Frau Rat (Elisabeth Goethe, geb. Textor). Von Joh. Höffner. 4. Aufl. 4.50 RM. - Goethes Lili. Von Dr. F. Servaes. 2. Aufl. 4.50 RM.

Bücher von Lely Kempin:

Welt im Garten

Mit 49 Abbildungen in Tiefdruck nach Lichtbildern der Verfasserin. Gebunden . . . 6 RM. Kein gärtnerischer Ehrgeiz war es, der Lely Kempin veranlaßte, die Lichtbilder nach Motiven aus ihrem eigenen Garten zu schaffen. Vielmehr war es auch hier der Wunsch, allem Lebendigen und seinen ewigen Gesetzmäßigkeiten nachzuspüren.

Glückliche Kinderzeit

Bilder u. Verse. 7. Aufl. Mit 56 Textabbildg. u. 9 zum Teil farb. Einschaltbild. Geb. 4 RM. Köstliche Bilder nach wertvollen photographischen Aufnahmen u. reizende Verse voller Kindlichkeit geben diesem Buch einen eigenartigen Reiz

Die Insel des Friedens

Eine Geschichte vom Wattenmeer. 9. Aufl. Mit 26 Abbild. nach Lichtbild. d. Verf. Geb. 3 RM.

Die heilige Insel

Eine Sommergeschichte. 15. Aufl. Mit 20 Abbild. nach Lichtbildern der Verfasserin. Geb. 3 RM.

Meersommer. 2. Aufl. Mit 6 Abbild. nach Aufnahmen der Verfasserin. Gebunden 4 RM.

Tänze des Lebens. 2. Aufl. Mit 12 Zeichnungen von Lilly Coing. Gebunden 3.50 RM.

Ursprung. Märchen u. Legenden vom Sinn des Lebens. Gebunden . . . . . 3.50 RM.

Lebenslicht. Ein Weihnachts-Märchenspiel aus der Heide. 3. Aufl. . . . . 2 RM.

Freude. Sommerträume. 9. Aufl. Mit 18 Lichtbildern der rhythmischen Tänzerin Lise Abt. Nach Aufnahmen der Verfasserin Geb. 3 RM.

Bücher v. Lely Kempin atmen Schönheit u. Rhythmus, aber auch das Rauschen des Meeres durchbraust sie.

Botschaft vom Mars

und andere Erzählungen von Martin Frehsee. Gebunden . . . . . 3.50 RM.

Digitized by Google

Charakterbilder großer Tonmeister

Dargestellt in 4 illustrierten Bänden v. W. Meyer. Bach, Händel, Haydn, Mozart. 3. Aufl. 4.50 RM. Beethoven, Schumann, Weber, Schubert, Mendelssohn, Rossini. 3. Aufl. 5 RM. – Liszt, Wagner. 2. Aufl. 5 RM. – Chopin, Brahms, Bruckner, Reger. 2. Aufl. 4.50 RM.

Frida Schanz: Besonnte Strecke

Gedichte, Balladen, Legenden, Erzählungen in Versen. 4.50 RM. (Eine erweiterte Neuauflage der vergriff. Gedichtsammlung „Mein Weg.")

Frida Schanz: Gastgeschenk

Sprüche. 3 RM. – Beide Bände sind zusammen auch in einem farb. Karton zu 7.50 RM. zu haben.

Gedichte von Karl Berlepsch:

Trinken will ich Dein Gold ... 2. Aufl. Gebd. 2 RM. – Die andere Welt. Geb. 2 RM. – Gib mir Sommer! Geb. 2.50 RM.

Der Alte vom Walde

Ein Bismarck-Gedenkbuch v. Richard Linde. Mit 30 Waldbildern nach Aufnahmen d. Verf. Geb. 2.40 RM. Brosch. 1.80 RM. Dieses Bismarck-Gedenkbuch zeigt den Menschen Bismarck inmitten seiner jahrhunderte alten Eichen, die den jetzt zum Mythus Gewordenen umrauschen.

Heinrich Spengler: Pilgerstab

Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr. Mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten Freuden- und Trauertage des Hauses. 33. Aufl. Neue, völlig umgearbeitete Ausgabe. In Ganzl. geb. 9 RM. Mit Goldschn. 11 RM.

Der kleine Pilgerstab

Morgen- und Abendandachten für jeden Tag des Jahres. 17. Aufl. In Ganzleinen geb. 5 RM. Der Pilgerstab bringt nicht nur einzelne Andachten und Abschnitte für die Sonn- und Festtage des Jahres, sondern es werden für Tage der Freude und des Leides, für Familienfeste, Geburt, Taufe, Konfirmation, Hochzeit usw. eigene Betrachtungen geboten.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt

Glaubensworte für Tage der Prüfung. Ausgewählt von der Großherzogin Luise von Baden. Dreizehnte Auflage. Mit Goldschnitt 3 RM.

Kinderbücher:

Robert Reinicks Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch

20. Aufl. In Buntdruck-Einband m. zahlreichen Abbildungen und 12 Einschaltbildern in Farbendruck. In Halbleinen gebunden. Märchen, Lieder, Reime, Erzählungen folgen hier in bunter Reihe und wechseln mit Anleitungen zu praktischen Dingen, mit Rätseln und Spielen ab. Ein Freund der Kinder hat dieses Buch geschaffen, der ein Dichter-Künstler und Pädagoge war.

Des Kindes erstes Beschäftigungsbuch.

Von Barth u. Niederley. Mit vielen Abbildungen u. 5 Tafeln in Buntdruck. 8. Aufl. Dauerhaft gebunden. – Neubearbeitet von L. Rösel u. O. Fischer. Praktische Anleitung zur Selbstbeschäftigung für jüngere Kinder, zugleich für die Hand der Mutter und Kindergärtnerin.

Das Buch der Sammlungen

Von Otto Klasing. Praktische Anleitung zum Anlegen, Ordnen und Erhalten aller Arten von natur- und geschichtswissenschaftlichen Sammlungen. 6. Aufl. Neubearbeitet v. M. Kirmis. Mit vielen Abbildungen. Dauerhaft gebunden. Dieses Buch ist aus Erfahrungen entstanden und will allen Knaben, die sammeln und eine Anleitung zur Ordnung in den verschiedenen Sammlungen nicht entbehren können, ein Helfer sein.

Des deutschen Knaben Handwerksbuch.

Von Barth und Niederley. 13. Aufl. Mit vielen Abbildungen und 4 farbigen Tafeln. Dauerhaft gebunden. Praktische Anleitung zur Selbstbeschäftigung und Anfertigung von Gegenständen auf den Gebieten der Papparbeiten, des Formens in Gips, der Metallarbeiten, der Schnitzerei, der Tischlerei, Zimmermannsarbeiten, Drechslerei, Laubsägerei, zur Herstellung von Tierbehältern, Fahrzeug., naturwiss. Apparaten.

Clementine Helm

Frau Theodore. 5. Aufl. Professorentöchter. 5. Aufl. Klein Dinas Lehrjahr. 3. Aufl. Das vierblättrige Kleeblatt. 6. Aufl. Unsere Selekta. 6. Aufl.

Bernhardine Schulze-Smidt

Jugendparadies. 3. Aufl. Mellas Studentenjahr. 3. Aufl. – Jeder Band ist dauerhaft gebunden.

Der Kinder Lust

Für Mütter und Kinder zusammengestellt. 10. Aufl. Gebunden 7 RM.

Kinderlust

Ein Jahrbuch für Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 12 Jahren. Herausgegeben von Frida Schanz. 19. und 21. Jahrg. In Halbleinen gebd. Der 20. Jahrgang ist vergriffen.

Digitized by Google

Neuere und neuaufgelegte

Jugendschriften:

S. Wörishöffer:

Die Diamanten des Peruaners

Ein Wiedersehen in Australien

Kreuz und quer durch Indien

Robert der Schiffsjunge

Onnen Visser

Auf dem Kriegspfade

Unter Korsaren

Das Naturforscherschiff

Durch Urwald und Wüstensand

Unter dem roten Adler und **Lambert Hadewart** von W. Noeldechen.

Unter dem Eisernen Kreuz. Eine Soldatengeschichte aus den Jugendtagen Kaiser Wilhelms I. **Christian v. Stachow.** Eine Erzählung aus der Zeit König Friedrichs Wilhelm I. und Friedrichs des Großen. — Beide Bände von Hanns von Zobeltitz.

Der Husar von Rheinsberg

Eine Erzählung aus friedericianischer Zeit. Von Fr. Freksa

Mit Bildschmuck von A. Kampf. Preis gebunden 4 RM

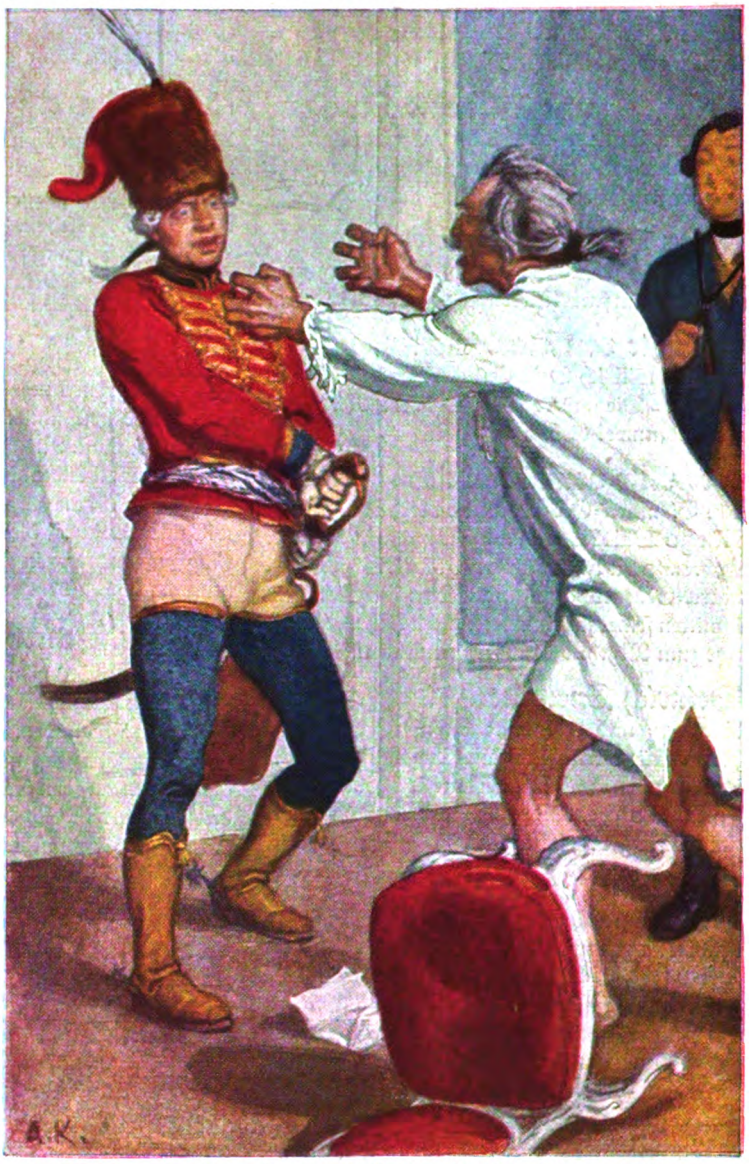


Illustration von Prof. Arthur Kampf zu Freksas Jugendbuch Der Husar von Rheinsberg

Der Schweizerische Robinson. Von Johann David Wyß. Neubearbeitet von J. Bonnet.

Stürmische Zeiten. Von E. Johann Groth. Abenteuer u. Erlebnisse eines jungen Seemanns unter Admiral Drake. **Pieter Maritz, der Buernsohn von Transvaal.** Von August Niemann.

Die Arche Noah. Jugend-Jahrbuch des Daheim. Neuer, 2. Band.

Diese unvergleichlichen Standwerke der Jugendliteratur sind mit vielen Abbildungen, mehrfarbigen Einschaltbildern und lockendem, vielfarbigem Umschlag geschmückt, sowie dauerhaft in Kaliko oder Halbleinen gebunden.

Digitized by Google

XIX. Jahrg. Leipzig / Dezember 1929 Heft 4.

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Bezugspreis des monatlich erscheinenden ***Export-Anzeigers*** *innerhalb Deutschlands bei Postüberweisung vierteljährlich RM. 1.20.*
Jahres-Bezugspreis (einschl. Porto) für Ausland und Uebersee RM. 6.—.

Wir bitten alle unsere Leser im Ausland,

die deutsche Industrie und damit die gesamte deutsche Wirtschaft dadurch zu unterstützen, daß sie beim Einkauf von Erzeugnissen aller Art und bei Vergebung von Aufträgen die deutsche Industrie konkurrieren lassen.

Bezugsquellen für alle deutschen Industrieerzeugnisse weist unsere Vermittlungsstelle nach.

Anfragen aus Übersee werden unmittelbar an die Fabrikanten weitergeleitet, damit die Angebote mit größter Schnelligkeit, also ohne Verzögerung durch hin- und hergehenden Briefwechsel, in die Hände der anfragenden Firma gelangen. Die Auskunft erfolgt für Abonnenten kostenlos. Es wird aber gebeten, für Rückporto einen entsprechenden Betrag beizufügen. Auskunftsgebühr für Nichtabonnenten beträgt RM. 3.—.
Anfragen und Briefe bitten wir zu richten an die

Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger
Leipzig C 1, Hospitalstraße 27

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C 1.

Digitized by Google

KRAFT- UND LICHTZENTRALEN

DOPPELKOLBEN-DIESELMOTOREN

OHNE VENTILE
OHNE
ZYLINDERKOPF

JUNKERS

MOTORENBAU G·M·B·H· DESSAU

8-1000 PSe

VERLANGEN SIE KOSTENLOS UND UNVERBINDLICH DRUCKSACHEN D 29 UND ANGEBOTE

JUNKER & RUH

DAUERBRANDÖFEN
GASHERDE
NÄHMASCHINEN

haben sich durch erstklassige Qualität und hervorragende Konstruktion Weltruf verschafft

Dauerbrandofen

Gasherd

Moderne versenkbare Nähmaschine

Verlangen Sie illustrierte Kataloge und ausführliches Angebot

JUNKER & RUH A.-G. ● KARLSRUHE i. B.

Digitized by Google

VELHAGEN & KLASINGS EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung · Leipzig C 1

Dezember 1929 | Schriftleitung in Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 | Nr. 4. XIX. Jahrg.

Nachdruck verboten

Deutsche Qualitätsarbeit

Moderne Rechenmaschinen

Fast jeder Mensch hat schon einmal mit einer Rechenmaschine Bekanntschaft gemacht. Als Kind, dem die Gesetze der Mathematik noch „böhmische Dörfer" waren, wurden ihm an einem mit Kugeln versehenen Gestell die Grundgedanken der niedrigen Rechnungsarten beigebracht. Mancher erwarb sich darin eine ziemliche Fertigkeit und löste ohne viel Kopfzerbrechen auch etwas schwerere Aufgaben.

Nun dreht sich unsere ganze Welt um das liebe Geld, also um Zahlen, und da sitzen Tausende und Abertausende über den mit Zahlen angefüllten Büchern u. rechnen jahraus und jahrein. Schon längst hat man versucht, diese eintönige und den Menschen abstumpfende Beschäftigung einer Rechenmaschine zu übertragen. Unterstützt wurden diese Bestrebungen durch die Notwendigkeit einer Rationalisierung, und so finden wir heute Rechenmaschinen, die man geradezu als vollkommen ansprechen kann. Was die Rechenmaschinen so beliebt macht, ist ihr nicht ermüdender Gebrauch, ihre schnelle Arbeit und nicht zum wenigsten ihre Rechensicherheit. Es ist bekannt, was für Zeit verloren geht, wenn ein Rechenfehler aufgesucht werden muss, und Rechenfehler können sich eben beim Kopfrechnen sehr leicht ereignen. Die neuzeitlichen Rechenmaschinen gehen aber noch weit über den Bereich des schriftlichen oder Kopfrechnens hinaus. Sie greifen in das Gebiet der Mathematik in einer Weise ein, die Erstaunen erregen kann. Zudem bleibt es dem Gebraucher überlassen, immer weitere Ausnützungsmöglichkeiten herauszufinden und das monotone und ermüdende Kopfrechnen ins Gegenteil, in eine anregende, den Geist beschwingende Tätigkeit zu verwandeln. Über ein einfaches Arbeiten mit den vier niederen Rechnungsarten ist man längst hinaus; man hat verkürzte Methoden für kubische Berechnungen ohne jede Zwischenstellung, was z. B. für Baugeschäfte, Holzhandlungen usw. wichtig ist. Zins- und Diskont-, Lohn-, statistische Berechnungen aller Art, Wurzelziehen usw. werden von den Maschinen auf zeitsparende und fehlerfreie Weise erledigt.

Wie bereits erwähnt, sind die Rechenmaschinen in der ziemlich langen Zeit ihres Bestehens außerordentlich verbessert worden. Bei der Triumphator-Rechenmaschine z. B. ist die Löschvorrichtung beider Schlittenwerke so eingerichtet, dass man durch einen Hebelzug wahlweise das Resultatwerk oder das Quotientwerk oder beide löschen kann. In Abb. 1 ist über den Schalthebeln eine gerade Ziffernreihe zu sehen. Mit dieser wird die eingestellte Zahl ständig sichtbar gemacht. Es hat dies den Vorteil, dass man die Rechenmaschine auch als Additionsmaschine benutzen kann, dass ferner fortlaufende Multiplikationen und Divisionen auf dem Wege der Multiplikation möglich sind. Sehr wichtig ist auch, dass für eine sofortige Sperrung vor Drehung der Kurbel gesorgt wird, damit sich die Einstellhebel nicht verschieben können und so ein zuverlässiges Arbeiten in Frage stellen. Die oben erwähnte verkürzte Rechnung verlangt ebenfalls eine Einstellung der Zahlen auf ihren richtigen Wert. Gerade hierbei entstanden oft Fehler, die

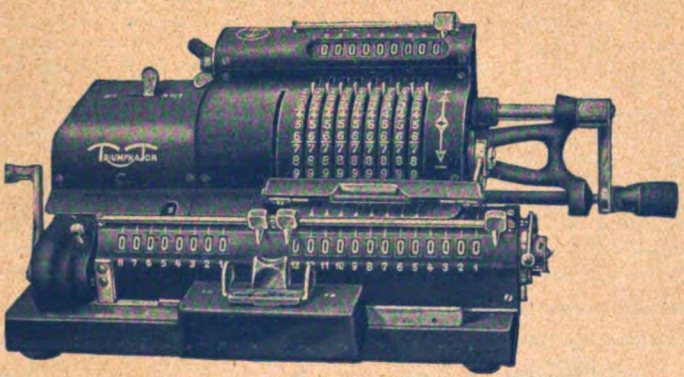


Abb. 1. „Triumphator"-Rechenmaschine, Modell C.

Digitized by Google

sich aber durch eine durchgehende Zehnerübertragung im Umdrehungszählwerk ausmerzen lassen.

In vielen Fällen werden einfachere Rechenmaschinen ausreichen. So sind z. B. sogenannte Kleinmaschinen entstanden, die infolge rationeller Herstellungsverfahren ebenfalls Qualitätsware darstellen. Der Preis ist ein so geringer, dass sich solche Maschinen heute bereits in den kleinsten Betrieben Eingang verschafft haben und sich manchmal in noch nicht einem halben Jahre bezahlt machen.

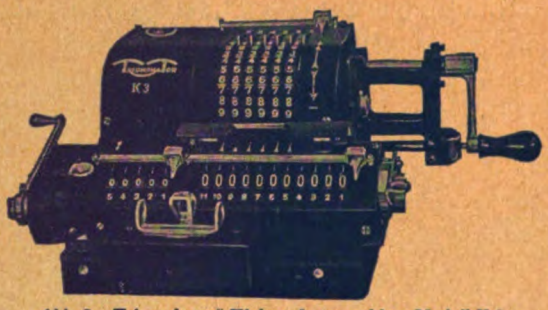


Abb. 2. „Triumphator"-Kleinrechenmaschine, Modell K 3.

Weitere Neuerungen sind der Elektro-Triumphator und die Tastenrechenmaschinen. Bei dem ersteren wird die Drehung der Kurbel durch ein einfaches Drücken eines Knopfes ersetzt, wobei ein kleiner Elektromotor die Arbeit der Kurbel übernimmt. Dadurch wird die rechte Hand entlastet, und die Bedienung geht in einer viel leichteren Weise vor sich. Ein Analogon kann man in den elektrisch angetriebenen Schreibmaschinen sehen, bei denen die Tasten nur angetippt zu werden brauchen, die andere Arbeit der Motor übernimmt. Sehr hübsch sind auch die neuen Tastenmaschinen nach dem Sprossenradsystem. Bei diesen treten an die Stelle der verschiedenen Schalthebelstellungen eine entsprechende Anzahl Tasten ähnlich wie bei einer Schreibmaschine. Diese Maschine, die natürlich auch mit allen modernen Einrichtungen versehen ist, ist besonders leistungsfähig und für die kompliziertesten Rechnungen zugeschnitten, wie sie hauptsächlich im Bankgewerbe zu finden sind.

Fortsetzung Heft 5

Handkompressoren für Schiffsmotoren

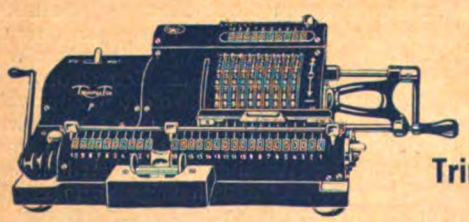
Mit der immer mehr zunehmenden Verwendung von grösseren Rohölmotoren in der Schiffahrt ist die Vervollständigung der technischen Hilfsmittel, die dem Schiffsbesitzer die Bedienung der Antriebsmaschinen erleichtern sollen, Hand in Hand gegangen. Bekanntlich wird der grössere Rohölmotor durchweg mit Pressluft angelassen. Hierzu ist ein Kompressor erforderlich. Da maschinelle Hilfskompressoren für viele Eigner zu teuer sind, erzeugt man im Bedarfsfalle die zu dem Betrieb nötige Pressluft durch Handbetrieb.

Besonders in der Schiffahrt ist es ausserordentlich wichtig für den Schiffsbesitzer, die ihm infolge einer Störung entwichene Anlassluft aus dem Druckluftbehälter selbst durch Handbetrieb leicht wieder auffüllen zu können. Wie furchtbar die Folgen sein können, wenn plötzlich die Druckluft fehlt und damit die Möglichkeit, den Motor in Gang zu setzen, ausfällt, wird jedem Motorenbesitzer ohne weitere Erläuterungen klar sein. Wie mancher Unfall und mancher Menschenverlust würde vermieden worden sein, wenn bei derartigen Betriebsunfällen die Manövrierfähigkeit des Fahrzeuges wieder hätte hergestellt werden können.

Eine Hilfsmaschine von ausserordentlicher Wirtschaftlichkeit und Leistungsfähigkeit ist der „Hamok"-Handkompressor (siehe Abb.). Der „Hamok"-Handkompressor ist verhältnismässig billig und daher ist seine Anschaffung auch für kleinere Schiffer möglich.

Die Handhabung des „Hamok"-Handkompressors ist eine ausserordentlich einfache und seine Wirtschaftlichkeit eine sehr grosse, da er keinerlei Betriebskosten erfordert. Die Pumpe ist jederzeit betriebsbereit. Auf Grund seiner zweckmässigen Konstruktion ist es möglich, innerhalb kürzester Zeit Anlassdruck zu erzeugen. So kann z. B. eine 25 Liter-Flasche bei Berücksichtigung eines Restdruckes von 8 Atm. in 17 Minuten auf 25 Atm. Druck gebracht werden. Diese Auffüllung geschieht, ohne dass es wesentlicher Anstrengung bedarf. Bei kleineren Motoren, die lediglich einen

TRIUMPHATOR die Rechenmaschinen
für höchste Ansprüche •
für dauernden Gebrauch
Prospekte • Referenzen • Vorführung überall unverbindlich
Triumphator-Werk m. b. H., Leipzig-Mölkau 388
Siehe Artikel in diesem Heft

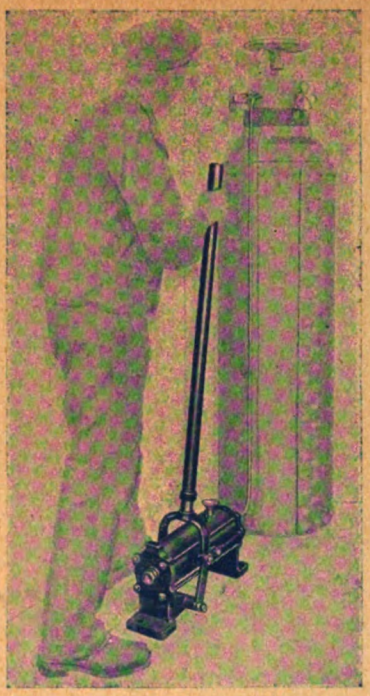


Digitized by Google

Anlassdruck bis 15 Atm. erfordern, verringert sich die Zeit, die zum Auffüllen einer 25 Liter-Flasche auf Anlassdruck notwendig ist, auf 13 Minuten. Es ist dies eine Zeit, die auch bei wirklichen Gefahrmomenten den Handkompressor als ein ausserordentlich wirksames u. stets betriebsfertiges Hilfsmittel erweist.

Die grössten Masse des „Hamok"-Handkompressors sind so gehalten, dass seine Unterbringung in den bescheidensten Raumverhältnissen möglich ist und dadurch jede Betriebsbehinderung und überflüssige Raumbeanspruchung vermieden wird.

Der „Hamok"-Handkompressor ist mit einem Hochdruckzylinder mit Wasserkühlung versehen, der ein Heisswerden der einzelnen Teile unbedingt vermeidet und die durch Hitzeeinwirkung unweigerlich auftretenden Materialschäden unter allen Umständen verhütet. Ausser der gedrungenen, kräftigen Bauart ist noch besonders zu erwähnen, dass sämtliche Teile seewasserbeständig hergestellt sind. Durch Herstellung der Handkompressoren in Serienfabrikation kann ein Fabrikat geliefert werden, das bei Verwendung bester Materialien billig ist und dessen erstklassige Präzisionsarbeit ein fehlerfreies Arbeiten und jederzeitige Betriebsbereitschaft verbürgt.



Der „Hamok"-Handkompressor entspricht den Vorschriften des Germanischen Lloyd, Lloyd's Register of Shipping und Büro Veritas, die die Leistungsfähigkeit durch Attest bescheinigen.

Aus der Radioindustrie

Ein Übersee-Rundfunkgerät

Der 4-Röhren-Schirmgitter-Empfänger ist zum aussichtsreichsten Empfangsgerät des Weltmarktes geworden, denn bei ihm ist eine selten glückliche Vereinigung zwischen Empfindlichkeit, Trennschärfe, Qualität und Preiswürdigkeit erreicht. Es ist daher kein Wunder, dass die Schirmgitter-Empfänger, die in letzter Zeit auf den Markt gekommen sind, allgemeinen Anklang gefunden haben. Da für Übersee und damit für den Export grosse Reichweite eine der wichtigsten Bedingungen ist, möchten wir auf ein solches, diese Anforderungen erfüllendes Qualitätsgerät, den Schaleco-ALL-DX (s. Abb.) besonders hinweisen. Mit Hilfe dieses Gerätes können alle Wellen zwischen 10 bis 2000 m, also auch z. B. in allen Erdteilen der neue deutsche Kurzwellensender Königswusterhausen, im Lautsprecher empfangen werden. Der Schaleco-ALL-DX wird in ganz neuem Aufbau geliefert und zeichnet sich vor allen Dingen durch die Verwendung edelster Schaltelemente aus. Insbesondere wurden bei diesem neuen Empfänger sämtliche für den Export wichtigen Gesichtspunkte berücksichtigt. Von der bisherigen Bauweise, die viel Isoliermaterial und auch Holz verwendet, wurde grundsätzlich abgegangen, und zwar im Interesse gesteigerter Leistungsfähigkeit und unbedingter Tropenfestigkeit des Gerätes. In dem Apparat können alle auf dem Weltmarkt vorhandenen Röhrentypen verwendet werden. Um eine vollkommene Anpassung der Röhren in dem

Digitized by Google

Vollkommene Anpassung der Regale an alle Raumverhältnisse u. jeden Verwendungszweck
Leicht aufzustellen, umzubauen u. zu erweitern

Meier & Weichelt
Eisen- und Stahlwerke · Leipzig W 33

Siehe Artikel Heft 9, XVII. Jahrgang, Seite 145.

Der große Exportartikel!

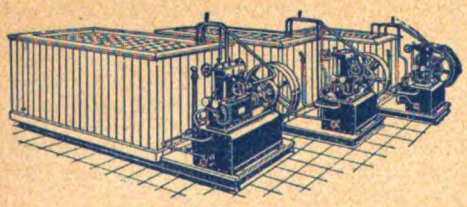
In 5-10 Minuten

haben Sie mit der
»DUO-PRESTO«
der idealsten
Speise-Eis-Schnellgefrier Maschine

für Hand- u. Kraftbetrieb. Keine Berührung der Salzmasse mit dem Speiseeis, da vollständig getrennt. Sahniges Eis bei selbsttätiger Spachtelung. Ersparnis an Zeit und Roheis etwa 50% unter gleichzeitiger Ausnutzung der Maschine als Konservator. Ausgezeichnet mit goldenen u. silbernen Medaillen. Lobende Anerkennungen d. Käufer. Geeignet f. Hotels, Restaurants, Eissalons, Konditoreien, Bäckereien u. größere Haushaltungen. Verlangen Sie unseren Prospekt in Deutsch, englisch oder spanisch.

„Duo-Presto"-Maschinenbau GmbH., Steinau (Kr. Schlüch.)
Siehe Artikel Heft 1 u. 8, XVIII. Jahrgang.

Linde



Klein-Eiserzeugungsanlagen

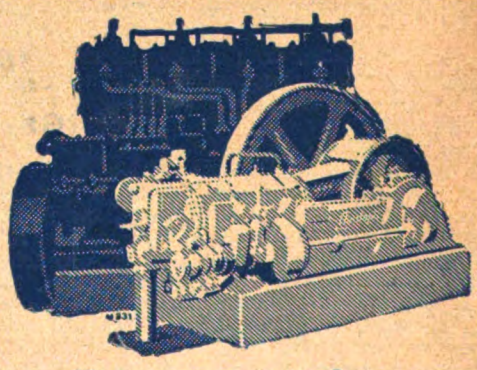
für Übersee glänzend bewährt!

20 bis **120 kg** Roheis stündlich!

Sofort betriebsfertig ● Keine besondere Montage ● Solide einfache Bauart ● Leichte Bedienung ● Grösste Leistung durch Linde's Hochleistungs-Schnellverdampfer DRP ● ● Geringster Kraftbedarf ●

Verlangen Sie Prospekte und Preise!

Gesellschaft für Linde's Eismaschinen A.-G.
Aelteste und bedeutendste Firma der Kälte-Industrie
Zweigniederlassung G. H. Walb & Co., Mainz-Kostheim 125



Kompressorlose
Christoph-Dieselmotoren
arbeiten in allen Weltteilen

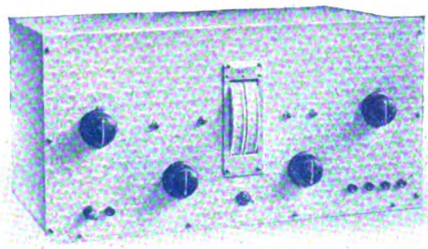
Fordern Sie unverbindliche Angebote

Christoph & Unmack
Aktiengesellschaft
NIESKY O.-L. (Germany)

(Siehe Artikel Heft 11, 15. Jahrg., S. 193 und Heft 9, 16. Jahrg., S. 146)

Digitized by Google

Empfänger zu erzielen, werden die entsprechenden Widerstände und Kondensatoren auswechselbar gehalten. Die Einzelteile werden dagegen auf Metall montiert, und an Isoliermaterial kommen nur ganz hochwertige Bakelite-Produkte zum Einbau. Der Empfänger ist also tatsächlich tropen- und termitenfest.



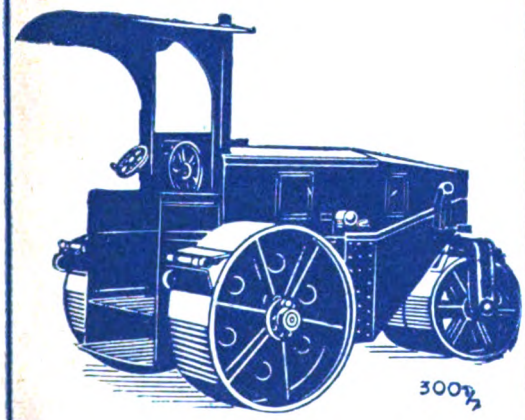
Der Schaleco-ALL-DX leistet Fernempfang aller im Umkreis von einigen tausend Kilometern liegenden grösseren Sender. Da er die kurzen Wellen mit sehr gutem Wirkungsgrad zu empfangen gestattet, ist in Europa ohne weiteres die Aufnahme der amerikanischen Kurzwellensender möglich. Die Selektivität ist ausreichend, um auch in den Sendestädten weit entfernte Sender aufnehmen zu können; sie ist aber doch nicht über das zulässige Mass hinausgetrieben, um die Seitenbänder nicht zu beschneiden, um also akustisch einwandfreie Wiedergabe zu erhalten. Der Empfänger ist für Batterie- und Netzbetrieb eingerichtet; mit Rücksicht auf einen störungsfreien Kurzwellenempfang, der bekanntlich ein kopfhörerreines Arbeiten des Empfängers verlangt, wurde von der Benutzung indirekt beheizter Röhren abgesehen. Es kommen Batterieröhren zur Verwendung, und bei der Speisung aus dem Wechselstromnetz wird ein Kupfer-Trockengleichrichter zur Lieferung des Heizstromes gebraucht. Für den Exporteur interessant ist schliesslich, dass dieser leistungsfähige Empfänger nur 4,25 kg wiegt und in sehr gedrängter Verpackung geliefert wird, so dass die Versandunkosten nur gering sind.

Bücherbesprechungen

Die Reichtümer Rumäniens und ihre Ausbeutung. Von Dr.-ing. h. c. C. G. Rommenhöller, kgl. rumänischer Generalkonsul in Berlin. Königlich Rumänisches Generalkonsulat, Berlin NW 7.

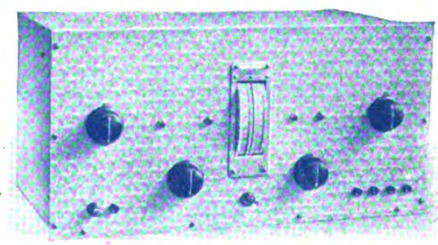
Eine sehr interessante und nützliche Schrift, die drei Ziele verfolgt. Sie will erstens zeigen, welche Reichtümer Rumänien besitzt, sie will zweitens Winke geben für die Ausbeutung und Nutzbarmachung dieser Reichtümer, sie will drittens darlegen, was Rumänien an Waren und Kapital bedarf und wie dieser Bedarf mit Hilfe der deutschen Industrie und des deutschen Handels gedeckt werden kann.

MOTOR-STRASSENWALZEN
BAUART „CLIMAX-BERGEN"
IN TANDEM- U. DREIRAD-AUSFÜHRUNG



CLIMAX MOTORENWERKE U. SCHIFFSWERFT LINZ A.-G., WIEN I
SCHWARZENBERGPLATZ 18

SCHALECO RADIO
Übersee-Rundfunk
nur mit
SCHALECO-ALL-D X
Wellenbereich 10—2000 m



Siehe Artikel im vorliegenden Heft Seite 43

Größte Reichweite • Hohe Selektivität • Einfach in der Bedienung • Wirtschaftlich im Betrieb • Tropenfest • Termitenfest • Konkurrenzlos auf dem Weltmarkt

SCHACKOW, LEDER & CO., G. M. B. H.
EXPORTABTEILUNG
BERLIN N 4, CHAUSSEESTRASSE 42

die Schriftleitung in Leipzig

Digitized by Google

Radsonne Hassia

Elektrische und Acetylen-Fahrradlaternen

Motorradbeleuchtungen, Auto-Scheinwerfer, Taschenlampen, Kettenschützer

Metallwarenfabrik **Peter Schlesinger**, Offenbach a. Main

Werkzeugschränke „Hausbaumeister"

Ein Schmuck für jedes Schaufenster

sind mit 94 prima Qualitätswerkzeugen für den ganzen Hausbau eingerichtet, mit einem Lehrbuch (deutsch oder englisch) versehen, so daß jeder Farmer ohne Hilfe sein eigenes Haus bauen kann (über 900 Schränke seit 1918 verkauft, prima Zeugnisse vorhanden). Preis Sterl. **13/15**/— fob Hamburg, 1/3 Kubikmeter (16 cbft.). Der kleine Werkzeugschrank mit 45 Qualitätswerkzeugen Sterling **6/5**/— fob Hamburg 1/6 Kubikmeter.

OTTO HANSEN • KÖNIGSFELD IN BADEN

Siehe Artikel in Heft 3

MARMOR

FRIEDHOF-SKULPTUREN MONUMENTE

KIRCHE ALTÄRE, KANZELN STATUEN etc.

BAU- u. Gartendekoration

GEBR. ELLRICH, LUZERN

Postfach 566 (Schweiz)

WERK in PIETRASANTA b./CARRARA, Italia.

---

prima Edelroller, Vorsänger, Zuchtpärchen, schneeweiße Kanarien, Käfige, Futter, Vogel-Arznei. Versand nach allen Erdteilen an Wiederverkäufer und Private. Illustrierte Preisliste frei.

Großzucht Heydenreich, Bad Suderode 111 (Harz)

Schreibmaschinen Preis RM. 42.—

Karl Dietrich, Metallwarenfabrik, Leipzig, Mittelstr. 7

Paul Taucher

Gedrehte und gezogene

Halbfabrikate

Nürnberg (Maxfeld). Ggr. 1865

C. Schönert

Graphische Kunstanstalt

Leipzig C 1

Fernruf 62310 und 65171

Buchdruckerei
Steindruckerei
Klischees aller Art

Dresdner Christstollen

Konditorei Parsifal

Dresden N 6, Kurfürstenstraße 40
Fernsprecher Nr. 54670
Inhaber Alfred Mehlhorn

Bürgt für Güte!

Bei Hautkrankheiten, Ekzemen aller Art, Sommersprossen, Pickeln, Mitessern, unreiner Haut nur **STARADIUM-PASTA**

In großen führenden Krankenhäusern mit sehr gutem Erfolg angewandt, besonders auch bei chronischen und schwer zu beeinflussenden Fällen. Von Autoritäten der Medizin warm empfohlen. Stärke I Reichsmark 5.— für leichte Fälle. Stärke II Reichsmark 8.— für chronische und schwere Fälle. In allen Drogerien erhältlich oder direkt durch die Firma:

STARADIUM PHARM. PRÄPARATE, BERLIN SO 16A, MELCHIORSTRASSE 15

Digitized by Google

Begleitpapiere für Auslandssendungen. 9. Auflage. Herausgegeben von der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf 1929.

Soeben hat die Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf eine Neuauflage (9. Auflage) ihres Merkblattes „Begleitpapiere für Auslandssendungen" herausgegeben. Das Merkblatt ist auf den Stand vom 1. Juli d. J. gebracht und berücksichtigt die vielen in der Zwischenzeit eingetretenen Änderungen für sämtliche europäischen Länder. Die Neuauflage weist ausserdem wertvolle Ergänzungen auf. Im übrigen behandelt das Merkblatt, die Bestimmungen über Ursprungszeugnisse, Rechnungen, Zollerklärungen, Konnossemente, Markierungsvorschriften und Sondervorschriften.

Sehen und Erkennen. Von Paul Brand. 7. Aufl. Ganzleinen M. 18.—. Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

Dieses vorzügliche Werk, das ganz eigene Wege geht, hat seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1910 sieben grosse Auflagen erlebt, und dieser Erfolg ist der beste Beweis für den hohen Wert des Werkes. Wie gesagt, das Buch geht seine eigenen Wege. Es ist keine Kunstgeschichte der üblichen Art mit Namen und Daten in lückenloser Folge, sondern eine ungemein instruktive und geistvolle Einführung in das Sehen, Erkennen und Empfinden der Kunstformen mit Hilfe des Vergleiches an Hand einen grossen Zahl von Kunstwerken. In dieser Form wird die Entwicklung der verschiedenen Formen der Kunst, von der Baukunst angefangen bis zur freiesten unter den bildenden Künsten, der Malerei, verfolgt, und die letzte uns vorliegende 7. Auflage berücksichtigt auch die verschiedenen Kunstrichtungen der jüngsten Zeit bis zur neuen Sachlichkeit. Wir rechnen dieses Buch zu den wenigen Standardwerken, die ihrer Bedeutung nach unbedingt in den Bücherschrank jeder gebildeten Familie gehören.

Mit den modernsten Einrichtungen ausgestattet, errechnen Alles mit 80% Zeitgewinn. Für jedes Büro, Bank, Industrie u. Geschäftsmann gleich wichtig. Sie arbeiten rationell und sparen viel Zeit u. Geld. Die Handhabung ist denkbar einfach.

Die Maschinen für abgekürztes Rechnen

THALESWERK

RECHENMASCHINEN-SPEZIALFABRIK

RASTATT BADEN

Musik in jedem Haus

durch die tonreine, klangvolle und leicht spielbare HOHNER-Mundharmonika. Besondere Freude bereitet das Zusammenspiel im Mundharmonikaorchester. Tausende von Schulen und Vereinen haben mit bestem Erfolge Orchester dieser Art ins Leben gerufen. Bei der Gründung von Orchestern helfen wir gern mit Rat und Tat.

Matth. Hohner A.-G., Trossingen (Württ.)

Kurzgefaßter Leitfaden unter Berufung auf diese Zeitschrift kostenfrei. Ausführliche Schule zum Erlernen des Mundharmonikaspiels Preis RM. —.50.

HERM. RIEMANN CHEMNITZ 14 Cw
Gegründet 1866

Fahrrad- und Kraftfahrzeug-Beleuchtungen und Hupen

EXPORT IN ALLE WELTTEILE

Digitized by Google

FÜR DIE DEUTSCHEN IM AUSLAND

Die erstkl. Erzeugnisse:

Schreibers

Beschäftigungsmittel und Beschäftigungsbücher für Elternhaus, Schule u. Kindergarten / Bilderbücher, Mal- und Zeichenbücher / Technische Modellierbogen / Schulwandbilder und reichillustrierte Werke aus den Naturwissenschaften. — Verlangen Sie den Prospekt No. 535 vom Verlag

J. F. Schreiber / Esslingen a. N.

SPRACHkenntnisse erwirbt man rasch, zuverlässig und billig nach der **Methode Gaspey-Otto-Sauer**

Lehrbücher für **34 Sprachen** in verschiedenen Ausgaben.

Man verlange ausführliche Kataloge • Zu beziehen in allen Buchhandlungen.

JULIUS GROOS • VERLAG • HEIDELBERG

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Ingenieurschule Altenburg Thür.
Maschinenbau – Automobil- u. Flugzeugbau Elektrotechnik
Eigenes Kasino — Prospekt frei

Kyffhäuser-Technikum Frankenhausen
INGENIEUR-ABTEILUNG für Landmaschinen, Flugtechnik, Elektrotechnik und allgemeinen Maschinenbau.

POLYTECHNIKUM FRIEDBERG I. H. 46
MASCHINENBAU, ELEKTROTECHNIK
HOCH- UND TIEFBAU, BETRIEBSTECHNIK

Gumperda b. Kahla i. Thür. Oberrealschule u. Reform-Realgymnasium i. Entst.
Lehr- u. Erziehungsanstalt. Gegr. 1867. Inmitten waldr. Berge. Sorgfält. deutsche u. christl. Erziehung. Staatl. Obersekundareife a. d. Anstalt. Ost. 1931 erstes Abitur. Direktor Dr. Kleemann.

TECHNIKUM HAINICHEN SA.
Maschinenbau, Eisenbau, Elektro-, Auto-, Flug-, Heizungs- u. Installationstechnik. Kraftfahrschule, Versuchsanlage f. Gas-, Härte- u. Schmelzschweisstechnik. — Sonderkurse. — Prospekt kostenlos.

Halle/S. Höh. Privatschule Dr. Busse (vormals Dr. Krause).
Vorbereitung zum Abitur, Primareife, Obersekundareife und Verbandsprüfung, sowie alle Klassen höherer Lehranstalten.

Vorbildung bis zum **Abitur** in **Dr. Harangs Anstalt** m. Schülerheim, **Halle (S.).**
Fernruf 21115. — Prospekt. — Gegründet 1864.

Trüpers Erziehungsheime
mit Jugendsanatorium
JENA-SOPHIENHÖHE
1890 gegr. als heilpädag. Anstalten für Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts mit körperlichen, geistigen und nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Lehrplan der höheren Schulen. Individuelle Erziehung. Lehrwerkstätten, berufl. Eignungsprüfung rhythm. und schwedische Gymnastik. Heizbares Schwimmbad, Sportplätze im Heim. — Illustrierter Prospekt.

Gewerbe-Hochschule Köthen (Anh.)
Studienabteilungen:
1. **Maschinenbau**
2. **Bauingenieurwesen** mit den Fachrichtungen a. Eisenbau und Eisenbetonbau — b. Verkehrswege und Tiefbau.
3. **Elektrotechnik** mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
4. **Technische Chemie** m. d. Fachrichtg.: Allg. techn. Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
5. **Technologie** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Keramik, Zement-, Glas-, Eisenemaillier-, Papier-Technik.

Aufnahmebedingungen: Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule. **Dauer des Studiums:** 7 Semester. **Beginn** des Winter-Semesters Mitte Oktober, des Sommer-Semesters Mitte April. Vorlesungsverzeichnis kostenlos.

LANDERZIEHUNGSHEIM KEILHAU
bei Rudolstadt in Thüringen • Gegründet 1817 v. Fr. Fröbel. Oberrealschule i. E. m. Gabelung: Reformrealgymnasium O II Reife. Ostern 1930 wird die Oberprima eingerichtet. Erziehung zu Pflichtgefühl und vaterl. Denken. Drucks. durch die Leitung.

TECHNIKUM KONSTANZ Prosp. frei
a. Bodensee • Ingenieurschule • Maschinenbau u. Elektrotechnik, Flugzeugbau u. Automobilbau

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Vereinigte technische Lehranstalten des
Technikum Mittweida
Ingenieurschule für Elektrotechnik und Maschinenbau. Sonderstudienpläne für Automobil- und Flugtechnik und Betriebswissenschaft. Technikerschule. Progr. kostenlos v. Sekretariat.

HINDENBURG-POLYTECHNIKUM
STÄDTISCHE INGENIEUR-AKADEMIE
Architektur ● Bauingenieurwesen ● Elektrotechnik ● Maschinenbau ● Betriebswissenschaften ● Kraftfahrzeugbau ● Flugzeugbau
Semesterbeginn: Mitte April u. Oktober ● Neueste Drucksachen „Nr. V. K. 1" durch das Sekretariat
OLDENBURG i. O.

Technikum Sternberg
Mecklenburg

Ingenieur-Akademie
der Stadt **Wismar** a. d. Ostsee
Illustriertes Programm kostenlos

TECHNIKUM Höhere technische Lehranstalt. Ausbildung von Ingenieuren des Maschinenbaus und der Elektrotechnik.
bei Braunschweig in der Nähe des Harzes **WOLFENBÜTTEL**
Staatskommissar - Prospekt frei - Sem.-Beg. Mitte April u. Mitte Okt.

Landerziehungsheim WUTHA b. ELISABETHENHÖHE Eisenach
Lehrpl. d. Oberrealschule, Sexta-Oberprima. Staatl. Obersekundareife an d. Anst. Einz. schönes Heim i. 36 Morgen eignem Waldpark. Erzieh. zu Gehorsam, Pflichterfüll. Arb. u. bewährt. Grunds. Drucksch. Dir. Dr. Claus.

Ingenieurschule Zwickau i. S.
Höh. techn. Lehranst. f. Masch.-, Bau, Elektrotechn. u. Betriebstechn. — Studiendauer 5 Semester. Beginn April u. Oktbr.

Empfohlene Töchterheime

EISENACH ★ ELSA BEYER TÖCHTERHEIM
Emilienstrasse 12. **Plan der Frauenschule**
Staatl. anerk. Hauswirtschaftliche Ausbildung.
Wissenschaftliche Weiterbildung. Eingehen auf Eigenart.

GERNRODE (HARZ) Töchterinstitut Mathilde ●
in herrl. geleg. u. vorn. gehalt. Hause in gr. Park. Allgemeinbild., **Kunstgesch., mod. Literat., Sprach., Gymn., Turnen, viel Sport** (eig. Turnh. u. Sportpl.). **Haush., Küche.** Jede Erholungsmögl.

GERNRODE · HARZ Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild
I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild. b) Lyceal-abschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

GOSLAR · HARZ TÖCHTERHEIM HOLZHAUSEN
Ggr. 1902. Ged. hauswirtsch., wissensch., gesellsch. Ausb. Handarb., Musik, Zentralh., Sport. Villa mit Sport- u. Tennisplatz. Beste Empfehlungen. Prosp. durch die Vorsteherin Frau E. Holzhausen.

Bad Harzburg ★ Töchterheim Abel
In vornehmer Gegend gelegene eigene Villa. Eigener Spiel- und Tennisplatz direkt am Walde. Wissenschaftl. u. gesellschaftl. Ausbild. Sorgf. Erlern. des Haushaltes. Bilderprospekt durch Frau Bürgermeister **Abel.**

KASSEL Töchterbildungsheim Salfeldt
Sophienstraße 10 - Gegr. 1893
Eigenes Haus in bevorzugter Lage. Gründliche hauswirtsch., wissensch. u. kaufm. Ausbild. Prosp. u. Näh. d. d. Vorsteherin.

MÜNCHEN ■ TÖCHTERHEIM Kleijn van Brandes
Flüggenstraße 8 Erstklassiges Haus
gewissenh. Fortbildungsunterr. d. beste Lehrkr. Sport, ges. Form, Villa mit Garten. Beste Verpfleg., gewissenh. Beaufs. Pr. Ref. Prosp.

STARNBERG bei München Haus Buchenheim
Vorn. Töchterheim bietet jungen Mädchen Gelegenheit, sich in Haus, Garten, Sport, Kunst, Wissensch. u. Sprach. viels. auszubild. Auf Wunsch Vorber. z. Abitur. Herrl. Lage unmitt. a. See in 20 Morg. gr. Park. Sommer- u. Wintersport, eig. Tennispl., Boots- u. Badehaus. Erstkl. Ref. Prosp. gratis.

THALE · HARZ TÖCHTERHEIM LOHMANN
Gegr. 1902. Herrliche Wald- und Gebirgslage. Gediegene und zeitgemässe wissenschaftliche, hauswirtsch., gesellsch., kaufmännische usw. Ausbildung. Sport. Geprüfte Lehrkräfte. Beste Pflege. Prospekte. A. M. Lohmann, staatl. gepr. ADT

WERNIGERODE · HARZ TÖCHTERHEIM FROHSINN
Haushalt, Handarbeit, Musik, Wissenschaft, Handelsfächer, Sport, Geselligkeit, Mod. Heim dir. a. Walde, Zentralheizung, fl. Wasser. Beste Verpflegung. Ia Referenzen. Liebevolle Aufnahme. Prosp. Frau Amtmann Kortum, Harburg Strasse 3. Telephon Nr. 12.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Acetylen-Schweiß- und Schneid-Apparate
Schweißmaschinen ● Rohrfabrikations- u. Rohrbearbeitungs-Maschinen ● Biegemaschinen usw.
ALEXANDER BASTIAN HAGEN IN WESTFALEN

Albums f. Briefmarken
Die altbewährten **Schaubek-Alben** liegen bereits in der 44. Auflage vor.
Ausgabe mit deutschem u. fremdsprachlichem Text. Unerreicht in Qualität und zuverlässiger Textbearbeitung. Alljährl. Nachträge, daher nie veraltend. Preisl. frei von
C. F. Lücke, Leipzig, Querstr. 17

Anilin-Haushaltfarben
in allen Formen und Packungen
zum Färben von Stoffen aller Art
Gebrauchs-Anweisung in allen Sprachen
GEBR. HEITMANN
KÖLN / BARCELONA UND RIGA
Farb. u. Chem. Fabr. Ggr. 1884

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Alben
aller Art

LeiBAG

Kataloge:

Photo-Alben = P 5
Schallplatten-Alben = B 4
Postkarten-, Poesie-Alben, Tagebücher etc. = S 4

Leipziger Buchbinderei Akt.-Ges.
Leipzig C 1

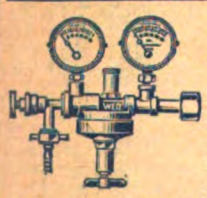
ARMATUREN
für Dampf, Wasser und Säuren, Hoch- und Höchstdruck-Anlagen, Apparate für Wärmewirtschaft.

Schumann & Co.
Leipzig-Plagwitz

Armaturen
für Wasser, Gas, Dampf usw. Spez.: Ventile, Hähne usw. Kondenstöpfe, Wasserabscheider, **Meßapparate:** Wasser-, Kesselspeisemesser, Hauptleitungsmesser für Flüssigkeiten, Luft u. Dampf. Komplette Venturi-Anlagen. Reuther-Dampfuhr.

BOPP & REUTHER, G. M. B. H., MANNHEIM-WALDHOF Katal. Nr. 51 Ks.

Armaturen
Kondenstöpfe
Reduzierventile
★
Vertreter gesucht
Gustav Mankenberg, Stettin 4



Original-„WELT"-Automat

Beste Druckreduzierventile für Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlensäure, Luft usw. Spezialität seit 42 Jahren. Alleinige Fabrikantin

H. L. FUGE G. M. B. H., HANNOVER

BLEI-ARMATUREN
Apparate-Bau, Bleirohrpressanlagen

J. Barth. Schnakenberg, Barmen-Rittershausen Ggr. 1869

BAGGER
Unser Kleinbagger „Abbau" für Ton, Lehm, Kies, Sand und Mergel ist billig im Betriebe und billig in der Anschaffung; grosse Leistung bei geringster Abnutzung.

Rich. Raupach, Maschinenfabrik, Görlitz

Blankes Bandeisen
zum Stanzen, Prägen und Tiefziehen ●

W. Meine & Co., Berlin W 30

Bier-Tabletten
zur Herstellung eines guten Bieres im Hause. Per 1000 Stck. 45 RM. oder 12 $ f. o. b. Hamburg. Probesend. fr. geg. Einsend. v. 40 RM. Alleinvertreter gesucht! Alleinige Fabrikanten:

OTTONIA DENTAL G. m. b. H. BERLIN-FRIEDENAU, Büsingstr. 22

Briefmarken-Sammelsport
Gute Kapitalsanlage
Listen auf Verlangen · Ankauf
Paul Kohl A.-G. Chemnitz 33 p.

DO YOU KNOW THE NEW TYPE OF

NEW Battery?

made after a novel process, for which patent has been applied? It is guaranteed to possess 2 properties of special importance to you, viz.

Extremely High Watt-Hour Capacity.
Longest Storing Capacity.

If you want to familiarize yourself with this new high-grade battery, apply at once to —

Neue Element-Werke Gebr. Haß & Co., Berlin N. 20
N-E-W-Haus, Cristianiastr. 99

Briefmarken
Altdeutschl., deutsche Kol., Flugpost Columbien verkauft (auch Tausch)

Hans Sinn, Bad Bramstedt (Holst.)

Briefmarkenhaus
Herm. Burbach, Honnef am Rh.

Gegr. 1898/ Grösst. Lager in Briefm., Paketen u. Marken aller Länder / Preislisten frei. — Anbieten alle verschieden: 1000 Europa 3.-, 2000: 15.-, 3000: 40.-; 200 Uebersee 2.-, 400: 5.50, 500: 9.-; 3000 Alle Welt 22.50; 300 D. Reich 2.50; 60 d. Kolon. 10.-; 100 deutsche Abstimm. u. bes. Geb. 5.-; 50 Litauen 3.-; 50 Montenegro 4.-; 200 Skandinavien 2.50; 200 Südslavien 10.-; 210 Türkei 15.-; 50 Cuba 2.-; 25 Liberia 2.-; 30 Peru 2.-; 40 Straits 3.-; 50 Uruguay 3.- M. — Porto extra.

Buchbinderei-Maschinen

Spezialität:
Draht- u. Faden-Heftmaschinen
Falzmaschinen

Gebr. Brehmer, Leipzig-Plagwitz.

BUCHDRUCK-WALZENMASSE
CHEMISCHE FABRIK ORTRAND AG.
BERLIN NW 7, DOROTHEENSTR. 35

BÜCHER
Musikerbiographien, Musikwissenschaft, Lehrbücher. Schongeist. Literatur, Romane v. Felix Dahn, Kunstblätter v. Hans Thoma, Schiestl, Steinhausen u. a. — Kataloge kostenlos. **Breitkopf & Härtel, Leipzig C 1,** Nürnberger Strasse 36.

BÜCHER
sämtlicher Literaturgebiete und in allen Sprachen liefert prompt. Interessenten wollen meinen monatlichen Anzeiger kostenlos verlangen. **Rudolf Koch,** Buchhandlung und Antiquariat, **Leipzig C 1,** Inselstrasse 16.

Ihre Weihnachtsbücher
liefert Ihnen schnellstens zu Originalverlagspreisen in tadelloser Verpackung die

Leipziger Vertriebsgesellschaft f. gute Literatur m.b.H., Leipzig C 1, Abt. Ausland.

BENTZIN PRIMAR-CAMERAS
sind photographische Präzisions-Apparate von Ruf in der Preislage von 100 RM. aufwärts

Curt Bentzin, Görlitz (Schles.)
Werkstätten für photographische Apparate
Telegr.-Adresse: Bentzinprimar Görlitz

Dr. Thilo & Co.
Chemische Fabrik
Mainz (Deutschland)

Sterile Injektionen in Ampullen — Redestilliertes Wasser und physiologische Kochsalzlösung in Ampullen — Glycose-(Traubenzucker-) Lösungen in Ampullen — Migränestifte.

Lance-Parfum / Chloraethyl

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie, sowie als Spezialität: Anilin-Gummidruckfarben, fabrizieren

Dr. Lövinsohn & Co.
Berlin-Friedrichsfelde

Edelmetalle
und **Edelmetallegierungen** jeder Art.

Dr. Th. Wieland, Pforzheim,
Scheideanstalt und Plattinraffinerie.

Digitized by Google

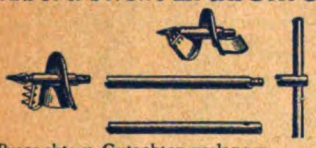
Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Schwarze und bunte
DRUCKFARBEN
für alle Zweige der graphischen Industrie in hervorragender Qualität u. Preiswürdigkeit.
Chr. Hostmann-Steinberg'sche Farbenfabriken G. m. b. H., Celle

---

Emaillierte Hausnummern,
Email-Reklame-Plakate
Straßentafeln usw.
garantiert lichtecht, wetterfest liefert billigst
Emaillier-Werk Hans Fink
Pasing 95 bei München

Unübertroffene Erdbohrer!



Prospekte u. Gutachten verlangen
Fr. Wahrenburg, München 1, Schließfach, Fabrik patentierter Erdbohrer, Gegr. 1913

Etiketten
Siegelmarken
geprägt und Steindruck. Spez.: Wein-, Bier- u. Hoteletiketten. Buntpapier für Kartonagen, Lampenschirme, Dekoration. Vertreter gesucht.
Vulcanus Handelsgesellschaft Delor & Co.
Magdeburg, Schrotestr. 71 a

Fourniermaschinen-Spindeln
für Tischler.
Ersatz für Fournierpressen.
EWALD POHL, NEUGERSDORF (SACHSEN)

GELATINE
Gelatine- u. Dicalciumphosphat-Werke A.-G., Hamborn a. Rhein

GRAPHIT
für alle Zwecke bis zu 99,7 %
DEUTSCHE GRAPHIT-WERKE GMBH., DOHNA IN SACHSEN

Otto Dillner G. m. b. H.
Leipzig O 28
Spezialfabrik für chirurgische und hygienische
GUMMIWAREN

» Hamok «
Handkompressor
Schnellstes Auffüllen leerer Anlassflaschen
Anerkannt vom German Lloyd, Lloyd Register of shipping & Büro Veritas

Bohns Kähler AG. Kiel
MOTOREN- UND MASCHINENFABRIK

M. HOFBERG
LEIPZIG W 31 Gegr. 1891.
Erstklassiges Fabrikat für In- und Ausland.
HOF-**HARMONIUM**-FABRIK
Siehe Artikel Heft 3, Seite 43, 18. Jahrg.

Hochfrequenz-Heilapparate
HELIOS

Helios-Werk, Hermann Will, Jena, vormals Elektro-Apparatebau, Hermann Will

---

HOCHFREQUENZ-APPARATE „HORUS"
Verlangen Sie Angebote
H-KLEMM-EXPORT-ABTEILUNG DER HORUS G-M-B-H-MÜNCHEN
Fabrik elektr.-med. Apparate
LANS IN TIROL

Hochohm-Widerstand
(konstant)

Ingenieur
Friedrich Weber,
Fabrik drahtloser Widerstände
Berlin S 42

Hut-Maschinen
MASCHINENFABRIKS-A.-G. RICHARD HERZ, WIEN XVI.

KUNDEN
aus aller Welt erhalten Sie durch eine Reklame in
VELHAGEN & KLASINGS EXPORT-ANZEIGER

Kaffee-Bearbeitungs- u. -Plantagen-Maschinen
aller Art für nasse u. trockene Aufbereitung
baut seit 40 Jahren als Spezialität
PAUL KAACK & Co. G. m. b. H., Maschinenfabrik • Hamburg 30 V

Kartonnagen-Maschinen
NEIPA
Buchbinderei-Maschinen
Verlangen Sie noch heute illustrierten Prospekt. Überall bestens bewährt und begehrt.
V. CURT NEIDHARDT NACHF., G. M. B. H., WURZEN i. SA. • GEGR. 1902

Schladitz Kassetten garantieren

Sicherheit den Wertpapieren!
Schladitz-Werke AG., Dresden-A. 24

Kleinautomaten
anstelle von
Sicherungen
liefert
Voigt & Haeffner

A.-G., Frankfurt am Main
S. Art. H. 11, S. 189, 17. Jhg. u. H. 4, S. 53, 18. Jhg.
Siehe Artikel Heft 2, Seite 13, 1929

KNÖPFE
aus Porzellan-Agat, • Fabrik seit 1851
Ferd. Schmetz, Aachen

Kontroll-Apparate
Registrierende
für Eisenbahnen, Straßenbahnen, Automobile Fuhrwerke, Maschinen jeglicher Art, etc.

DEUTA-WERKE • BERLIN S. O. 36

KUNSTDRUCKPAPIERE
U. -KARTONS / CHROMOPAPIERE UND -KARTONS NATURDRUCKPAPIERE
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Heidenau
Bezirk Dresden

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Luftbefeuchter und **Staubfänger**

D. R. P. und A. P. liefern

Luftbefeuchtung f. Zentralheizungen G. m. b. H., Ludwigshafen a. Rhein

---

TITAN Nähmaschinen

aller Systeme, anerkannt bestes Fabrikat

Gustav Winselmann G. m. b. H.,
Nähmaschinenfabrik, ALTENBURG 61, Thür.

NETZE

Berliner Mech. Netzfabrik und Baumwollzwirnerei Franz Klinder, Neubabelsberg-Berlin

---

„Türspion" Neuheit! Bester Heimschutz

z. unauffäll. Beobach. d. Hausflur, Verkaufs- u. Werkräume. Vergröß. Gesichtsfeld infolge optischen Linsensystems. Muster gegen RM. 3.50.

Neuheiten-Vertrieb, Berlin-Niederschönhausen

Ölgewinnungs-Maschinen

für jede Saat und Leistung

Duchscher & Co., Wecker (Luxemb.)

Oele. Vor d. Krieg Patent i. all. 34 Pat.-Staat. **Ballistol-Klever-Armeeöl**

ist zugleich **Waffenöl, Rostschutzöl, Wundöl, Schmieröl, Lederöl, Desinficiens!** Tötet die virulentesten Wundbazillen = Prosp. II und beseitigt deren Folgekrankheiten! Unentbehrlich für Mensch, Tier, Pflanze. Weltliteratur gratis u. franko. **Kapseln,** geschmacklos, à 1/9 gr. Desinfektion des gesamten Bluts und aller Organe, sofortiger Erfolg.

Chem. Fabrik F. W. Klever, Köln.

AKARIA
PETROLEUM-HEIZÖFEN

EHRICH & GRAETZ A.-G. BERLIN, SO 36

Pharmazeutische Artikel:

3 Schlager mit grosser Zukunft:

1. Parfümöle, in Wasser löslich,
2. Parfümierte Geschäftsreklame,
3. „Tussyl", das Wundermittel bei Husten.

Gen.-Vertr. sucht: **P. PUTZ, BERLIN 6,** Karlstr. 5 a.

Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat
R. HUPFER & Co.
Hofpianofortefabrik
ZEITZ Prov. Sachs.
Gegr. 1875

Das köstliche

„PLANTANOATS"

ist ein vorzügliches und billiges

Nahrungsmittel

Patentamtlich gesch. und ausgezeichnet durch Verleihung des „Goldenen Siegels" der „The British Analytical Control of London". Anfragen an den

Monopol-Vertrieb „Plantanoats"
Dresden-A. 1, Pestalozzistrasse 8.
Vertreter für alle Länder gesucht!

POSTKARTEN
Akt-Photos!

Pariser Salon, künstler. Modellstudien. Bildermappen für das Herrenzimmer. Kollekt. u. Katal. **über kultur- u. sittengeschicht. Literatur** gegen Voreinsendung von RM. 10.— bis RM. 50.—.

Curt Hoinkis • Hamburg 8 V. M.

Patentierte POSTKARTEN

letzte Neuheit:

Marionetten

Aerophot, Zitteraugen

kpl. Musterkoll. $1.— Vorkasse

Größter Spezialist der Welt!

A. Weinstein, Sonneberg

PUMPERNICKEL
SCHWARZBROT
DIABETIKERBROT

nur 30% Kohlenhydrate. Alles in Scheiben geschnitten in Dosen. In der ganzen Welt bekannt

Sökeland Gebr. • Hamburg 8

»ADAM-EVE«
Klingen, Rasiermesser, Taschenmesser u. Scheren

Weltbekannte Qualitätsware
Muster £ 1.—

F. Adams, Köln-V. Venloer Straße 23

Vornehme **Reklame-** und **Geschenkartikel**

E. PH. HINKEL
Fabrik fein. Metallw.
OFFENBACH a. M.
Gegr. 1857

Rohrbieger „Rundus"

biegt kalt ohne Füllung dick- und dünnwandige Rohre aus allen Metallen schnell und sauber in allen möglichen Radien

D. R. Pat. 416267

Carl Grübel / Maschinenfabrik / Gotha-L.

Samen
für Blumen u. Gemüse

Grassamen, Landwirtsch. Sämereien

Pflanzen aller Arten

Stauden, Zimmer- und Wasserpflanzen, Kakteen, Sukkulenten bieten an in bester Qualität

Haage & Schmidt, Erfurt 25

Katalog, 256 Seiten gratis und franko!

Samen aller Art

v. Erfurter Gemüse u. Blumen usw. Überall glänz. bewährt! Verzeichnisse umsonst u. portofrei.

F. C. Heinemann • Erfurt 113

Samen Gemüse- und Blumensämereien

in vorzügl. Beschaffenheit, auserlesene Ware, vers. überallhin

J. C. Schmidt, Erfurt E.-A.,

Samen-Export-, Kunst- und Handelsgärtnerei. Angeb. u. Preisl. auf Anfr. / **Tropen-Sortimente.**

Schaufensterstellagen
Ladentischglasaufsätze
Ladeneinrichtungen
Glasschränke

Albin Lasch & Co., GmbH.
Dresden-N. 30

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Schwerhörige

benutzen mit Erfolg den ärztlich empfohlenen elektr. Hörapparat

ORIGINAL-AKUSTIK

Fordern Sie Prospekt E gratis von

Deutsche Akustik Gesellschaft
Berlin-Reinickendorf-Ost

PROGRESS-Siegellack für alle Zwecke

PROGRESS-Tinten aller Art

Hersteller: **Siegellack- und Tintenfabrik „Progress", Berlin S 42, Prinzessinnenstraße 22**

Spedition Spezialität: Bücherverkehre

Moritz Merfeld, Leipzig

Spedition Internationale und Uebersee-Transporte

I. Schneider & Co., Leipzig, Ritterstrasse 19.

Spedition In- und Auslands-Transporte

Bücher- und Sammelverkehre.

Uhlmann & Co., gegr. 1853, Leipzig.

SPETON

(Spermathanaton)

seit 25 Jahren bewährtes zuverlässiges Schutzmittel. Wissenschaftliche Literatur gratis durch

TEMMLER-WERKE
Berlin-Johannisthal

SPIELWAREN • STEIFF

KNOPF IM OHR

Weltberühmte Qualitätsspielwaren weichgestopft u. unzerbrechlich. Roller u. Kinderautos. Vertr. in all. Länd. Katal. Vc geg. Refer.

MARGARETE STEIFF GmbH., GIENGEN a. Br. 21, Württ.

AVANTI-SPITZMASCHINE

seit 20 Jahren bestens bewährt!

Guter Exportartikel.

Nettogewicht 550 g.

Prospekt gratis. Fabrikant:

Emil Grantzow, Dresden 16c (Deutschl.)

Die sprechende Platte

gestattet Selbstaufnahmen v. Sprache u. Gesang

Bruno E. Römer / Dresden-A. 20

Siehe Abhandlung auf Seite 19, Heft 2, 19. Jahrg.

Springfedern

Marke „Para"

BANDEISEN
DRAHTWAREN
ALLER ART •

P. A. Rentrop A. G., Altena i. W.

SPRITZAPPARATE „PREA"

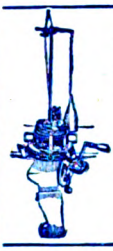
Farbspritzanlagen u. Pistolen für alle Zwecke denkbar rationell! Vielfache Mehrleistung!

„PREA" GmbH., Leipzig W 31

STAHLDRAHT

für hohe Anforderungen, insbesondere Stahlsaitendraht für Musikinstrumente (Röslau-Saiten), ebenso für Federn, Flugzeuge etc. Höchstpräm. a. all. beschickt. Weltausstell.

STAHL- UND DRAHTWERK RÖSLAU G. M. B. H. • RÖSLAU IN BAYERN



Strickmaschinenfabrik
Blochwitz & Hoffmann
Dresden-N. 6
Spezialfabrik für Hand-Rundstrickmaschinen

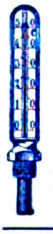
TEXTILIEN

Genua-Cord, Waschcord,

Velvetoon (Wildleder-Imitation), Duvetine f. Damenkleider wasserabstoss., impräg., **Moleskin, Pilot, bunte Reitcorde** in all. Ausführ.

Gebr. Ahlers, Bocholt in Westfalen

Thermometer



Senkwaagen • Chemische Laboratoriums-Apparate • Libellen • Wasserwaagen

F. Mollenkopf, Stuttgart 470

Glasinstrumentenfabrik • Gegr. 1847

MODERNE VERGRÖSSERUNGSAPPARATE

aller Systeme für Fach- & Amateur-Photographen

Müller & Welzig

SPEZIALFABRIK

DRESDEN-A. 16.

Sonderliste V.A. 79.

Bürk elektrische Haupt- u. Neben-Uhren

für Innenräume u. das Freie • Starkstrom-Uhren zum Anschluß an die Lichtleitung • Arbeitszeit-Kontrollapparate • Wächter-Kontrolluhren • Zeit- und Datumstempel

Württembergische Uhrenfabrik
Bürk Söhne, Schwenningen a. N. 78

WAFFEN

Automatische Pistolen, Kal. 6,35 und 7,65 mm. Sportpistolen Kal. .22, lang f. Büchse, autom. Karabiner, Kal. .22, lang für Büchse. Sportbüchs., Einzellader, Kal. .22, lang f. Büchse

WALTHER **Carl Walther, Waffenfabrik, Zella-Mehlis (Thür.) 91 a.**

WAAGEN ALLER SYSTEME

QUALITÄTEN ALLERERSTEN RANGES

WIDEWAG, HANNOVER-L. 8

WIRTSCHAFTS-GEMEINSCHAFT DEUTSCHER WAAGEN- UND GERÄTEFABRIKEN G. M. B. H.

Wäschereianlagen

u. Desinfektionsapparate i. modernster Ausführung, in a. Grössen u. f. alle Betriebsarten

L. Strakosch & J. Boner Nachf.
Wäschereimaschinenfabrik
Wien XX., Brigittaplatz 1

ZÄHLWERKE aller Art

zum Anschluss

an Maschinen und Handgebrauch liefert

Irion & Vosseler, Zählerfabrik, G. m. b. H., **Schwenningen a. N. 64** (Württemberg)

ZIEGELEIMASCHINEN

u. vollständige Einrichtungen für Mauerziegel, Dachsteine, Falzziegel, Röhren, Schamotte-, Dinas- und Silikafabriken

Rich. Raupach, Maschinenfabrik, Görlitz

Ausländ. Fabrikationsstätten in der Tschecho-Slowakei, Polen und Ungarn

---

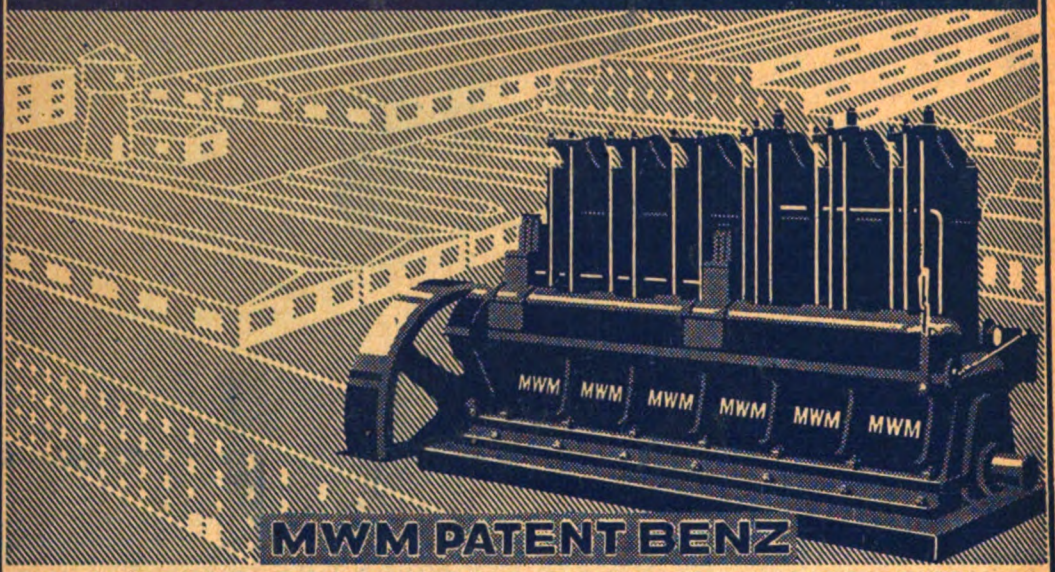
ZIEGELEIMASCHINEN

Th. Groke Akt.-Ges., Merseburg 3.

Digitized by Google

VELHAGEN & KLASINGS EXPORT-ANZEIGER. Verantwortlich für die Schriftleitung F. Klasing, für den Anzeigenteil M. Flintzer, beide in Leipzig. Schriftleitung und Inseratenannahme Leipzig C 1, Hospitalstrasse 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Erfolgreiche Betriebe verwenden



MWM PATENT BENZ

KOMPRESSORLOSE DIESEL-MOTOREN

MOTOREN-WERKE MANNHEIM A.G.
VORM. BENZ ABT. STATIONÄRER MOTORENBAU
MANNHEIM

964

Eine der günstigsten deutschen Lotterien

Ist die

SÄCHSISCHE LANDES-LOTTERIE

Größter Gewinn ¾ Millionen

Goldmark

Ferner Hauptgewinne Goldmark: **500000 250000 200000 150000 100000 usw.**

150000 Lose, 67500 Gewinne mit über **20 Millionen Goldmark**

Jährlich 2 Lotterien mit je 5 Klassen.

PREISE DER LOSE:

KLASSEN-LOSE für jede Klasse:

1/1	1/2	1/5	1/10	Los
40.—	20.—	8.—	4.—	Mk.

VOLL-LOSE für alle 5 Klassen:

1/1	1/2	1/5	1/10	Los
200.—	100.—	40.—	20.—	Mk.

Versand nach allen Weltteilen. Eintritt jederzeit. Amtliche Gewinnliste nach jeder Ziehung. Gewinnauszahlung unter Staatsgarantie. Spielplan kostenlos. Goldmark 4.20 = 1 Dollar. Schecks und fremde Geldsorten werden in Zahlung genommen.

Paul Lippold • Leipzig IX • Brühl 4

Sächsischer Staatslotterie-Einnehmer. Bank-Konto: Allgem. Deutsche Credit-Anstalt, Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

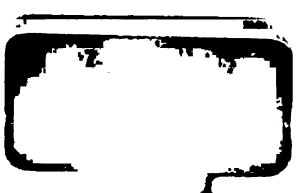
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

3 0000 093 414 963

Digitized by Google